Oesterreichische

Geschichte für das Volk.

XII.

Maria Theresia

vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges

1748—1763.

Von

Dr. Franz Ilwof.

Wien, 1865.
Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Die „**Oesterreichische Geschichte für das Volk**" erscheint in drei Serien, deren

I. mit der ältesten Zeit,

II. mit dem Aussterben der Luxemburger und dem Ende der Hussitenkriege,

III. mit dem Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia

beginnt.

Die erste Serie zerfällt in fünf Theile:

1. Aelteste Geschichte bis zum Sturz des weströmischen Kaiserreiches, von **M. A. Becker.**
2. Die Zeit der Staatenbildungen in Oesterreich, Böhmen und Ungarn bis 1000 n. Chr. G., von **J.** und **H. Jireček.**
3. Die nationalen Herrschaften und das österreichische Interregnum, von Dr. **Zeißberg.**
4. Die Herrschaft der Habsburger, Luxemburger und Anjou bis zum Ausbruche der hussitischen Wirren, von Dr. **Huber.**
5. Die Hussitenzeit, von Prof. **Höfler.**

Die zweite Serie enthält ebenfalls fünf Bändchen, und zwar:

6. Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung, von Prof. **Krones.**
7. Von Ferdinand I. bis auf den dreißigjährigen Krieg, von **Vincenz Brandl.**
8. Der dreißigjährige Krieg, von Prof. **Gindely.**
9. Oesterreichs Ausbildung zu einem Gesammtstaate, von Prof. **Zahn.**
10. Die letzten Habsburger, von Dr. **Alfred Ritter von Arneth.**

Oesterreichische

Geschichte für das Volk.

XII.

Maria Theresia

vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges

1748—1763.

Von

Dr. Franz Ilwof.

Wien, 1865.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Maria Theresia

vom Aachener-Frieden

bis

zum Schlusse des siebenjährigen Krieges

1748—1763.

Von

Dr. Franz Ilwof,

steiermärkisch-landschaftlicher Professor zu Grätz.

Wien, 1865.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung.

I.

Die Regierungsthätigkeit der Kaiserin Maria Theresia im Innern von 1748—1763.

1.

Einleitung.

Acht Jahre blutiger Kämpfe waren vorübergegangen, als der Krieg durch den Frieden zu Aachen, in der alten Kaiserstadt Karl's des Großen, zum Abschluß kam. Oesterreich mußte zwar auf schöne Länder im Norden und Süden seines Reiches verzichten; doch wie ganz anders stand es jetzt da, wo es als gleichberechtigte Macht mit den anderen Staaten Verträge schließen konnte, wie damals, als sich alle seine Gegner auf das Reich stürzten, dessen Thron eben eine Frau bestiegen hatte, die man als Gegnerin nicht fürchten zu müssen glaubte, die aber von einem Gottvertrauen und von einer Begeisterung in der Erfüllung der ihr zu Theil gewordenen Sendung getragen war, welche alle ihre Gegner zu Schanden machte! Und so ging ihr Reich neu gekräftiget aus dem Sturme der Zeiten hervor; denn es hatte bewiesen, daß es selbst den größten Continentalmächten Europa's im Kampfe gewachsen sei, und daß es in sich Kräfte

berge, die, wenn sie recht geführt und gelenkt werden, es zu Sieg und Ruhm, Ansehen und Macht, erheben können.

Der Kampf war beendet, und nun mußte das fast noch schwierigere Werk des Friedens begonnen werden. Es galt nicht blos die Wunden zu heilen, die der unerbittliche Krieg geschlagen, es galt auch, das alte Oesterreich zu einem Staate umzubilden, der seine eben erst mit den Waffen errungene Stellung in Europa und Deutschland auch im Frieden zu behaupten vermöchte. Die acht Jahre von 1748 bis 1756 waren in der That eine glückliche Periode für Oesterreichs Volk und Herrscherin. Auf neuen Grundlagen wurde, nicht von empörten Massen im wilden Taumel einer Umwälzung, sondern vom Throne herab, nach den weisen Grundsätzen einer zeitgemäßen Politik, ein neues Staatsgebäude aufgerichtet. Der Bundesstaat, als welcher das damalige Oesterreich erschien, sollte zu einem in Verfassung und Verwaltung einheitlichen Staate herangebildet werden; im Frieden sollte das Reich seine Kräfte sammeln, um allen Gefahren, welche die Zukunft in ihrem Schooße bergen mochte, gerüstet entgegentreten zu können. Und die Seele aller dieser politischen Neugestaltungen war Maria Theresia selbst, so wie sie den Mittelpunct eines glänzenden Hofes und glücklichen Familienlebens bildete.

Die Geschichte dieser Reformen allein, wollte man sie ausführlich darstellen, würde den uns angewiesenen Raum weit überschreiten. Wir sind daher gezwungen, selbe soweit sie in den von uns zur Bearbeitung übernommenen Zeitraum fallen, nur in großen Zügen zu zeichnen und wollen zu diesem Behufe zunächst die, das ganze Reich und die deutschen Erblande allein betreffenden Reformen nach den Hauptzweigen des politischen Lebens, dann aber das Verhalten der Regierung den großen und wichtigen Ländern gegenüber betrachten, in deren Vorgeschichte jene Sonderstellung begründet war, welche bis auf unsere Tage das

größte Hinderniß der Herstellung einer vollkommenen, in allen wesentlichen Beziehungen des inneren Staatslebens durchgeführten Reichseinheit gebildet hat.

2.

Reformen in der politischen Verwaltung.

Als Maria Theresia nach dem Tode Karl's VI. den Thron ihrer Ahnen bestieg, ruhte das gesammte österreichische Staatswesen in Verfassung und Verwaltung größtentheils auf aristokratischer Grundlage. Alle Provinzen waren im Besitze von Verfassungen, welche noch deutlich die Merkmale des Feudalismus des Mittelalters, in dem sie entstanden waren, an sich trugen. Die der westlichen Provinzen stimmten, wenn sie auch in ihrem Organismus hie und da verschieden waren, in den wesentlichen Grundzügen mit einander überein. In allen zeigte sich die Vorherrschaft der geistlichen und adeligen Elemente. Auf den Landtagen besaßen weitaus die meisten Stimmen der Stand der Prälaten, der Herrenstand, die Besitzer größerer Herrschaften, und der Ritterstand, die kleineren Grundherren; nur in geringer Zahl wurden die Vertreter weniger sogenannter landesfürstlicher Städte zu den Landtagen zugelassen. Nur in Tyrol machte sich schon frühzeitig der Bauernstand als vierter politischer Stand geltend. Die Landstände, welche somit aus zahlreichen Vertretern des Adels und der Geistlichkeit und aus den Abgeordneten einiger wenigen Städte bestanden, besaßen ausgedehnte Befugnisse. Das Steuerbewilligungsrecht, die Umlegung, Einhebung und Abführung der Steuern, die gesammte Verwaltung des Landesvermögens, die Stellung und Verpflegung des Militärs, die Ernennung sämmtlicher Landesbeamten kamen

den Ständen zu; der aus dem Landtage gewählte ständische Ausschuß war das ausübende Organ derselben. Die Stände hatten aber auch auf die politische und richterliche Verwaltung dadurch einen bedeutenden Einfluß, daß die Landesbehörden für die politischen und finanziellen Geschäfte und für die Justiz meist mit Gliedern der Landstände besetzt wurden, und daß sie in oberster Instanz das Gemeindewesen leiteten, während die Gerichtsbarkeit und die Polizeiverwaltung in erster Instanz vorwiegend von den Herrschaftsbesitzern und den von ihnen bestellten Gutsverwaltern als Patrimonialrichtern, und von den Magistraten oder Syndicaten der Städte ausgeübt wurden. In mehreren Provinzen des Kaiserstaates, so z. B. in Böhmen, Mähren, Krain, Siebenbürgen herrschte noch eine Art Leibeigenschaft und der Bauer war fast allenthalben nur der mehr oder weniger beschränkte Nutznießer seiner Grundstücke. Das Heer bestand größtentheils aus unregelmäßigen Truppen und selbst das reguläre Militär ergänzte sich meist aus solchen Elementen der Bevölkerung, welche zu jeglicher bürgerlichen Thätigkeit untauglich waren, oder durch unregelmäßige im Lande oder außerhalb desselben veranstaltete Werbungen. Gute Straßen mangelten fast allenthalben. Die Gewerbe lagen in den Banden einer strengen Zunftverfassung. Die Errichtung neuer Schulen und die Leitung der bestehenden betrachtete man als eine Sache der Kirche, welche bei einem großen Besitze an beweglichen und unbeweglichen Gütern in ihrem Wirkungskreise vom Staate nur wenig eingeschränkt wurde.

Somit bildete Oesterreich seiner Verfassung nach bis auf die Thronbesteigung der großen Kaiserin eine Art Bundesstaat, in welchem die Macht einzelner Körperschaften, insbesondere der Kirche und des Adels, in allen Landes- und Reichsangelegenheiten sehr bedeutend war, so daß der Staatsregierung nur ein ganz

kleiner Spielraum übrig blieb, um gegenüber dem corporativen, ständischen und föderativen Bau des Verfassungs- und Verwaltungswesens der einzelnen Provinzen die Gemeinsamkeit und Einheit des Staates zur Geltung zu bringen. Als die Bande, welche die verschiedenen den österreichischen Kaiserstaat bildenden Länder zusammenhielten, erschienen damals sichtlich keine anderen, als der gemeinschaftliche Herrscher und die pragmatische Sanction. Aber stärker wirkte die Anhänglichkeit der Völker an die Dynastie und die Gewohnheit der Bewohner, ihre Länder als ein einheitliches Ganze anzusehen. Dazu kam noch, daß etwas von dem Glanze, den die deutsche Kaiserwürde ihren Trägern verlieh, auf die Völker zurückstrahlte, welche von jenen unmittelbar beherrscht wurden, und daß dieser äußere Schimmer auch in der That reelle Hilfe in sich barg, als es galt, mit deutschem Blute nicht nur den türkischen Erbfeind von den Ostgrenzen der Monarchie zurückzuhalten, sondern auch Ungarn mit seinen Nebenländern dem Christenthume und der Civilisation mit den Waffen in der Hand wieder zu erwerben. So war es nicht blos ein günstiger Zufall, sondern die politische Nothwendigkeit, welche damals schon die den österreichischen Kaiserstaat bildenden Länder zu einem Reiche vereinigte.

Die Zustände, in denen sich die österreichischen Länder in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts befanden, veränderten sich während der vierzigjährigen Regierung Maria Theresia's vollständig. Sie waren aber auch bereits veraltet, in ihrem Gefüge untereinander und im Verhältniß zum Staatsganzen schwerfällig, jedem Aufschwung, jeder Kraftentfaltung hinderlich geworden. Alle Staaten Europa's hatten seit Jahrzehnten nach jener Zusammenfassung der Regierungsgewalt gestrebt, welche Einheit und Macht im Innern, sowie Ansehen und Stärke nach außen hin verleiht. Oesterreich durfte in diesem

Entwicklungsprocesse nicht zurückbleiben, wenn es als europäische und deutsche Großmacht nicht von seinen Nebenbuhlern überholt werden sollte. Die politische Nothwendigkeit, die gemeinsame Liebe aller vom Hause Habsburg beherrschten Völker zur Dynastie, und zuletzt noch die pragmatische Sanction hatten Oesterreich zu einem Staate gemacht; aber es fehlten noch jene durchgreifenden Einrichtungen, welche die Länder von den Sudeten bis zur Adria, vom Inn bis zur Aluta zu einem einheitlichen Reiche umzuschaffen geeignet waren. Dies in allen Stücken anzubahnen, in den meisten und wichtigsten wirklich durchzuführen, war die Aufgabe der Regierung Maria Theresia's.

Der österreichische Erbfolgekrieg hatte das ganze Reich schwer erschüttert; durch den Verlust einer reichen Provinz wurde es an seiner Nordgrenze entblößt und Preußen zu einer Macht ersten Ranges erhoben, wodurch auch Oesterreichs Stellung in Deutschland gefährdet erschien. Um diesen drohenden Gefahren gewachsen zu sein, um Oesterreich in dieser neuen Lage wieder die ihm gebührende Stellung an Macht und Einfluß in Deutschland und Europa zu erringen, bedurfte es einer vollständigen Veränderung in den inneren Verhältnissen der Monarchie, einer festeren Verbindung ihrer Theile, einer ausgiebigen Benützung ihrer Hilfsquellen, einer Stärkung der Regierung selbst. Daß Maria Theresia dies als eine Nothwendigkeit erkannte, und daß sie zur Durchführung der dadurch bedingten Reformen die rechten, wenn auch oft in die bestehenden Verhältnisse tief eingreifenden Mittel anzuwenden wußte, macht sie zur großen Herrscherin.

Die Umstaltung des ganzen inneren Oesterreich zeigt sich schon in einzelnen Maßregeln im Jahre 1742, beginnt dann im Großen und Ganzen mit dem Jahre 1753 und war um das Jahr 1763 schon in vielen Resultaten erkennbar. Die alten Regierungsgrundsätze wurden aufgegeben, große Reformen in

fast allen Zweigen der Verwaltung durchgeführt; der Einfluß der Regierung auf Kirche und Schule, auf die Landstände und andere sonst eigenberechtigte Körperschaften ward erweitert; Talenten, die aus dem Bürgerstande hervorgingen, eröffneten sich Stellungen, die früher nur den Bevorzugten des hohen Adels und der Geistlichkeit zugänglich waren; durch Hebung der geistigen Bildung und durch Vermehrung des Volkswohlstandes suchte die Regierung die Macht und Kraft des Staates zu erhöhen.

Dieses großartige Werk der Reorganisation des gesammten Staatswesens zu beginnen und segensreich durchzuführen, waren jene Männer, die noch unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI. die Regierung geleitet hatten, nicht geeignet. Sonst tüchtig und dem Kaiserhause unbedingt ergeben, hatten sich diese würdigen alten Herren in die bestehenden Verhältnisse so eingelebt, daß sie den Arbeiten für die Umstaltung derselben und für den dadurch erforderlichen Neubau nicht gewachsen waren. Dennoch ließ Maria Theresia bis zum Jahre 1748 die Staatsmänner, die sie von ihrem Vater übernommen hatte, in Amt und Würde. Die hervorragendsten unter diesen waren: Graf Ludwig Philipp Sinzendorf, der bis zu seinem Tode (1742) als Hof- und Staatskanzler die auswärtigen Angelegenheiten leitete; Graf Thomas Gundacker Starhemberg, der bis 1745 als Präsident der Hofkammer an der Spitze des Finanzwesens stand, worin ihm (bis 1748) Graf Philipp Kinsky folgte; Graf Karl Ferdinand Königsegg, Präsident des Hofkriegsrathes, dessen Nachfolger Graf Joseph Harrach wurde; endlich der böhmische Hofkanzler Graf Friedrich Harrach, welcher bis 1750 dieses Amt bekleidete, und der deutsche Reichsvicekanzler Graf Rudolph Colloredo. Nach Sinzendorf's Tod wurde die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand des Grafen Uhlefeld gelegt, welcher sich aber fast ganz von seinem

Staatssecretär, dem Freiherrn Johann Christoph von Bartenstein, lenken ließ.

In den Jahren 1748—1750 traten in diesen Personalverhältnissen große Aenderungen ein. Maria Theresia wechselte ihr Ministerium. Es hatte dies ganz denselben Sinn, dieselbe Bedeutung, wie wenn ein ähnlicher Vorgang in einem heutigen Staate Platz greift; es war ein Systemwechsel; eine oberste Verwaltung mit einem anderen Programme nahm die Stelle der früheren ein. Doch nicht auf einen Schlag trat dieser Personen- und Systemwechsel ein. Nach und nach, allmälig wurden die älteren Herren, welche den Staat nach den von Leopold I. und Karl VI. festgehaltenen Principien leiteten, zu hohen Hofämtern befördert, und junge, vom Geiste der Zeit getragene Männer traten als leitende Minister an ihre Stelle. Diese wurden die Begründer jener Reformen, durch welche Oesterreich nach dem Wunsche der Kaiserin, den Bedürfnissen des Volkes und der gleichzeitigen Entwicklung der Nachbarstaaten entsprechend, auf Grundlage der Einheit in der Verwaltung und der Kräftigung der Staatsgewalt neu organisirt wurde. Graf Haugwitz, Graf Rudolph Chotek und Graf, später Fürst, Kaunitz waren es vornehmlich, die Oesterreich auf diese neue Bahn führten.

Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz war in Schlesien geboren, er blieb dem Hause Oesterreich treu und verließ sein Heimatsland, als Friedrich II. es occupirte. Im Jahre 1747 ernannte ihn Maria Theresia zum obersten Kanzler der österreichischen Hofkanzlei, und als später beide Hofkanzleien, die österreichische und die böhmische, vereinigt wurden, war er factisch Minister des Innern für alle deutsch-österreichischen Erbländer. Als solchem gelang es ihm, die innere Verwaltung vollkommen neu zu organisiren, indem er den Wirkungskreis der ständischen und städtischen, sowie aller anderen Corporationen der

Staatsgewalt unterordnete, neue landesfürstliche Behörden gründete, den Geschäftsgang in allen Kanzleien streng gliederte und so der Staatsregierung eine Beweglichkeit, Einheit und Machtfülle verlieh, wodurch die landesfürstliche Autorität hoch gehoben und ein kräftiges frisches Staatsleben geschaffen wurde. Viele Reste alter Feudalherrlichkeit wurden von ihm beseitigt; allenthalben entwickelte er eine bewunderungswerthe schöpferische Thätigkeit, wußte nicht nur die entgegenstehenden Hindernisse wegzuräumen, sondern auch Neues an die Stelle des Alten zu setzen. „Er allein hat den Staat 1747 aus der Confusion in die Ordnung gebracht", schrieb Maria Theresia nach seinem Tode (1765) an die trauernde Witwe. Was Haugwitz für die inneren Angelegenheiten der österreichischen Länder, das waren Rudolph Chotek für das Finanzwesen und ganz besonders Kaunitz für die auswärtigen Verhältnisse. Diese drei sind als die Männer zu betrachten, die unter den Augen der großen Kaiserin das schwierige Werk der Umstaltung der Monarchie vollführten.

Zunächst mußte die Macht der Stände zu Gunsten der einheitlichen Staatsgewalt beschränkt werden. Dies geschah nicht durch einen Verfassungsbruch, durch eine durchgreifende, mit einem Schlage auszuführende Reorganisation; es waren nur einzelne Verwaltungsmaßregeln, wodurch zugleich im Gebiete des Verfassungslebens neue Zustände geschaffen wurden, die Oesterreich befähigten, unter einer gekräftigten Staatsverwaltung den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit zu genügen. Zunächst wurde namentlich eine Reihe von Auflagen, besonders aus dem Gebiete der indirecten Besteuerung den Ständen entzogen und dem Staate zugewiesen; so der Salzaufschlag, das Tabak- und Stempelgefälle, die sogenannten Adminicularcollecten, die Capitaliensteuer und die Erbsteuer. Eine eigene landesfürstliche Commission sollte die Gebarung der Stände

mit ihrem Vermögen und ihren Finanzen überwachen und die Jahresrechnungen derselben mußten der Hofrechenkammer vorgelegt werden. Dann wurden alle politischen Geschäfte den Ständen entzogen und in jeder Provinz der neu eingerichteten landesfürstlichen Stelle übertragen. Endlich wurden der Frohndienst und die Urbarialschuldigkeiten der Unterthanen ermäßigt und so nicht blos der Grund zur Befreiung des Bodens von allen feudalen Lasten gelegt, sondern auch auf socialem Gebiete der erste Schritt aus den beengenden Verhältnissen des Mittelalters heraus gemacht, der erste Stein aus dem stolzen Bau der Grundherrlichkeit und Patrimonialgerichtsbarkeit gebrochen.

Noch viel eingreifender waren die Reformen in der Organisation der Verwaltung; denn damals trachtete man zuerst den inneren Verband der Provinzen fester zu knüpfen und sie in ihrem Verhältniß zum Staate gleichförmiger zu organisiren. Bis auf die Zeit Maria Theresia's beruhte die Verwaltung noch ganz auf mittelalterlichen Grundlagen. Fast jede Provinz hatte ihre besonders eingerichtete Verwaltung, auf welche zudem die ständischen Bildungen des Mittelalters, vornemlich Adel und Geistlichkeit, den größten Einfluß übten. Den höchsten Rath an der Seite des Monarchen bildete die kaiserliche Conferenz. An der Spitze der einzelnen Zweige der Staatsregierung standen die Hofstellen: die Hof- und Staatskanzlei für die auswärtigen Angelegenheiten, der Hofkriegsrath für das Militärwesen, die Hofkammer für die Finanzen, ferner die österreichische, böhmische, ungarische und siebenbürgische Hofkanzlei, der italienische und niederländische Rath für die politischen und Justiz-Geschäfte der betreffenden Länder. Von diesen Hofstellen erstreckten sich in ihrer Wirksamkeit nur zwei über die ganze Monarchie: die Hof- und Staatskanzlei und der Hofkriegsrath. Die Angelegenheiten des deutschen Reiches standen dem Reichshofrath zu, welcher

aber schon damals von nur geringem Einflusse und daher untergeordneter Bedeutung war.

Daß dieses ganze System einer vollständigen Umwandlung bedürfe, hatte Maria Theresia schon während des Erbfolgekrieges erkannt. Die trüben Erfahrungen jener Jahre machten die Nothwendigkeit eingreifender Reformen in allen Zweigen der Verwaltung dringend fühlbar; besonders lebhaft erschien die Nothwendigkeit, die in Land und Volk vorhandenen Kräfte zur leichteren Verfügung der Regierung zu haben. Ein engerer Anschluß der Provinzen an den Mittelpunct des Reiches und eine feste, genaue Ordnung der Geschäfte war dringend geboten. Doch geschah auch dieser Umbildungsproceß nicht plötzlich, sondern nur allmälig wurden an Stelle veralteter Einrichtungen neue eingefügt und so nach und nach eine im Principe und in den Einzelnheiten neue, den Bedürfnissen von Land und Volk entsprechende, den Forderungen der Zeit gemäße Verwaltung gebildet. Daß die Weisheit der großen Kaiserin dieses Werk zu einer Zeit von oben herab vollführte, bevor man noch unten zur Erkenntniß der Nothwendigkeit dieser Aenderungen gelangte, das bewahrte Oesterreich vor den furchtbaren Erschütterungen, denen fünfzig Jahre später Frankreich zum Opfer fiel.

Der erste große Schritt in der Neubildung der Verwaltung geschah durch das Patent vom 14. Mai 1749, womit die Trennung der Justiz von der Administration und die Vereinigung der beiden Hofkanzleien, der österreichischen und der böhmischen, in eine oberste Behörde angeordnet wurde. Die Stelle, zu deren Chef als Oberſthofkanzler Graf Haugwitz ernannt wurde, hieß anfänglich Directorium in internis, seit 1762 k. k. vereinigte Hofkanzlei. Durch diese eingreifende Maßregel war die Vereinigung der böhmischen Lande mit den alten österreichischen Erbländern in politisch-administrativer Beziehung

vollzogen, für die gesammten deutschen Erbländer ein Ministerium des Innern geschaffen und so die politische Verwaltung in der höchsten Instanz centralisirt. Damit hatte auch der eine Regierungsgrundsatz der Kaiserin, in den deutschen Erbländern eine vollkommene Gleichheit in Verfassung und Verwaltung herzustellen, seine erste Verwirklichung gefunden. Da die alten Conferenzminister sich in diese neue Ordnung der Dinge nicht recht fügen konnten, so berieth Maria Theresia die inneren Angelegenheiten fast nur mehr mit den Chefs der Hofstellen und gründete (1760) aus den jüngeren Kräften mit Kaunitz an der Spitze den Staatsrath, um durch denselben die Hofstellen zu controliren und das gesammte Regierungswesen in höchster Instanz wie in einem Brennpuncte zu sammeln. Wie sehr es der Kaiserin mit dieser ihrer Schöpfung Ernst war und was sie damit wollte, geht am besten aus jener Stelle der Instruction für den Staatsrath hervor, in der es heißt: „Wer immer durch Unser Vertrauen in Unsern Staats- und Conferenz-Rath berufen worden, soll weder in utili noch in honorifico jemals etwas verlieren können, auf daß er stets den Muth behalte, die Gott und Uns so liebe Wahrheit selbst auf Gefahr Unserer Ungnade tapfer zu vertheidigen.“

Nachdem dieses Werk in oberster Linie durchgeführt war, schritt man zur Neugestaltung der untergeordneten Behörden. Den ständischen Ausschüssen in den einzelnen Provinzen wurde die Verwaltung, soweit sie dieselbe noch in Händen hatten, allmälig abgenommen und zur Besorgung derselben in jedem Kronlande eine eigene landesfürstliche Behörde, Gubernium oder Statthalterei, errichtet. Die Rechte der Stände wurden stillschweigend beschränkt, die Landtage versammelten sich zwar noch, in der Regel aber nur, um die Postulate der Regierung anzunehmen. Um auch die untersten Kreise des Volkslebens

unter die unmittelbare Beaufsichtigung und Leitung der Staatsregierung zu stellen, schuf Maria Theresia (1747—1756) die Kreisämter auch in jenen Provinzen, wo sie nicht schon, wie in Böhmen und Mähren, seit Jahrhunderten bestanden. Diese Behörden hatten die Aufgabe, in ihren Bezirken die genaue Ausführung der landesfürstlichen Gesetze und Anordnungen zu bewirken und zu überwachen, sowie die Unterthanen gegen ihre Grundherrschaften zu beschützen und zu vertreten; daher sich die Kreisämter rasch in hohem Grade das Zutrauen der bäuerlichen Bevölkerung erwarben.

Letztere bildete ein Hauptaugenmerk der Theresianischen Verwaltung. Denn zwei wichtige Seiten im Staatsleben waren es, die, obwohl schon von den bisher getroffenen Maßregeln vielfältig berührt, doch einer wesentlichen Umstaltung bedurften. Das Verhältniß der bäuerlichen Unterthanen zu ihren „Herrschaften“ und die bunte Mannigfaltigkeit im Gemeindeleben mußten tiefgreifenden Aenderungen unterworfen werden, um in dem nunmehr nach den Grundsätzen der Centralisation und der aufgeklärten absoluten Monarchie verwalteten Staate bestehen zu können.

In den österreichisch-deutschen Erbländern, etwa mit Ausnahme von Tyrol, war bis auf das Jahr 1750 das Verhältniß der Bauern zu ihren Gutsherren ganz dasselbe, wie es sich seit dem Mittelalter erhalten hatte. Die Feudalherren, welche unter dem Namen der Herrschaften im Besitze der großen Güter waren, hatten, mit Ausnahme der unter den landesfürstlichen Behörden unmittelbar stehenden privilegirten Städte, die ganze Landesverwaltung in ihren Händen, so daß die Bewohner des offenen Landes unmittelbar unter ihrem Gebote und erst mittelbar unter dem Landesfürsten standen. Mit dem herrschaftlichen Güterbesitze, welcher Dominicalbesitz zum Unterschiede von jenem

der Bauern, dem Rusticalbesitz, hieß, waren gewisse mehr oder minder große Vorrechte verbunden. Die Herrschaft hatte in der Regel in ihrem Bezirke die Verwaltung der Justiz und Polizei, das Recht der Vertheilung (Repartition) und Einsammlung der Steuern, das Recht der Verleihung von Bauerngründen als Eigenthum oder zur Nutznießung mit gewissen Obereigenthums- und Heimfallsrechten.

Zwischen der „Herrschaft“ und ihren „Unterthanen“ bestand ein eigenthümliches Verhältniß, das seine Vortheile, aber auch seine großen Nachtheile hatte. Von einer eigentlichen Leibeigenschaft konnte wohl nur in den ungarischen Ländern gesprochen werden, wo der Bauer außerhalb aller gesellschaftlichen und politischen Rechte stand: seine Person, sein Gut, sein Recht war in der Hand des Grundherrn. In den nicht-ungarischen Ländern war die Abhängigkeit des Bauern von seiner „Grundobrigkeit“ schon vor Maria Theresia eine mildere, obgleich noch immerhin drückend genug. Der Bauer war nicht Eigenthümer, sondern bloßer Nutznießer von Grund und Boden. In manchen Ländern, wie in Böhmen, Mähren, Krain, durfte er ohne herrschaftliche Bewilligung nicht vom Grunde wegziehen, sich nicht verheiraten, seine Söhne nicht zu einem Handwerk bestimmen oder studiren lassen. Der Bauer hatte seinem Grundherrn Dienste in der Feldwirthschaft, beim Holzfällen, bei Jagden zu leisten, Botengänge zu verrichten, was man im allgemeinen unter dem Namen der Robot begriff; in engerem Sinne verstand man darunter namentlich die Feldarbeitdienste. Die Herrschaft bezog Laudemien bei Besitzveränderungen und andere Abgaben. Dafür war sie aber auch ihren Unterthanen zu Schutz verpflichtet; der Bauer konnte ihre Hilfe in seinen Bedrängnissen anrufen; er erhielt Bau- und Brennholz unentgeltlich. Dieses Verhältniß hielt daher die Bauern ihren Grund-

herren gegenüber nach jeder Richtung hin in einer beengenden Abhängigkeit und ließ kein selbständiges Leben, Wirken und Streben unter ihnen aufkommen. Die Folge davon war, daß der Landmann nur zu sehr geringem Wohlstande gelangen konnte, daß die Landwirthschaft in althergebrachter Weise ohne jegliche Verbesserung betrieben wurde und daß der Bauernstand nur sehr wenig zur Bestreitung der Regierungskosten an den Landesfürsten beizutragen vermochte. Die Erkenntniß dieser Mißstände bewog die Staatsmänner der Kaiserin, Reformen auch auf diesem Gebiete des Staatslebens vorzuschlagen. Diese Maßregeln sollten gleichzeitig zur Förderung der Landwirthschaft und der Industrie, also des gesammten Volkswohlstandes, zur Erhöhung der monarchischen Gewalt durch allmälige Lösung der bisherigen Feudalverfassung, endlich zur Bildung und Veredlung des großen Hauptstammes der Bevölkerung führen.

Es waren also hierbei vorzüglich zwei Rücksichten maßgebend. Einmal das finanzielle Interesse, weil durch die Hebung des bäuerlichen Wohlstandes auch die Staatseinnahmen reichere Zuflüsse erhalten mußten. Maria Theresia bedurfte damals (1745) Geld, viel Geld, um ein starkes Heer zu erhalten, das im Stande wäre, Oesterreich in seiner Integrität seinen vielen Feinden gegenüber zu schützen. Andererseits sprach auch die Humanität für die Erleichterung der Feudallasten des Landvolkes und die Maßregeln, welche die Regierung in dieser Sache durchführte, entsprachen somit auch dem Geiste ihrer Zeit.

Vor allem wurde eine Reform der Grundsteuer, die bisher unter die verschiedenen Provinzen und die einzelnen Grundbesitzer sehr ungleich vertheilt war, in der Art durchgeführt, daß der Kataster, d. i. die Beschreibung der Grundstücke nach Lage, Größe, Benützung und Ertragsfähigkeit als Grundlage der Steuerbemessung, von vielen Fehlern gereinigt

und umgearbeitet wurde, wodurch der sogenannte Theresianische Kataster (1748) entstand, welcher von da an, mit Ausnahme einer achtmonatlichen Unterbrechung (vom 1. November 1789 bis 1. Juli 1790) bis 1819 im Gebrauch blieb. Kurz darauf wurde (durch Hofdecret vom 19. Februar 1751) die Steuerfreiheit des herrschaftlichen Grundbesitzes aufgehoben und so in Oesterreich in aller Stille ein Mißstand beseitigt, welcher vierzig Jahre später in Frankreich mit zu den Ursachen der furchtbaren Staatsumwälzung gehörte und in Preußen bis in die neueste Zeit hereinragte. Endlich lockerte die Staatsverwaltung schon von 1750 an die Fesseln der feudalen Bodengebundenheit, indem sie unter Umständen die Lostrennung einzelner Grundstücke von ganzen Wirthschaften ermöglichte. Andererseits wurde den Herrschaften verboten, Bauerngründe zu erwerben und so den Rusticalbesitz zu mindern. Alles dies waren aber nur Vorläufer der viel tiefer eingreifenden Reformen, durch welche nach dem siebenjährigen Kriege das Verhältniß der Unterthanen zu ihren Grundherren wesentlich neu gestaltet wurde.

Diese Gesetze, welche nicht blos dem Geiste der Zeit Rechnung trugen, sondern auch das Wohl des ganzen Staatswesens förderten, erstreckten sich in ihrer Wirksamkeit nur auf Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Böhmen, Mähren und Schlesien. In Ungarn und seinen Nebenländern bestand eine ganz eigenthümliche Feudalverfassung, welche von der Königin einseitig nicht aufgehoben werden durfte; Belgien und die Lombardie hatten ihre eigene Verwaltung; in Tyrol, Görz, Gradisca und im Gebiet von Triest dagegen bestanden nur wenig Einrichtungen von feudalem Charakter. Eine Rückwirkung auf das gesammte Staatswesen übte die Milderung in den feudalen Verhältnissen in der Art aus, daß dadurch die monarchische Gewalt gekräftigt wurde,

während die Landstände auch auf dem Gebiete an Einfluß verloren, wo sie bisher fast unumschränkt gewaltet hatten.

Viel complicirter und schwieriger war die Regelung der höchst mannigfaltig gestalteten Verhältnisse im Gemeindewesen. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trugen in Oesterreich die Gemeinden der verschiedenen Provinzen noch ganz den Charakter mittelalterlicher Einrichtungen an sich. Sie waren unter sich oft wesentlich verschieden. Einige Gemeinden standen unter der strengen Aufsicht ihres adeligen Grundherrn, andere unter der milderen Leitung eines geistlichen Stiftes und wieder andere, besonders Städte und Märkte, unmittelbar unter den landesfürstlichen Behörden. Einige besaßen ausgedehnte Selbständigkeit, große Privilegien in Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten und in der Ausübung der Justiz; andere waren wieder in jeder Weise beschränkt, sei es, daß sie ihrem Grundherrn oder einem landesfürstlichen Beamten untergeben waren. Namentlich viele Städte und Märkte erfreuten sich der Marktfreiheit, des Rechtes Zölle an ihren Thoren zu erheben und der Wahl ihrer Obrigkeiten; wenn sie unmittelbar unter dem Landesfürsten standen, so genossen sie auch dadurch ein größeres Ansehen; einzelne von ihnen hatten durch ihre Bürgermeister Sitz und Stimme im Landtage. So bildeten unter diesen mannigfaltigen Einrichtungen manche Stadt- und Dorfgemeinden eine Art kleiner Republiken, die ihr inneres Wesen und Leben nach eigenen Satzungen regelten, während andere unselbständig waren, mit höchst verschiedenen Graden von Abhängigkeit, von Vermögen und von Macht. Dem entsprechend entstand auch eine beträchtliche Verschiedenheit der Gemeindeverfassungen. Hier waltete das aristokratische Element vor, dort das demokratische; hier gab es erbliche Gemeindeobrigkeiten, dort nicht; da gab es Besoldungen, anderswo keine;

hier ergänzten sich die Stadtobrigkeiten selbst, dort wurden sie in bestimmten Perioden von allen Gemeindegliedern oder einem Ausschuß derselben gewählt. Das mittelalterliche Element, wovon ihre Verfassungen durchdrungen waren, zeigte sich auch in der Gliederung der Bürgerschaft. Das allenthalben unbeschränkt herrschende Zunftwesen, der Unterschied von Großbürgern und Kleinbürgern, von Stadtbürgern und Vorstadtbürgern, das Patriciat in den Orten, welche unter dem Einflusse der italienischen Städtebildung emporkamen, wie in Triest und Görz, und das Bestehen eines sogenannten äußeren Rathes neben den gewöhnlichen Stadtobrigkeiten, wie in Wien, geben hievon Zeugniß.

Diese mittelalterlichen patriarchalischen Zustände erlitten durch die um 1748 begonnenen Reformen einen argen Stoß. Als auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Civil- und Strafgesetzbücher in systematischer Ordnung und in einer möglichst präcisen Sprache abgefaßt und eingeführt wurden, hörte die Giltigkeit der einzelnen Landesgesetze und örtlichen Gewohnheiten von selbst auf und nur der rechtsgelehrte Richter, nicht mehr der Dorfrichter oder Geschworne, konnte Recht und Urtheil sprechen; zahlreiche kleinere Ortschaften, welche das Recht der bürgerlichen Gerichtsbarkeit besaßen, verloren dasselbe, wenn auch nicht von Rechtswegen, so doch thatsächlich, weil ihnen die Geldmittel fehlten, studirte Juristen als Richter anzustellen.

Die Aenderungen in der Civilverwaltung und die immer allgemeiner werdende Ansicht, daß der Staat im großen wie im kleinen die Polizeigewalt üben müsse, entzogen den Gemeinden zahlreiche Vorrechte, welche sie bis dahin besessen hatten. Auch war ein wesentlicher Umstand, welcher lange Zeit hindurch gebot, die Gefühle der auf ihre Selbständigkeit eifersüchtigen Bürger zu schonen, nun entfallen; denn die aus so

vielen glanzvollen Beispielen in der Geschichte Oesterreichs bekannte militärische Hülfe, welche die älteren Städteverfassungen durch das Eintreten der Bürgerschaft zur Vertheidigung ihrer Mauern dem Staate leisteten, stellte sich bei den Fortschritten der Kriegstechnik immer mehr als wirkungslos und unnütz heraus. So wurde durch Zeit und Umstände an der alten Selbständigkeit der Gemeinden gerüttelt; ein Pfeiler derselben nach dem andern sank dahin; die Reste des mittelalterlichen Volksthums fielen der modernen Staatsidee zum Opfer, und mit der Durchführung der unter Maria Theresia begonnenen Reformen gingen die alten Gemeindeverfassungen, wenn sie auch nicht ausdrücklich aufgehoben wurden, ihrem langsamen aber sichern Verfalle entgegen.

Nicht daß diese alten Einrichtungen jetzt zusammenbrachen, war vom Uebel; denn sie hatten sich mit ihrem Zunftwesen, mit ihren in den meisten derselben vorherrschenden bevorzugten Elementen, mit der mittelalterlichen Gliederung der Bürgerschaft und mit den allenthalben geltenden und aufs strengste gewahrten Beschränkungen gegen Freizügigkeit und Ansäßigmachung, gegen jeglichen Aufschwung von Industrie und Handel, längst überlebt und waren ein Bleigewicht, welches die Entwicklung des modernen Staates hemmte. Aber das war vom Uebel, daß die Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts nicht blos in Oesterreich, sondern auch in anderen Staaten Europa's, die damals denselben Umstaltungsproceß durchzumachen hatten, wohl die Grundlagen des alten Gemeindewesens umzubrechen verstanden, aber nicht an der Stelle des gestürzten ein neues organisches Gebäude aufzuführen vermochten. Einer der herrlichsten Vorzüge, deren sich Großbritannien vor den Staaten des Festlandes rühmen kann, ist sein wunderbar gegliedertes auf historischer Basis ruhendes Gemeinde-

wesen, wohl der Glanzpunct seines ganzen Verfassungslebens; daß jener Inselstaat von vielen gewaltigen Kämpfen verschont blieb, welche die übrigen Staaten Europa's heimsuchten, hat es zum großen Theile diesem Umstande zu danken. Im achtzehnten Jahrhunderte hoben die Lenker der Staaten des europäischen Festlandes das alte Gemeindewesen einfach auf, ohne dessen Stelle durch ein neues, den geänderten Zeitverhältnissen entsprechendes zu ersetzen, während Englands Communen und Grafschaften auf den massigen Pfeilern des seit Jahrhunderten historisch Gewordenen unerschütterlich ruhen.

So waren in der gesammten politischen Verwaltung von der höchsten Instanz bis in die letzten Kreise des Volkes großartige Aenderungen theils angebahnt und begonnen, theils bereits durchgeführt. Sie standen in Oesterreich nicht vereinzelt da; fast in allen übrigen Staaten Europa's kamen in jener Periode ähnliche Umstaltungen vor. Hier wie dort gab es eine Partei, welche sich dieser Errungenschaften freute und davon Glück und Segen für Land und Volk prophezeite, und eine andere, welche Unglück und Zerrüttung aus denselben fürchtete. Am Hofe der Kaiserin Maria Theresia gehörten zu diesen letzteren die älteren Staatsmänner, während an der Spitze der Freunde der Neuerungen die Kaiserin selbst und die jugendfrischen Talente standen, die sie seit dem Aachener Frieden in ihren Rath berief. Daß von der ziemlich spärlichen politischen und staatswissenschaftlichen Literatur jener Zeit die regsame Thätigkeit der Regierung Maria Theresien's mit Freude und Begeisterung begrüßt wurde, ist erklärlich. Das Bürgerthum verhielt sich ihnen gegenüber fast theilnahmslos. Es war noch geistig todt; es fehlte ihm an Bildung und Thatkraft; die von der Kaiserin und ihren Staatsmännern durchgeführten Regierungsgrundsätze sollten erst die Vorbedingungen zur Entstehung eines ökonomisch-kräftigen und

geistig-mündigen Mittelstandes schaffen und eine Fülle von Verordnungen war darauf berechnet, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche dieser Entwicklung im Wege standen. Die vielen unter dem Landvolke sowie bei den Bürgerclassen herrschenden Vorurtheile und Mißbräuche, welche sich vielfach als Ausartungen älterer frommer Meinungen und Gewohnheiten zeigten, manche thörichte Gebräuche, die, namentlich in den untern Schichten der Gesellschaft, Rohheit und Ausgelassenheit der Sitten im Gefolge hatten, wiesen auf die Nothwendigkeit einer allgemeineren Verbreitung der Bildung durch bessere Schuleinrichtungen hin, während sie gleichzeitig die Gesetzgebung aufforderten, durch strenge Gebote und Verbote die schreiendsten Uebelstände zu beseitigen. Allerdings ist hierbei die Reformthätigkeit der theresianischen Regierung von einem Fehler nicht freizusprechen, der freilich noch greller in der Periode ihres Nachfolgers hervortrat. Wenn das Handwerks-Generale von 1731 gegen die „blauen Montage oder sonstigen eigenmächtigen Arbeitsentziehungen der Gesellen“ eiferte, den Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern bei der Aufnahme in die Zunft einstellte und manche andere zweckmäßige Vorkehrung traf, so war das gewiß sowohl vom volkswirthschaftlichen wie vom menschenfreundlichen Standpuncte nur zu loben. Aber mit den Mißbräuchen wurden mitunter auch ganz löbliche Uebungen und Einrichtungen abgeschafft, und nur zu oft gab sich die Gesetzgebung mit Angelegenheiten ab, die kleinlicher Natur und ihrer ganz unwürdig waren. Es mochte hingehen, daß das obengedachte Handwerks-Generale den Gesellen das Degentragen untersagte; aber was hatte es für Wichtigkeit für das Staatswesen, wenn die Landkutscher rothe Röcke mit blauen Aufschlägen trugen? Eine Verordnung vom Jahre 1750 verbot ihnen das. Eine andere schärfte es den Herrschaften ein, darauf

zu sehen, daß sich ihre Bedienten in den Vorzimmern des Spiels und Geschreis enthielten u. dgl. m. Nichts desto weniger überwiegt das wahrhaft gute und nützliche, ja nothwendige, das die Erlässe Maria Theresien's enthielten, bei weitem die hie und da auftauchenden Zeichen zu weit getriebener weiblicher Sorgfalt mit den daran klebenden Nachtheilen überflüssiger Beengung. Und wie die bisher betrachteten tief eingreifenden Aenderungen in der politischen Verwaltung, so tragen auch die gleichzeitig auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens eingeleiteten theresianischen Reformen das Gepräge einer großartigen Auffassung der Staatsaufgabe und einer selbst bei Männern, geschweige denn bei einer Frau, seltenen Erkenntniß des Bedürfnisses und eines unter allen Umständen staunenswerthen Ueberblickens und Erfassens der verschiedenartigsten Verhältnisse. Man mag gegen manches Einzelne der theresianischen Gesetzgebung und Verwaltung Zweifel und Bedenken erheben; das Große und Ganze derselben bleibt für alle Zeiten eben so bewunderns- als dankenswerth.

3.

Reformen im Justizwesen.

Die österreichische Justizgesetzgebung bestand „noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den westlichen Provinzen aus vielen örtlichen Rechten, welche theils niedergeschrieben waren, theils auf Gewohnheiten beruhten und auf Vollständigkeit und System keinen Anspruch machten. Zur Ergänzung des Unvollständigen galten in den meisten Provinzen das römische Civilrecht, das canonische Recht und das lombardische Lehenrecht, so wie einzelne kaiserliche Verordnungen. In Ansehung des Ge-

richtsstandes galt die Regel, jeder müsse durch seines Gleichen gerichtet werden; daher hatten die Geistlichkeit, die Universitäten, der Adel, die Staatsbeamten, das Militär, die Bürger, die Bauern und die Juden ihre eigenen Gerichte". Die Justizverfassung beruhte sonach im wesentlichen auf dem alten corporativen Bau der städtischen und bäuerlichen Gemeinden und auf der Patrimonialgerichtsbarkeit. Von Landschaft zu Landschaft fand man besondere Formen von Gerichten; Magistrate in den landesfürstlichen Städten und Märkten, Obrigkeiten in den unterthänigen Ortschaften, die Wirthschaftsämter in Böhmen und Mähren, die Grundgerichte in Oesterreich, die Land- und Ortsgerichte in Steiermark, die Pfleggerichte in Kärnten u. s. w. Im allgemeinen bildeten die Patrimonialgerichte auf dem offenen Lande, die Magistrate in den Städten und Märkten die Gerichte erster Instanz. „Das Verfahren war auf dem Lande meistens einfach, bei den höheren Gerichten oft sehr verwickelt; die Gerichtsbarkeit in Criminalfällen hatten meistens schon die Obrigkeiten der Städte und Flecken sowie viele Herrschaftsbesitzer." Die Criminalstrafen waren gewöhnlich Leibesstrafen, Verstümmelungen und grausame Todesarten, wie das Lebendigpfählen, das Viertheilen, das Brechen der Gliedmaßen mit dem Rade von oben oder von unten (Rädern, Radbrechen), das Schleifen zur Richtstätte, das Zwicken mit glühenden Zangen, die Brandmarkung. Die Verurtheilung zur Ruderbank (Galeerenstrafe) war schon vor Maria Theresia (1728) in Arbeit in den ungarischen Bergwerken umgewandelt worden. Diese fürchterliche Gerechtigkeitspflege lag zudem gar häufig in den Händen abergläubischer ungelehrter Richter, von denen viele nicht einmal die Gesetze kannten. Nicht minder arg sah es bei der Buntscheckigkeit der Rechtssatzungen, Rechtsgewohnheiten, Statuten u. s. w. sowie bei dem Vielerlei der

Gerichtsbehörden und Instanzen mit der Pflege der bürgerlichen Gerichtsbarkeit aus. Die Parteien und ihre Advocaten wußten oft nicht, an welche Stelle sie sich zu wenden hatten und reichten ihr Anliegen bei mehreren Behörden zugleich oder unmittelbar bei Hofe ein. Die verwickelte Schwerfälligkeit des Gerichtsverfahrens dehnte die Processe ins unabsehbare aus. Der geringste Zwischenfall bot pfiffigen Sachwaltern Anlaß, endlose Aufschübe, Fristen, Erstreckungen zu erwirken. Oft war das Urtheil schon gesprochen, sollte zur Ausführung kommen und durch Cessionen und andere Kniffe entwickelte sich ein neuer Proceß daraus. Dazu das Unwesen der Winkelschreiber, häufig frühere Soldaten, welche die Parteien gegeneinander hetzten, ihnen goldene Berge versprachen und sie um ihr Geld brachten.

Diese Zustände währten in Oesterreich, bis, angeregt durch die von König Friedrich II. von Preußen in seinem Staate auch im Justizwesen begonnenen Reformen, Maria Theresia's Räthe die Kaiserin (1753) veranlaßten, anzuordnen, „daß durch Abfassung eines gleichförmigen Codex allen Provinzen ein sicheres und gleiches Recht und eine gleichförmige rechtliche Verfahrungsart bestimmt werden soll". Zu diesem Zwecke bestellte sie eine aus den bewährtesten Rechtsgelehrten und Justizmännern der verschiedenen Provinzen des Reiches zusammengesetzte Commission und zeichnete derselben als Richtschnur vor, daß sie „soviel als möglich das bereits übliche Recht beibehalten, die verschiedenen Provincialrechte, insofern es die Verhältnisse gestatten, in Uebereinstimmung bringen, dabei das gemeine Recht und die besten Ausleger desselben, sowie auch die Gesetze anderer Staaten benützen und zur Berichtigung und Ergänzung stets auf das allgemeine Recht zurücksehen" solle. Die Entwerfung des Planes zu diesem Codex wurde dem Prager Professor Azzoni übertragen, nach dessen 1760 erfolgtem Tode der

Hofrath Zenker die Abfassung des bürgerlichen und Dr. Holger jene des Strafgesetzbuches übernahm. Bei dem einen wie bei dem andern sollte nicht nur die Frage, was Rechtens ist, entschieden, sondern auch die Feststellung des rechtlichen Verfahrens und zwar sowohl die Proceßordnung als auch das Verfahren in Eintrachtssachen (Verlassenschaften, Vormundschaften u. dgl.) festgestellt werden. Begreiflicher Weise thürmten sich einer so großartigen Arbeit bedeutende Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen, welche theils in den Personen, theils in der Sache lagen; und so brachte diese Gesetzgebungs-Commission erst bis zum Jahre 1767 ein Werk unter dem Namen des bürgerlichen Gesetzbuches zu Stande, welches aber seinem Umfange von acht starken Foliobänden wie seinem Inhalte nach „den weisen Absichten der Monarchin“ durchaus nicht entsprach. Maria Theresia gab es der Commission zur Ueberarbeitung und Kürzung wieder zurück.

Jedoch schon vor Beginn dieser Gesetzgebungsarbeiten und während des langsamen Fortschreitens derselben erließ die Regierung von Zeit zu Zeit einige wichtige Justizgesetze, von denen einzelne auch späterhin in Theorie und Praxis von nachhaltigen Wirkungen waren. Das eingreifendste von diesen Gesetzen war das am 14. Mai 1749 erschienene Patent, worin die Trennung der Justiz von den anderen Landesangelegenheiten ausgesprochen ward. Dadurch wurde die Gerechtigkeitspflege, welche bisher mit den übrigen Verwaltungsgeschäften die Hofkanzleien versehen hatten, von den letzteren ausgeschieden und eine oberste Justizstelle, die zugleich die höchste Instanz in Rechtssachen bildete, als gemeinsames Ministerium der Justiz für alle deutsch-österreichischen Erblande gegründet. Auch in der zweiten Instanz wurde die Trennung der Gerechtigkeitspflege von der Verwaltung durchgeführt, indem

man entweder die Landesstelle in zwei Senate, einen judiciellen und einen politischen, theilte oder indem man der früheren Landesstelle die Justizverwaltung ließ, für die politische Verwaltung aber neue Organe schuf. In den untern Instanzen dagegen blieb im allgemeinen die bisherige Gerichtsorganisation bestehen und nur grelle Uebelstände oder Institute, die sich schon vollkommen überlebt hatten, wurden durch die reformirende Hand der Regierung beseitigt. So verloren in Böhmen, Mähren und Schlesien (besonders durch die Gesetze vom 24. Januar 1754 und vom 22. Juli 1765) viele kleine Städte, Marktflecken und Herrschaften die Gerichtsbarkeit in Strafsachen, weil man mit Recht annahm, daß ihnen die Mittel zu einer gehörigen Criminaljustizpflege fehlten. Eine allgemeine Verfügung vom 30. April 1753 setzte die Großjährigkeit, welche bisher an den meisten Orten mit dem Alter von 18—21 Jahren erreicht wurde, auf 24 Jahre fest. Das Recht der Ernennung von Advocaten wurde ausdrücklich der Staatsregierung, seit 1763 der obersten Justizstelle gewahrt; die Bewerber um Advocatenstellen mußten an österreichischen Universitäten Rechts- und Staatswissenschaften studirt haben, ihre Kenntnisse durch Zeugnisse darlegen und Graduirte sollten vor Nicht-Graduirten den Vorzug haben.

Als die Criminalgerichtsbarkeit noch in den Händen vieler kleinen Ortschaften war, hatte die Sorge für eine bessere Gerechtigkeitspflege die Regierung bestimmt, zu verlangen, daß die auf Tod lautenden Urtheile vorher den hohen landesherrlichen Behörden vorgelegt werden sollen. Diese Vorlegung geschah aber in den meisten Provinzen nur so, daß die höhere landesherrliche Behörde eine Art von Cassationshof bildete, folglich in das Innere der Sache nicht einging, sondern nur darauf sah, ob die wichtigern äußeren Formen der Verhandlung beobachtet wären. Allein es war unverkennbar, daß bei der äußerst man-

gelhaften Bestellung vieler unteren Gerichte die Grenzlinie, welche das Obergericht zu beobachten habe, nicht leicht zu finden sei. Allmälig kam daher mittelst einzelner Hofrescripte die Einrichtung auf, daß das Obergericht auch in die Sache selbst einging und nun der vom Obergerichte ausgegangene Rechtsspruch das eigentliche Urtheil war, wodurch die Urtheilsschöpfung in allen wichtigen Criminalfällen von den Gerichten erster Instanz weg kam. Dieser Vorgang wurde später zu einem allgemeinen Grundsatz der österreichischen Strafgesetzgebung erhoben, daher auch in dieser Hinsicht die Justizreformen unter Maria Theresia höchst folgenreich geworden sind. Ueberhaupt gehörte die Verbesserung der Criminaljustiz zu den dringendsten Wünschen dieser Periode; daher arbeitete schon damals eine aus hochgestellten Justizbeamten bestehende Commission an der Abfassung eines neuen Strafgesetzbuches, das aber erst später (1768) als sogenannte Theresianische Halsgerichtsordnung veröffentlicht wurde. Auch eine neue Wechselordnung wurde am 1. October 1763 erlassen.

4.

Reformen im Unterrichtswesen.

Bis zum Jahre 1740 befand sich in Oesterreich das gesammte Unterrichtswesen unter der unmittelbaren Leitung und Aufsicht der Kirche. Die Volksschulen, die Gymnasien, die philosophischen und theologischen Lehranstalten waren kirchliche Institute; die Schulen für Rechtswissenschaft und Arzneikunde standen, da sie zu den von der Kirche errichteten Universitäten gehörten, mit dieser in enger Verbindung. Die Staatsregierung hatte auf das Unterrichtswesen keinen andern Einfluß als den,

der in dem Rechte der obersten Aufsicht und nach Umständen auch in jenem der Einsprache gegen eigenmächtige Verfügungen lag. Schule und Unterricht lagen arg darnieder. Die „Anfangsschulen", wie man sie damals nannte, waren ihrer Zahl und Einrichtung nach lange nicht hinreichend; nur Wenigen wurden damals die Wohlthaten eines geregelten Unterrichts zu Theil, zahllos war die Menge der Kinder, welche heranwuchsen, ohne je eine Schule besucht zu haben. Dabei war der Unterricht äußerst kümmerlich bestellt. Meistens war der Küster zugleich Schullehrer, und zu diesen Stellen glaubte man auch herabgekommene Handwerker oder invalid gewordene Soldaten gebrauchen zu können. An den Gymnasien wurden die classischen Sprachen (latein und griechisch) dürftig, Natur- und geschichtliche Kenntnisse fast gar nicht betrieben. Die s. g. philosophischen und die theologischen Facultäten der Hochschulen waren fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten; viele Wissenschaften waren an denselben durch Wort und Lehre gar nicht vertreten; die juridischen Fächer wurden nur als geistloses Formelwerk behandelt, die Naturwissenschaften und die Medicin lagen mindestens ebenso arg darnieder; die am meisten besuchten Schulen waren die theologischen Seminarien

Sowie in andern Dingen, so stand Oesterreich auch in dem höheren Unterrichtswesen bis auf Maria Theresia den übrigen Staaten Europa's, namentlich Frankreich und Norddeutschland, weit nach; denn man war in Lehre und Wissenschaft auf derselben Stufe stehen geblieben, welche man schon an der Scheide des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts eingenommen hatte. Da aber der Aufschwung des Unterrichtswesens in den protestantischen Ländern mit dem Momente zusammenfiel, wo das früher auch dort der Kirche allein vorbehaltene Unterrichtswesen der Staatsgewalt unterstellt wurde, so beschloß man,

besonders seit Gerhard van Swieten auf dem Gebiete des österreichischen Unterrichtswesens hervorragenden Einfluß gewann, auch in Oesterreich in dieser Richtung die Reformen im Unterrichtswesen zu beginnen.

Gerhard van Swieten war am 7. Mai 1700 zu Leyden geboren, studirte in Löwen und später in Leyden die medicinischen Wissenschaften, wo der weltberühmte Boerhave sein Lehrer war. Dort übte er auch durch neun Jahre die ärztliche Praxis und das Lehramt aus, bis er 1745 als Professor der Anatomie und Physiologie an die medicinische Facultät nach Wien berufen wurde. Schon im ersten Halbjahre seines Aufenthaltes in Wien ernannte ihn die Kaiserin zu ihrem Leibarzt, später zum Präses der medicinischen Facultät, Director des Medicinalwesens, Mitglied der Studienhofcommission, Präses der Büchercensurcommission und Präfecten der k. Hofbibliothek. Als er später Maria Theresia von den Pocken, einer damals überaus gefährlichen, ja meist tödtlichen Krankheit, heilte, schenkte sie ihm 3000 Ducaten, ihr Bildniß in Brillanten und verlieh ihm das Commandeurkreuz des St. Stephansordens, nachdem er schon früher (1758) in den Freiherrnstand erhoben worden war. Er starb am 18. Juni 1772 zu Schönbrunn. Die Kaiserin ließ zur Verewigung seines Namens eine Medaille auf ihn prägen und seine Büste in der Todtencapelle der Augustiner-Kirche in Wien aufstellen. Van Swieten's Verdienste um das österreichische Medicinalwesen in Theorie und Praxis sind von höchster Bedeutung. Er selbst zeichnete sich durch seine gelehrten medicinischen Arbeiten, durch seine genaue Kenntniß der Zustände des Auslandes und durch die Energie aus, mit welcher er seine Reformpläne durchzuführen wußte; ja, in dieser Beziehung griff er oft rücksichtslos und gewaltsam ein, ohne das Bestehende zu achten und zu schonen. Wie die meisten Regierungsmänner seiner

Zeit setzte er die Staatsgewalt über alles andere, und obwohl tolerant und liberal im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, war er doch als Censurdirector sehr strenge; Bücher, von denen er meinte, daß sie den herrschenden Gewalten gefährlich werden könnten, wie die Schriften von Macchiavell, Iselin, Schröckh und Süßmilch, wurden in Oesterreich verboten.

Mit den Reformen, welche unter Maria Theresia an den Universitäten, und zum Theil auch mit jenen, die an den Mittel- und Volksschulen durchgeführt wurden, ist van Swieten's Name unzertrennlich verbunden. Es wurde damit allerdings schon um 1747 begonnen; aber man konnte nur langsam und allmälig fortschreiten. Das Ziel, welches man erstrebte, bestand darin, daß alle Schulen Staatsschulen werden sollten und daß die Regierung den gesammten öffentlichen Unterricht bis in seine Einzelheiten herab zu leiten und zu ordnen habe. Diese dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts ganz entsprechenden Grundsätze sollten nicht nur in den deutsch-österreichischen Provinzen, sondern auch in Ungarn, in der Lombardei und in Belgien durchgeführt werden. Die vorzüglichsten Anordnungen, wodurch die bestehenden alten Zustände nach dem herrschenden Geiste umgestaltet wurden, waren folgende: Durch Verordnung vom 7. Februar 1749 behielt sich die Regierung die Ernennung der Professoren, sowie die Bestätigung des Decans der medicinischen Facultät an der Wiener Universität vor. Die Studienordnung vom 25. Juni 1752 räumte der Regierung bedeutende Rechte in Bezug auf die Anstellung und Entfernung der Professoren an der Wiener Universität ein und erklärte sich namentlich in der Philosophie und Theologie gegen die scholastische Methode; durch beides sollte der ausschließliche Einfluß der Ordensgeistlichen, die in vollster Abhängigkeit von ihren Obern standen, namentlich der Jesuiten, auf Unterricht und Erziehung gebrochen

werden. Man schritt auf dieser Bahn weiter, als durch das Gesetz vom 10. September 1759 die Facultätsdirectoren aus dem Jesuitenorden ihrer Posten enthoben und (durch Hofdecret vom 20. November 1762) die Gymnasien der Jesuiten und Piaristen in eine größere Abhängigkeit von der Regierung gesetzt wurden. Auch auf die Kirche suchte man damals schon dieses Princip der Staatsaufsicht anzuwenden, indem (durch Hofdecret vom 1. April 1753) die Censur über alle, selbst theologischen, Werke den von der Regierung aufgestellten Censoren übertragen wurde und indem (durch Hofdecret vom 31. October 1753) bei Verleihung von Beneficien jenen Theologen der Vorzug einzuräumen war, welche auf den österreichischen Universitäten studirt hatten. Fast gleichzeitig (Mai 1753) wurde auch die juridische Facultät in Wien reorganisirt; es sollten an derselben fortan nur streng juridische Fächer und Geschichte betrieben und ausgezeichnete in- und ausländische Gelehrte, die im Justizdienste oder schon im Lehramte standen oder sich durch Schriften hervorgethan hätten, als Professoren berufen werden. Maria Theresia wollte die juridische Facultät der Wiener Hochschule so zur Blüthe bringen, „daß sich keine hohe Schule Europa's ansehnlicherer Rechtsgelehrten als Wien zu rühmen hätte." Für den Bau des neuen Universitätsgebäudes ließ die Kaiserin 250.000 Gulden anweisen und erhöhte später noch diese namhafte Summe; hingegen wurde das eigenthümliche Vermögen der Universität dem Staatsschatze einverleibt. Als am 5. April 1756 die Einweihung dieser neuen Stätte der Wissenschaft erfolgte, wohnte der ganze Hof der Feierlichkeit bei.

Auch das Volksschulwesen erfreute sich der folgenreichsten Beachtung von Seite der großen Kaiserin. Die Volksschule, deren unmittelbarer Zweck der Unterricht der ganzen Bevölkerung in den Elementen der Bildung ist, verdankt ihre

Gründung strenge genommen weder der katholischen Kirche, noch den Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts; denn jene bezweckte mit den von ihr gegründeten Schulen hauptsächlich die Heranziehung eines tauglichen Nachwuchses von Geistlichen, in Bezug auf das Volk aber die Ertheilung von Unterricht in den christlichen Glaubens- und Sittenwahrheiten; alles andere war Nebensache. Die Reformatoren aber beförderten wesentlich nur die Gelehrtenschulen und berücksichtigten den Unterricht der Jugend nur mit Bezug auf das Interesse der Verbreitung und Befestigung der neuen Lehre. Auch bestand ein großer Unterschied zwischen Stadt und Land; es gab wohl Schulen für den Bürgerstand in den Städten, aber an eine Dorfschule dachte man damals noch gar nicht. Und diese Verhältnisse waren dieselben in ganz Deutschland, in den Ländern katholischer wie in denen evangelischer Confession. Daher kam es, daß in Nord- und Mitteldeutschland im achtzehnten Jahrhundert in Folge der bessern Pflege des gelehrten Unterrichtes unter den bemittelten Schichten der Gesellschaft zwar Sitte und Bildung etwas höher standen als in den österreichischen Ländern, im Gebiete des Volksschulwesens und somit auch der Volksbildung aber die katholischen und protestantischen Gebiete Deutschlands so ziemlich auf derselben Stufe sich befanden. Zwar finden sich in manchen Ländern Deutschlands schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts einige Anläufe, welche die Staatsgewalt zur Hebung des eigentlichen Volksschulwesens, d. i. des allgemeinen Anfangsunterrichtes nahm; erweitert und ausgebaut wurden aber diese Anfänge erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, und namentlich in Oesterreich unter Maria Theresia.

In den ersten Jahrzehnten der Regierung dieser Kaiserin betrachtete man das Volksschulwesen ebenfalls noch als eine

Angelegenheit der Kirche, der Grundherrschaften und der Gemeinden; man beschränkte sich darauf, die Anordnungen der Kirche mit dem Ansehen und Gebot der Staatsregierung zu unterstützen und äußerliche Unordnungen und Zwistigkeiten durch ein entscheidendes Wort der weltlichen Behörden zu schlichten. Nur in vereinzelten Fällen wurde von der Staatsgewalt in das Unterrichtswesen eingegriffen, so z. B. wurde (am 27. April 1747) eine Schulordnung für Tyrol erlassen, welche den Besuch der Volksschulen und den Unterricht in denselben nach vernünftigen Grundsätzen regelte; in demselben Jahre wurde durch kaiserliches Patent (vom 16. October) die bessere Pflege der slavischen Sprache neben der deutschen in den Schulen Böhmens empfohlen, eine Anordnung, welche später (durch Hofkanzleidecret vom 9. Juli 1763) in bestimmterer Weise wiederholt wurde. Im Ganzen aber beließ man bis gegen das Jahr 1770 das Volksschulwesen in den alten Zuständen; denn erst in das letzte Jahrzehent der Regierung der großen Kaiserin fällt jene großartige Einführung des allgemeinen Schulunterrichtes, die als eine der größten und nachhaltigsten Wohlthaten ihres segensreichen Wirkens erklärt werden muß. Manches gute und löbliche bestand wohl schon vor dieser Zeit; doch war es vereinzelt, auf gewisse kleinere Kreise beschränkt. Selbst in Wien waren damals außer der 1743 durch den k. k. Rath Michael von Zollern gegründeten Schule auf dem Neubau nur noch jene der Piaristen zu St. Thekla und in der „Hungargasse" unter die gut eingerichteten und geleiteten Anstalten zu zählen. Dieser Orden der frommen Schulen erwarb sich überhaupt um das Schulwesen Oesterreichs namhafte Verdienste. Er hatte bereits kurz nach seiner Gründung (1600) in die kaiserlichen Erbländer Eingang gefunden, daselbst im siebzehnten Jahrhundert viele Niederlassungen gegründet und rasche Verbreitung gewonnen. Auch in die Zeit

Maria Theresia's fällt die Stiftung mehrerer Piaristen-Collegien in unseren Ländern. So wurde dieser Orden 1747 durch den Cardinal-Erzbischof Grafen Kollonics in Gleisdorf in Steiermark, 1754 in St. Pölten eingeführt; 1755 baute er die Kirche St. Thekla auf der Wieden und 1758 erwarb er ein Haus in der „Hungargasse" in Wien. Allenthalben, wo die Piaristen sich niederließen, gründeten sie neue Schulen oder übernahmen die schon bestehenden und unterrichteten die Kinder armer Leute unentgeltlich in der Religionslehre, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Später erweiterten sie hie und da ihre Collegien dadurch, daß sie den an denselben bestehenden Volksschulen vier oder auch sechs Gymnasialclassen hinzufügten. Die Schulen der Piaristen liefen im achtzehnten Jahrhunderte denen der Jesuiten den Rang ab, weil jene den Forderungen der Zeit weit mehr Rechnung trugen und ihre Einrichtungen den örtlichen Bedürfnissen mehr anbequemten.

Da bei allen Reformen unter Maria Theresia der Adel immer eine hervorragende Stellung einnahm, so entsprach es den Absichten der Kaiserin, daß auch Anstalten zur Erziehung und Bildung der adeligen Jugend bestehen sollten. Schon 1744 wurde die erste adelige Akademie im Benedictinerstifte Kremsmünster gegründet; 1746 wurde zu Wien die savoyische Ritterakademie durch die Herzogin Maria von Savoyen und 1748 das löwenburgische Convict für österreichische und ungarische adelige Jünglinge in Folge einer testamentarischen Bestimmung des Geheimrathes Grafen von Löwenburg ins Leben gerufen. Die Krone dieser Schöpfungen aber war das Theresianum, eine Erziehungs- und Lehranstalt für den jungen Adel, worin derselbe die Vorbildung für den höheren Staatsdienst erhalten sollte. Schon während des Erbfolgekrieges faßte die Kaiserin den Plan, ein solches Institut zu gründen. Mit der Verwirk-

lichung dieses Planes wurde 1746 begonnen, indem in dem ehemaligen k. Lustschloße Favorita auf der Wieden, dem Lieblingsaufenthalte Kaiser Karl's VI., anfänglich noch unter der Leitung der Jesuiten, jenes Erziehungs- und Unterrichtsinstitut gegründet, mit ausgezeichneten Lehrkräften besetzt und reich ausgestattet wurde, welches heute noch an derselben Stelle bestehend von dem edlen Sinne und der weisen Fürsorge der großen Kaiserin Zeugniß ablegt.

Wenn auf solche Weise für den Nachwuchs des bevorzugtesten Standes gesorgt wurde, so unterließ es die Humanität der theresianischen Zeit nicht, auch der hilfsbedürftigsten Classe der Jugend, den schutzberaubten Waisen armer Eltern ihre Sorgfalt zuzuwenden. Ein reicher menschenfreundlicher Fabrikant, Michael Kienmayer, legte 1743 den Grund zu dem noch heute bestehenden Waisenhause in Wien, dem später ähnliche Anstalten zu Klagenfurt und Grätz, zu Mailand und Mantua, zu Hermannstadt nachgebildet wurden. Maria Theresia widmete diesen Anstalten ihre warme Theilnahme, ließ ihnen reichliche Unterstützungen zufließen; die Waisenhäuser in Klagenfurt und Hermannstadt trugen, wie die Ritterakademie in der Favorita, den Namen der edlen Monarchin. Einen besondern Aufschwung gewann das Wiener Waisenhaus, als die Leitung desselben in die Hände des ebenso frommen als unermüdlichen Jesuiten Parhamer, Beichtvaters des Kaisers Franz, kam. In der Zeit von 1743 bis 1759 stieg die Anzahl der Kinder, die in dieser wohlthätigen Anstalt Verpflegung, Erziehung und Unterricht erhielten, von 100 auf nahezu 800, sowohl Knaben als Mädchen. Alle Kinder wurden in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterwiesen; die Mädchen lernten überdies weibliche Handarbeiten; die Knaben wurden in freien Stunden militärisch eingeübt und unternahmen des Sommers

mitunter kleine Uebungsmärsche in die Umgegend, warfen Schanzen auf, die von den einen angegriffen, von den andern vertheidigt wurden u. dgl. Es war das kein bloses Spiel; sondern es diente den Kindern zur Erholung, aber auch zur Uebung und Kräftigung ihrer Glieder. Die älteren Kinder empfingen Unterricht in der Geographie, namentlich in der Vaterlandskunde, dann im Zeichnen, in der Naturkunde, Geometrie, Baukunst; die dazu Talent hatten, auch in der Musik, so daß sich das Wiener Waisenhaus mit Recht rühmen konnte, hinter den Anforderungen der Zeit nicht zurückgeblieben, vielmehr so manchen andern Anstalten, selbst des Auslandes, vorangeschritten zu sein.

Im Ganzen bezeichneten alle diese Reformen einen Fortschritt im Geiste der Aufklärung und der Verbreitung des Wissens. Daß dabei manche Maßregeln unterliefen, ja selbst nöthig waren, welche den Charakter der Beschränkung durch die Staatsgewalt an sich trugen, ist erklärlich, wenn man die Voraussetzungen, von denen ausgegangen wurde, und die im achtzehnten Jahrhunderte herrschenden Ideen über die Macht und die Befugnisse der Staatsgewalt berücksichtigt. Solche Maßregeln waren die Einführung einer strengen Staatscensur, die Errichtung des Institutes der Facultätsdirectoren, die Empfehlung und später die Decretirung bestimmter Lehrbücher, nach denen vorgetragen werden mußte, und endlich die vollständige Abhängigkeit der Professoren von der Regierung, wodurch die Universitäten Staatsinstitute wurden, ihr corporatives Gefüge, welches in die damaligen socialen und politischen Verhältnisse nicht mehr paßte, geändert und die alte Lehr- und Lernfreiheit wesentlich beschränkt wurde.

Um in die Leitung des Studienwesens Einheit zu bringen, organisirte die Kaiserin im Jahre 1760 eine eigene Studienhofcommission, welcher die Ausführung der kaiserlichen

Verordnungen und im allgemeinen die Verbesserung des Studienwesens oblag. Sie war Anfangs eine selbständige Hofstelle, wurde aber später (1778) der Hofkanzlei untergeordnet.

Daß es der Staatsregierung mit diesen Reformen voller Ernst war, daß sie dabei nur das Beste anstrebte und daß ihre Maßregeln in der That Erfolg hatten, beweist vor allem die rasche Hebung des medicinischen Studiums in Wien, wo damals Männer wie van Swieten und Nicolaus Jacquin lehrten und dessen hoher Ruf als die erste aller medicinischen Schulen sich von daher datirt, und die eben auch (1763) auf van Swieten's Antrag erfolgte Errichtung der Lehrkanzel des Naturrechts an den juridischen Facultäten. Die weitern Reformen im Unterrichtswesen auf dem Gebiete der Gymnasien und der theologischen Facultäten fallen in die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, wie auch, was schon früher bemerkt wurde, die „Gründung der österreichischen Volksschule" erst dem letzten Jahrzehent der Regierung Maria Theresia's (1770—1780) angehört.

5.

Reformen im Finanzwesen.

Die Geschichte des österreichischen Finanzwesens unter Maria Theresia ist untrennbar mit dem Namen ihres Gemahls des Kaisers Franz I. verbunden. Die Finanzverwaltung war seine Specialität. Sein ohnehin bedeutendes Privatvermögen hat er durch gute Gebarung und glückliche Käufe sehr vermehrt, und er verstand es, die Grundsätze der Privatwirthschaft richtig auf die ähnlichen Staatsverhältnisse anzuwenden. Er war in Handel, Oekonomie und Haushaltung theoretisch und praktisch

trefflich bewandert, und obwohl Maria Theresia sonst in der Regierung ihrer Länder ihre Selbständigkeit eifersüchtig wahrte, so überließ sie ihrem Gemahl doch die Sorge, in ihren Erbstaaten bessere Ordnung in den Finanzen herzustellen. Kaiser Franz wußte zu sparen; er beschränkte den Hofhalt und beaufsichtigte die genaue und richtige Verwendung der hiefür bestimmten Gelder; er suchte viele Mißbräuche und Unterschleife im Steuerwesen und bei Lieferungen zu entfernen, er unterwarf die Küchen- und Kellerrechnungen einer genauen Durchsicht, beschränkte die Naturalabgaben an die Hofleute und entließ viele bei Hof Angestellte, die Geld kosteten, ohne Dienste zu leisten. Bis auf die Ueberwachung der Steuerbeamten, auf die Entlassung der Unzuverlässigen unter denselben und auf die Reformen in der Art der Steuereinhebung erstreckte sich des Kaisers Sorgfalt.

Wie in allen Zweigen des Staatswesens und des Volkslebens, so sollten in den Jahren 1749—56 auch im Finanzwesen die Wunden geheilt werden, welche die vorhergehenden Kriegsjahre den österreichischen Ländern geschlagen. Als Maria Theresia die Regierung ihrer Länder antrat, hatte sie nur über geringe Geldmittel zu verfügen; nicht mehr als 87.000 Reichsthaler fand sie im Staatsschatze vor und das gesammte Finanzwesen lag in arger Verwirrung darnieder. Die acht Kriegsjahre, wo sie um Oesterreichs Existenz und Integrität zu ringen hatte, erschöpften bald die vorhandenen Summen und nöthigten, um den vielen Gegnern, welche die junge Herrscherin und ihr Land bedrohten, gewachsen zu sein, zu den größten Anstrengungen. Es kamen neue Steuern auf, 1743 eine Vermögenssteuer, 1746 eine Kopfsteuer. Letztere ging von den höchsten Ständen bis zu den untersten herab. Fürsten hatten 600 fl. zu zahlen, Grafen 200—400, einfache Edelleute 25; Minister,

Präsidenten, die obersten Hofbeamten 450, Statthalter 300, Hofräthe 75 fl.; Gewerbsleute, je nachdem ihr Geschäft gut ging oder nicht, 3 oder 1 fl., Gesellen 24 kr., Lehrjungen 12 kr.; jeder angesessene Bauer 48 kr., Häusler 24 kr., Inleute und Taglöhner 12 kr., Knechte und Mägde 4 kr. Doch mit den Steuern allein reichte man für den Kriegsbedarf nicht aus. Von den Ständen verschiedener Provinzen, von den ungarischen Comitaten, von der Wiener Stadtbank, von inländischen und von ausländischen Handelshäusern wurden verzinsliche Anleihen aufgenommen. Als nun der Frieden wiederkehrte, da galt es, nicht nur die Ausfälle der früheren Jahre zu decken, sondern auch Oesterreichs Finanzen dergestalt zu reformiren, daß mit ihrer Hilfe der Staat im Innern verjüngt und nach Außen hin wehrhaft gemacht werden konnte.

Die Männer, welche diesen Umschwung im Finanzwesen durchzuführen hatten, waren namentlich Graf Haugwitz und Graf Chotek. Graf Haugwitz, dessen hohe Verdienste um die Reorganisation der Verwaltung bereits hervorgehoben wurden, war als oberster Kanzler der österreichischen Hofkanzlei auch für das Finanzwesen rastlos thätig, da ein großer Theil der Finanzverwaltung zu seinem Departement gehörte. Er bewirkte, daß mehrere noch bestehende Steuerfreiheiten abgestellt, Adel und Geistlichkeit in die Abgabenleistung mit einbezogen wurden. Es wurde als Grundsatz ausgesprochen: daß kein Ort und keine Gemeinde im Lande, welches auch ihre verbrieften Vorrechte sein mögen, sich der Steuerentrichtung entschlagen könne. Befreit blieben hinfort nur Kirchen und Friedhöfe, und einige öffentliche Gebäude des Landesfürsten und der Landstände. Graf Haugwitz setzte 1747 die Umwandlung der bisherigen Naturalleistungen für die Armee in Geld durch, obwohl er hierin die Opposition der Stände zu bekämpfen und zu überwinden hatte.

Graf Rudolf Chotek, im Jahre 1707 geboren, einem altberühmten böhmischen Adelsgeschlechte entsprossen, hatte am Ende der Regierungszeit Karl's VI. den Statthalterposten in seinem Vaterlande inne. Im Jahre 1741 hatte er dem bayrischen Karl VII. gehuldigt und war darum von seiner Stelle suspendirt worden. Allein er wußte sich von der Schuld seines scheinbaren Abfalles so glänzend zu rechtfertigen, daß ihn die Kaiserin nicht nur wieder zu Gnaden aufnahm, sondern bald vor allen Andern erhob. Graf Rudolf Chotek war einer der erleuchtetsten und redlichsten Staatsmänner seiner Zeit; seinem Geiste und seiner Thatkraft hat es Oesterreich zu danken, daß es in den Friedensjahren von 1748 bis 1756 so erstarkte, um die folgenden sieben Kriegsjahre in Ruhm und Ehren bestehen zu können. Schon 1747, noch bevor Kaunitz in das Ministerium trat, wollte Maria Theresia die Leitung der gesammten Staatsangelegenheiten dem Grafen Chotek übertragen; da er aber durch seine reichen Erfahrungen und ausgezeichneten Fachkenntnisse für das Bank- und Commercienwesen unentbehrlich war, so wurde er 1749 zum Präsidenten der Ministerial-Banco-Deputation und damit zum Chef des Berg- und Münzwesens, sowie aller Regalien und Gefälle ernannt; 1759 wurde er Präsident der Hofkammer und am 30. December 1761 übernahm er an Haugwitz' Stelle als oberster Kanzler der vereinigten böhmischen und österreichischen Hofkanzlei die Leitung der gesammten inneren Angelegenheiten.

Die durchgreifenden und umfassenden Reformen, welche in dem Finanzwesen durch ihn begonnen und ausgeführt wurden, steigerten mit Schonung der Volkskraft die Einkünfte des Staates dergestalt, daß Oesterreich den erhöhten Anforderungen einer ganz veränderten Zeitlage sich gewachsen zeigte. Graf Chotek erkannte, daß eine Vermehrung der Staatseinkünfte für die

Dauer nur durch die Hebung des materiellen Wohlstandes und der geistigen Bildung zu ermöglichen sei und daß es darauf ankomme, den Gewerbsfleiß zu ermuntern, den Verkehr zu erleichtern und zu beleben, dem Handel neue Wege und Stätten zu eröffnen. Er lenkte den Blick seiner Kaiserin auf Triest, dessen hohe Bedeutung für den Seehandel den venetianischen Häfen gegenüber seiner Aufmerksamkeit nicht entging. Die Stadt entwickelte sich unter der Regierung Maria Theresia's in so rascher Weise, daß man wohl sagen kann, Triest sei erst durch sie gegründet worden. Handlungshäuser aus den Niederlanden, aus Neapel, aus Griechenland errichteten daselbst Geschäftsabzweigungen oder selbständige Niederlassungen. Der österreichische Seehandel dehnte sich aus dem adriatischen über das ganze Mittelmeer aus, versuchte selbst unmittelbaren Verkehr mit Ostindien. Im Jahre 1763 besaß Oesterreich zwölf Ostindienfahrer. Nicht minder wurden die Landstraßen und die schiffbaren Flüsse von dem erleuchteten Finanzminister ins Augenmerk genommen. Da gab es noch Erschwerungen und Bedrückungen des Verkehrs aller Art. Ein Schiff, das von Passau nach Ungarn auf der Donau hinabfuhr, mußte sich nicht blos an der bayrischen und ungarischen Grenze, sondern auch in Linz, Aggstein, Stein, Wien, Petronell durch Zollentrichtung die Durchfahrt erkaufen. Aehnlich sah es mit den Straßen aus. Eine Provinz war von der andern durch Zollschranken geschieden. Aber auch in den einzelnen Ländern gab es Mauthen und Zölle der verschiedensten Art; in dem Lande Oesterreich unter der Enns zählte man ihrer allein 77. Hierin mußte nun Ordnung geschafft werden; es geschah dies, wie bei den anderen Reformen der Theresianischen Regierung, nicht rücksichtslos und mit einem Schlage, sondern allmälig wurde auf eine große Zollreform hingearbeitet, der alle diese Verkehrshindernisse fallen

mußten. Auch das Postwesen wurde befördert, die Leichtigkeit der Brief- und Waarensendungen erhöht. Freilich darf man dabei nicht an die Schnelligkeit unserer heutigen Postwagen, geschweige denn unserer Eisenbahnen denken! In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brauchte man zu einer Reise von Wien nach Prag gewöhnlich sieben Tage. Zwischen Wien und Triest bestand eine gewöhnliche Stellfuhr, die Samstags abging, Montag in Grätz eintraf, Dienstag Rast hielt, von Mittwoch bis nächsten Sonntag war man in Laibach, wo Montag wieder Ruhe gemacht wurde, und erst den zweiten Mittwoch, also am 13. Tage der Abfahrt, war man in Triest.

Durch Chotek's Verbesserungen und weise Vorkehrungen wurde die Steuerkraft aller österreichischen Länder gehoben, das Steuerwesen neu geregelt, die Zuflüsse des Staatsschatzes gesichert und vermehrt und in diesen ganzen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung Ordnung und Klarheit gebracht. Er gründete auch eine Reservecasse, welche nur in außerordentlichen Fällen in Anspruch genommen werden sollte. Dadurch, daß er strenge darauf hielt, daß die Zinsen von den Staatsschulden immer genau bezahlt wurden, hob er den Credit Oesterreichs im In- und Auslande. Durch diese Maßregeln stieg trotz der vielen kostspieligen Kriege und der gesteigerten Auslagen für die Verwaltung das öffentliche Einkommen unter Maria Theresia von Jahr zu Jahr. Unter Kaiser Karl VI. betrug es kaum 30 Millionen Gulden, im Jahre 1748 bereits 36 Millionen, 1754 schon 39 bis 40 Millionen; es stieg 1773 auf beinahe 56 Millionen und erreichte unter Joseph II. eine Summe von 90 Millionen Gulden. In Böhmen allein stieg die Einnahme aus den Zöllen von 136.792 Gulden im Jahre 1758 auf 489.280 Gulden im Jahre 1759, und im Kriegsjahre 1758 konnte Chotek, ohne die Reservecasse zu berühren, 400.000 Gulden,

eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe, für Kriegserfordernisse abliefern.

Für die hohen Anforderungen, welche der siebenjährige Krieg an Staat und Volk stellte, konnte freilich mit den gewöhnlichen Mitteln das Auslangen nicht gefunden werden. Noch in der Zeit zwischen dem Erbfolge- und dem siebenjährigen Kriege suchte man dem Staate eine neue Einkommensquelle durch das Lottogefäll zuzuführen. Das Patent vom 13. November 1751 schaffte alle bestehenden Lotterien ab und setzte das genuesische Zahlenlotto an deren Stelle, das auf niedrigen Geldsätzen beruhte und rasch ablief. Es warf dem Staate in den ersten Jahren seiner Einführung einen durchschnittlichen Betrag von 260.000 Gulden ab, der sich in den letzteren Regierungsjahren der großen Kaiserin bis auf 800.000 Gulden steigerte. Während des siebenjährigen Krieges kamen neue Steuern zu den alten; so 1758 eine Capitalistensteuer, welche 10 vom 100 der Interessen erhob, 1759 eine Erbsteuer, mit 10 Procent von allen Erbschaften. Endlich fällt in diese Zeit die erste Einführung von Papiergeld in Oesterreich. Zuerst wurde ein verzinsliches Papiergeld in Beträgen von 25 und 100 Gulden ausgegeben, das überall an Zahlungsstatt angenommen werden sollte, also die doppelte Natur von Staatsschuldverschreibungen (Obligationen) und Geldzeichen besaß. Da dieser Versuch gelang, so wagte man einen zweiten Schritt, indem man (am 15. Juni 1762) ein unverzinsliches Papiergeld in der Summe von 12 Millionen Gulden, die Bancozettel in Beträgen von 5 bis 100 Gulden, in Umlauf brachte. Dieses Papiergeld wurde bald so allgemein gebraucht und so sehr gesucht, daß es mit einem Agio von 2½ Procent bezahlt wurde und schon neun Jahre später (1771) eine zweite Emission nöthig war. Seit Errichtung der Auswechslungscassen hatte

das Volk volles Vertrauen zu den Bancozetteln gewonnen und die Regierung fühlte sich ebenfalls sicher genug, um dieselben bei den Steuerzahlungen auch für die ganzen Beträge als bar anzunehmen.

Diesen großartigen Reformen im Finanzwesen, die wesentlich in der Einheit der Verwaltung, Regulirung des Steuersystems, der directen und indirecten Abgaben, in der besseren Vertheilung der Staatslasten und in der strenge durchgeführten Ordnung im Geschäftsgange bestanden, wie Haugwitz und Chotek sie schufen, war es allein zu danken, daß Oesterreich den siebenjährigen Krieg, der die Kräfte des Staates auf das höchste spannte, der alljährlich 50 Millionen Gulden kostete und die Staatsschuld von 118 auf 271 Millionen Gulden steigerte, beginnen, glücklich durchführen und ohne Finanzcalamität beenden konnte.

6.

Reformen im Militärwesen.

An der Spitze der Militärverwaltung stand der von Kaiser Ferdinand I. (1556) gegründete Hofkriegsrath, dessen Wirkungskreis sich seit der 1715 erfolgten Einführung des regulären Kriegsfußes in Ungarn über die ganze Monarchie erstreckte. Er war also neben dem Amte der auswärtigen Angelegenheiten die erste Behörde, in welcher der Grundsatz der Einheit der Verwaltung zum Ausdruck gelangte. Unter Maria Theresia wurde er 1753 vollständig reorganisirt und in drei Departements (für das Militär-Gerichtswesen, für das Oekonomische und für die militärisch-politischen Angelegenheiten) getheilt.

Das Heer wurde nach der früheren Uebung theils durch Werbung, theils durch Recrutirung ergänzt, wobei die Bewilligung von Truppenstellungen, die Lieferungen und Verpflegsanstalten den Ständen der einzelnen Länder zukamen. Seit 1748 gingen aber sowie in allen Zweigen der Staatsverwaltung, so auch im Militärwesen tiefgreifende Aenderungen vor sich. Die Regierung selbst nahm die Stellung, Organisirung und Verpflegung des Heeres in ihre Hand; sie selbst, nicht mehr die Stände der einzelnen Provinzen, hob Recruten und Remonten aus, wobei anfänglich die politischen Behörden, die Grundherrschaften und städtischen Corporationen, später die neu organisirten Kreisämter die Conscription und Recrutirung leiteten und durchführten.

Die Höhe des Armeestandes belief sich bei dem Regierungsantritte Maria Theresia's nach den Ausweisen auf 140.000, in Wirklichkeit aber nur auf 113.000 Mann. Schon während des Erbfolgekrieges, noch mehr aber in den Jahren vor Beginn des siebenjährigen Krieges verwendete die Kaiserin die größte Sorgfalt auf die Vermehrung der Truppenzahl, auf kriegstüchtige Ausrüstung des Heeres und auf die Hebung des Officiersstandes. Die österreichische Armee zählte damals 54 Infanterie- (39 „deutsche", 1 spanisches, 5 wallonische, 9 ungarische) und 41 Cavallerie-Regimenter (18 Kürassier-, 12 Dragoner-, 11 Hußaren-), erstere zu 2408, letztere zu 610—812 Mann; dazu die unregelmäßigen ungarischen Truppen, mehr als 36.000 Mann. So konnte Maria Theresia ihren dritten Kampf gegen Friedrich II. mit einer mehr als 200.000 Mann starken Armee beginnen, die während des Krieges alljährlich durch neu Angeworbene und Abgestellte entsprechend ergänzt wurde. Zur Heranbildung tüchtiger Officiere stiftete die Kaiserin 1752 die Militär-Cadeten-Akademie in der kaiserlichen Burg zu Wiener-

Neustadt und 1754 die Militärpflanzschule und die Militär-Ingenieur-Akademie zu Wien.

Maria Theresia verstand es aber auch, die Armee für sich zu begeistern. Sie hielt selbst oft Revuen über ihre Truppen, sorgte für gerechtes Avancement, Anerkennung des wahren Verdienstes und hob dadurch Geist und Herz ihrer Soldaten. Während des Erbfolgekrieges ließ die Armee eine Münze auf die Kaiserin prägen, mit der Umschrift: Mater castrorum — die Mutter der Heerlager. Ein unsterbliches Verdienst um das Heer erwarb sich die große Kaiserin durch die Gründung des militärischen Maria-Theresien-Ordens, der nach dem glänzenden Siege von Kolin (1757) gestiftet, heute noch das edelste Ziel jedes Tapferen im Heere und der höchste Stolz seiner glücklichen Träger ist. Nur für eine heldenmüthige Kriegsthat, die nicht in der Pflicht lag und ohne Verantwortung hätte können unterlassen werden, wurde und wird er nach den Vorschriften der Gründerin vom Ordenscapitel selbst verliehen. Ihr kaiserlicher Gemahl, Franz I., war der erste Großmeister, Graf Kaunitz der erste Großkanzler und Graf Daun das erste Großkreuz dieses Ordens. Auch sonst suchte sie den Officierstand auf jegliche Weise zu heben, indem sie ihn in seinem Einkommen gut stellte, jede Protection und jeden Vorzug der Geburt bei Beförderungen abzustellen suchte, allen Officieren, welche dreißig Jahre „mit dem Degen in der Faust“ dienten, unentgeltlich den Adel verlieh und das Invalidenwesen durch Gründung neuer und durch Unterstützung der bestehenden Invalidenhäuser erweiterte.

Ein österreichischer Veteran aus der Zeit des Erbfolge- und des siebenjährigen Krieges drückte sich über die Umwandlung, welche Maria Theresia in den Geist der Armee zu bringen wußte, so aus: „Die Zeiten waren vorüber, wo die branden-

burgische Büchse, die in einer Minute fünfmal losging, unsern alten wackeren Knasterbärten wie verhext schien. Unser Militärwesen hatte seither viele und wichtige Verbesserungen erfahren, und wir haben es den erhabensten Einsichten unserer großen und weisen Regentin zu verdanken, daß der Militärdienst in Vergleichung der früheren Zeiten alle möglichen Vorzüge erhalten hat, die ihn in den Augen des Unterthans und des Fremden liebenswürdig und seiner dermaligen Beschaffenheit nach ansehnlich machen. Da die Uniform ehemals weit unter den spanischen Mantel erniedrigt, da sie fast gänzlich von der Antichamber ausgeschlossen war, so erschien sie nun, seit der glücklichen Regierung unserer Monarchin, ganz ungehindert bei Hofe und zeigte sich daselbst an Courtagen in ihrem vollen Glanze. Die durchlauchtigste Amazone, die sich selbst zu Pferde, in weiß und rother Uniform, à la tête ihrer Völker zu zeigen gewohnt war, gab dadurch dem ganzen Kriegsheere die gnädigsten Beweise ihres Wohlgefallens. Der Officier ging nunmehr nach Hofe wie zu seiner Wachparade und spanische Etiquette ist ihm entbehrlich geworden. Maria Theresia gedenkt in ihrer ausgebreiteten Mildthätigkeit ihrer treuen Krieger; ihr mütterliches Auge sieht selbst auf ihre nachgelassenen Witwen und ihre gnädige Hand erzieht ihre Waisen dem Staate".

In den Friedensjahren von 1748—1756 wurden mehrere Reformen, welche sich bei der preußischen Armee als gut bewährt hatten, auch in Oesterreich eingeführt, wie z. B. das Marschiren im gleichen Schritt nach dem Tacte. Die eisernen Ladstöcke waren schon 1742 nach der Schlacht bei Časlau in Gebrauch gekommen. So lernte man vom Feinde. Daun und Lascy waren die Seele dieser Reformen. 1749 verbesserte General Guasco das Infanterie-Exercir-Reglement; Vereinfachungen in den Aufstellungen und Bewegungen der Truppenkörper im

Bedienen der Geschütze wurden durchgeführt, Gestüte angelegt u. s. w. Als Generalquartiermeister gründete Graf Moriz Lascy (1758) das Pioniercorps. Um die Hebung des Artilleriewesens erwarb sich Fürst Wenzel Liechtenstein unsterbliche Verdienste; daß noch in den napoleonischen Kriegen die österreichische Artillerie die vorzüglichste ihrer Zeit war, hat sie wesentlich diesem Manne zu danken. Die österreichische Marine zählte unter Maria Theresia neun Kriegsschiffe mit 210 Kanonen und sechs Galeeren mit je 36 Geschützen.

Angesichts dieser Reformen, welche Maria Theresia im Militärwesen durchführte, konnte ihr großer Gegner, König Friedrich II. von Preußen, mit Recht schreiben: „Durch diese Bemühungen erreichte das Kriegswesen in diesem Lande eine Stufe von Vollkommenheit, wie noch nie unter Kaisern des Hauses Oesterreich, und eine Frau führte Entwürfe aus, die eines Mannes würdig wären". „Die Oesterreicher", schrieb derselbe im dritten Feldzuge des siebenjährigen Krieges, „arbeiten jetzt nach den sichersten Grundsätzen. Ihre Taktik steckt voll Kunst. Die geschickte Art Lager zu schlagen ist ihnen eigen. Sie gehen allezeit mit behutsamer Klugheit zu Werk und unternehmen nichts, wo sie nicht wenigstens die Wahrscheinlichkeit für sich haben. Man kann sie, wollen sie nicht selbst, zu keiner Schlacht zwingen. Niemals trifft man sie in einer widrigen Lage an und sie setzen sich immer also, daß man ihnen nirgends beikommen kann. Hierin übertreffen sie alle Alten: daß sie ihre Armee so künstlich ordnen, daß sie auch die unbeträchtlichsten Vortheile des Platzes benützen". Er betont weiter ihre Kunst, „eine zahlreiche Artillerie geschickt zu vertheilen", und sagt zuletzt: „Sie haben treffliche Eintheilungen bei ihren Truppen und erfahrene Anführer".

7.

Ungarn.

Maria Theresia hielt während ihrer vierzigjährigen Regierung in Ungarn nur drei Landtage. Im zweiten Jahre ihrer Herrschaft tagte der für die Geschicke des ganzen Kaiserstaates so folgenreiche Landtag von 1741, und später rief sie noch zweimal, 1751 und 1764, Ungarns Magnaten und Stände nach Preßburg, um des Landes Angelegenheiten zu berathen, zusammen. Den Landtag von 1751 eröffnete die Kaiserin selbst; von da begab sie sich nach Pesth-Ofen, welche Schwesterstädte seit Kaiser Ferdinand I. kein österreichischer Herrscher besucht hatte. Auf dem Felde Rákos, wo in früheren Jahrhunderten so viele stürmische Reichstage abgehalten worden waren, hielt Maria Theresia am 1. August eine große Heerschau. In Ofen bezog sie die neue auf ihren Wunsch erbaute königliche Burg, zu deren Herstellung Ungarns Adel einen großen Theil der Kosten durch freiwillige Spenden beigesteuert hatte. Denn die Ungarn hofften, wenn sich eine Residenz in der Mitte der Landeshauptstadt erhebe, um so öfter die geliebte Königin in ihrer Mitte zu sehen.

Inzwischen hatten sich die Landtagsverhandlungen in Preßburg sehr stürmisch gestaltet. Die Wahl eines neuen Palatin ging zwar noch ruhig und wünschenswerth von Statten. An die Stelle des kurz vorher, am 24. März, verstorbenen Grafen Johann Pálffy, des treuen Freundes und Dieners der Kaiserin, wurde, am 18. April, einstimmig von den Ständen und auch nach Wunsch des Hofes Graf Ludwig Batthyány zum Palatin gewählt. Um so heftigeren Sturm riefen die zwei dem Landtage vorgelegten königlichen Propositionen hervor. Vorerst

verlangte die Königin zur Erhaltung des Heeres eine Steuererhöhung um 1,200.000 Gulden. Hierüber erhob sich eine lebhafte Opposition, und erst nach längeren Verhandlungen und Unterhandlungen bewilligte der Landtag eine Steuererhöhung um 700.000 Gulden. Den zweiten Berathungsgegenstand bildete die königliche Proposition, daß die neuen königlichen Freistädte Raab, Komorn, Neusatz und Zombor incorporirt und daher landtagsberechtigt werden sollten. Dagegen trat besonders die untere Tafel mit hartnäckigem Widerstande auf, bis dieser durch den Palatin derart gebrochen wurde, daß die Opponenten sich auf den Boden des passiven Widerstandes zurückzogen und endlich doch die königlichen Propositionen in die Gesetzartikel aufgenommen wurden. Maria Theresia entließ diesen Landtag mit einer ziemlich ungnädigen Thronrede und berief von da an durch dreizehn Jahre denselben nicht wieder zusammen.

Aber auch ohne Landtag oder eigentlich trotz desselben wurden unter Maria Theresia's Regierung mehrere heilsame, dem Geiste der Zeit und der Lage des Landes und Staates entsprechende Reformen durchgeführt. Vor allem wahrte die Kaiserin-Königin die Hoheit des Thrones und die Herrscherrechte, die ihr nach der altungarischen Verfassung zustanden, auf das strengste und trat den Uebergriffen, welche der Landtag auf diesem Gebiete versuchte, energisch entgegen. Die von ihr und ihren Staatsmännern auch in Ungarn angebahnten Reformen entsprangen der großen Idee, Einheit und Gleichartigkeit der Verwaltung in allen Kronländern zu erzielen. Dadurch wurde manche veraltete Institution, die nicht mehr in das Gefüge des modernen Staatswesens gehörte, beseitigt; der Wohlstand des reichgesegneten Landes blühte empor, Ungarn näherte sich den Culturländern West-Europas. Wo Maria Theresia den Ungarn ihren Willen thun konnte, ohne jenes große Princip, den Leit-

stern ihrer ganzen Regierung, zu verletzen, da war sie immer gern dazu bereit. Sie begünstigte den Adel des Landes, zog ihn an den Hof, bevorzugte ihn in den einheimischen Verwaltungsstellen und im Heere. Sie errichtete (1760) eine eigene ungarische Leibgarde aus 120 Söhnen der adeligen Familien des Landes; der Capitän derselben sollte zugleich Mitglied der Magnatentafel sein. Sie stiftete (5. Mai 1764) den St. Stephansorden zur Belohnung hoher Verdienste um den Staat und als Zeichen besonderer Huld des Monarchen. Sie suchte sich den Ungarn als eine milde Herrscherin zu zeigen und die Gerechtigkeit in jeder Richtung zu wahren. So strenggläubig die katholische Kaiserin war, so hatten doch die evangelischen Glaubensgenossen in Ungarn mehrfach Gelegenheit, sich von ihrem Gerechtigkeitssinne zu überzeugen; sie erhörte ihre Klagen, half ihren Beschwerden ab, beschränkte den übertriebenen Eifer der Unduldsamkeit und beförderte Frieden und Eintracht zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften.

Daß dennoch in Ungarn und dessen Nebenländern auch unter dieser erleuchteten Regierung nicht alles glatt und eben abging, läßt sich aus den bunt zusammengewürfelten Nationalitäts- und Religions-Verhältnissen und aus den primitiven Culturzuständen dieser Länder erklären. Kaum gibt es ein Land von gleichem Umfange, wo die verschiedensten Volksstämme und die verschiedensten Glaubensbekenntnisse so durcheinander gemischt sind wie in Ungarn. Dazu kamen aber damaliger Zeit noch die grellsten Unterschiede in der gesellschaftlichen Stellung der Bevölkerungsclassen. In Ungarn war der Adel alles, der Bürger wenig, der Bauer nichts. Kein Bauer konnte im eigenen Namen wider einen Edelmann Proceß führen. Der Bauer gehörte zu keiner Standschaft; er genoß kein besonderes Recht, weder für sich noch für seine Habe; er war vollständig leibeigen, zum

Grunde gehörig, dem Gutsherrn unterthan. Der begüterte Edelmann war unabhängig und frei in jeder Beziehung, zahlte keine Lasten und Abgaben, ließ sich durch Mauthen und Zölle nicht hemmen. Lasten waren nur für den Nicht-Adeligen da. Der steuerpflichtige Unterthan mußte für alles zahlen, was er war und hatte, für Haus und Stall, für seine Geräthe, für jedes Stück Vieh. Auch zu der Domesticalcasse, die in jeder Gespanschaft zur Bestreitung der laufenden Bedürfnisse bestand, leistete der begüterte Edelmann nichts, sondern nur der Bauer und jene Adelige, die keinen Grundbesitz hatten. Die einzigen Dienste, zu denen der Adel und zwar vorzugsweise verpflichtet wurde, waren die der Landesvertheidigung; aber auch damit sah es merkwürdig genug aus. Bis auf die Zeiten Maria Theresia's mußte die Waffenmacht für jeden Krieg besonders zusammengebracht werden; die Kaiserin suchte in dieses regellose Wehrsystem einige Ordnung zu bringen und vermehrte 1741 die Zahl der ungarischen Regimenter; allein daneben blieb immer noch das hergebrachte Insurrectionswesen fortbestehen. Dies galt namentlich von der Reiterei. Jeder Edelmann oder wer adelige Rechte genoß, mußte entweder selbst aufsitzen oder einen tauglichen Mann mit Pferd und Kriegsausrüstung anstatt seiner stellen; die Aermeren vom Adel hatten auf gemeinschaftliche Kosten einen Reiter zu besorgen; ebenso gaben zehn Pfarrer zusammen einen Reitersmann; die mittellosen Klöster lieferten die Feldpriester; jedes Capitel, jede Stadt stellte ihren Reiter. In Zeiten dringenden Bedarfs ließ es Ungarns reicher Adel an patriotischer Kraftaufbietung nicht fehlen; Maria Theresia selbst hatte in der Bedrängniß des Erbfolgekrieges ein glänzendes Beispiel der opferfreudigen Hingebung Ungarns erlebt. Immerhin aber mußte man sich gestehen, daß dies regellose Zustände waren, wie sie damals in keinem Lande Europa's

mehr bestanden. So buntscheckig, veraltet, verworren sah es auch in der Verwaltung, in der Gesetzgebung, in der Gerechtigkeitspflege aus; überall gab es Anlaß zu Willkürlichkeiten der Mächtigen, zur ungleichen Behandlung, zur Bedrückung der Schwächeren, zu Unterschleifen und Uebergriffen aller Art; und so konnte es auch an Anlässen zu zeitweiligen Losbrüchen nicht fehlen, obgleich in der Theresianischen Zeit keiner von länger anhaltender Dauer war.

Im Jahre 1754 brachen in Tur, Vásárhely und anderen Orten der Theißgegenden aufrührerische Bewegungen aus, indem die Protestanten wegen ihrer Glaubensbeschwerden gewaltthätige Repressalien gebrauchen wollten; der Aufstand wurde aber bald durch die Gefangennehmung und Hinrichtung der Rädelsführer erstickt. Im folgenden Jahre (1755) erhoben ein Theil der Grenzer in Croatien wegen der anbefohlenen Umstaltung ihrer Pandurenmontur in Uniformen gleich den regulären Regimentern, und die Grenzer im Kreutzer Bezirk wegen neuer Steuerlasten und wegen harter Behandlung von Seiten ihrer Officiere Aufstände, welche bald einen ziemlich großen Umfang erreichten, indem auch die Bauern der benachbarten Districte die Waffen gegen ihre Grundherren ergriffen. Als aber zahlreiche Schaaren des bewaffneten Adels und reguläre Truppen heranrückten, wurden diese Unruhen bald unterdrückt.

Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts war noch immer Preßburg der politische Mittelpunct Ungarns, das politische und das sociale Leben des magyarischen Stammes concentrirte sich hier; es war der Sitz des Landtages, der Statthalterei, des obersten Gerichtshofes; der Judex Curiae, der Tavernicus hatten hier immer, der Primas und der Ban von Croatien häufig ihre Residenz; die erwählteste Gesellschaft des Adels sammelte sich hier und daher ging von da auch der feine Ton

in Sitten und Moden für ganz Ungarn aus. Es war eine Zeit, in welcher man die exclusiven Nationalitätsbestrebungen der Gegenwart noch nicht kannte. Die lateinische Sprache war nicht blos Kirchen- und Gelehrten-, sondern auch Amtssprache des Landes; sie wurde von jedem nur halbwegs Gebildeten wenigstens nothdürftig gesprochen, bildete das unparteiische Verkehrsmittel der besseren Stände und ließ gehässige Streitigkeiten zwischen den Stammesgenossen verschiedener Zungen nicht aufkommen.

Ungarns Magnaten standen dem Throne sehr nahe und unterhielten auch mit dem Adel der deutsch-österreichischen Provinzen innige Berührung; häufig wurden Familienverbindungen zwischen beiden geschlossen. Die französische und deutsche Cultur fand in den höheren Gesellschaftskreisen Ungarns allenthalben Eingang; magyarisch wurde in diesen gar nicht gesprochen und eine nationale Literatur hatte Ungarn damals kaum in den ersten Anfängen aufzuweisen. Am Hofe zu Preßburg bewegten sich deutsch-österreichische und ungarische Elemente in bester Harmonie nebeneinander. Von Preßburg nach Wien ist nur ein Schritt und es gelang Maria Theresia in der That, die Blüthe des ungarischen Magnatenthums nach Wien zu ziehen und um ihren kaiserlichen Thron zu sammeln, sowie ihre Vorgänger Böhmens Adel an den Mittelpunct des Reiches durch die Bande der Politik und der Loyalität gekettet hatten. So wurden in den höheren Classen der ungarischen Gesellschaft deutsche Bildung und deutsche Sitten verbreitet, dadurch die gegenseitige Annäherung der diesseits und jenseits der Leitha unter demselben Scepter lebenden Völker befördert und die Allen gemeinsame Anhänglichkeit und Liebe an das angestammte Herrscherhaus befestigt und erhöht. Und so wurde durch Maria Theresia's Weisheit ein Keim gepflanzt, der zum herr-

lichsten Baume hätte heranreifen können, wenn nicht Joseph's Feuereifer die Frucht zu pflücken versucht hätte, bevor sie reif geworden.

Maria Theresia verstand es mit den Magnaten Ungarns umzugehen und sie für sich zu gewinnen, wie kein Herrscher vor ihr; sie liebte die Ungarn und vergaß die treuen Dienste, die sie ihr in den Zeiten der Noth geleistet, nimmer. Sie kannte aber auch die Schwächen im Charakter derselben und wußte sie für das Wohl des ganzen Staates zu benützen: sie schmeichelte dem Stolze, der Eitelkeit der Nation, sie fesselte sie durch klug berechnete Begünstigungen und Auszeichnungen an den Thron. Sie sorgte für das Beste des Landes und suchte ihm den Segen einer klugen und weisen Verwaltung zufließen zu lassen. Sie errichtete (1760) die Bergakademie zu Schemnitz; im Banate wurde unter der Leitung des vielverdienten Generalgouverneurs Grafen Mercy der Begacanal angelegt. Maria Theresia hatte überhaupt eine merkwürdige Kenntniß von allen Einzelnheiten in der Verwaltung und in den Zuständen Ungarns. So wie für die übrigen Länder, so gingen auch für Ungarn alle irgend wichtigen Angelegenheiten durch ihre Hand; sie erledigte hunderte von Acten alljährlich, kümmerte sich um alle größeren Rechtssachen, um Brücken und Straßen, Wälder und Bergwerke; sie kannte die Stimmung der Bewohner eines jeden Comitates. Alle höheren Beamten und Richter, die Bischöfe und Domherren wußte sie nach ihrem Charakter und ihrer Thätigkeit zu beurtheilen, jeden an die ihm gebührende Stelle zu setzen; sie schränkte den ein, der seine Befugnisse überschritt, und belohnte den, der ihr treu und gut diente.

Vernehmen wir, wie ein unbetheiligter Beobachter, der venetianische Gesandte Paolo Renier, das Verhältniß Maria Theresia's zu den ungarischen Ländern schildert:

„Nachdem Ungarn durch schwere innere und äußere Wirren gelitten hatte und es in Folge derselben die Herrschaft eines auswärtigen Fürsten anerkannte, so that es das nicht blindlings, sondern unterwarf sich dem Hause Oesterreich unter gewissen Bedingungen, deren Wahrung es auf das strengste überwacht. Auch als dieses Reich noch von seinen einheimischen Königen beherrscht wurde, war diese Herrschaft durch Gesetze dergestalt eingeschränkt, daß es eher einer aristokratischen Republik als einer Monarchie glich. Der Adel theilte sich in Comitate (Gespanschaften) und die im Landtage vereinigten Comitate entschieden alle wichtigeren Angelegenheiten des Königreichs. In derselben Regierungsform läßt sich jetzt Ungarn von den österreichischen Fürsten beherrschen, aber die Kaiserin-Königin kann weder Steuern ausschreiben, noch Soldaten ausheben, noch Aenderungen in den Gespanschaften oder im Landtag ohne Zustimmung des letzteren vornehmen. In Ungarn bestanden immer zwei Parteien, wie dies in allen Staatskörpern alten Ursprungs der Fall ist, nämlich die Partei des Adels und jene des Volks. Die Edlen, welche seit den ältesten Zeiten die Herren waren, machten sich die Gesetze nach ihrem Belieben, denn sie allein sind diejenigen, welche keine Steuern zahlen und alle anderen Vorrechte und Privilegien in großer Zahl genießen. Aus diesen Unterschieden der Geburt und Stellung entstanden Feindschaften zwischen diesen zwei Parteien und da der Wiener Hof erkannte, daß er beide nicht unterdrücken und sich unterwürfig machen könne, so stellte er sich zwischen sie. Die Kaiserin bezieht von dem ungarischen Adel keinen Kreuzer, ausgenommen von denjenigen, welche kinderlos und ohne Hinterlassung einer letztwilligen Verfügung sterben, und aus den Reichthümern der Kirche, welche in diesem Lande große Güter besitzt. Durch die alten Gesetze Ungarns nämlich wurde von der Nation den

Königen, die in den verflossenen Jahrhunderten herrschten, gestattet, die Einnahmen von den erledigten Kirchenpfründen durch zwei Jahre zu beziehen. Dieses Recht bildet eine beträchtliche Einnahmsquelle für die Kaiserin, welche an den ihren Vorgängern gewährten königlichen Rechten strenge festhält; ja sie dehnt dieselben mehr und mehr aus, wie dies unter der Regierung von Frauen gewöhnlich geschieht. Denn die Völker ertragen leichter den Verlust ihrer Rechte, wenn ihnen ein solcher von Seite des andern Geschlechtes zugefügt wird, sei es in Folge einer gewissen von der Natur in sie gepflanzten Zuneigung oder weil die Idee von der Schwäche der weiblichen Willenskraft eine geringere Befürchtung erweckt, wirklich unterdrückt zu werden. Außer den jährlichen Abgaben, welche die Geistlichkeit dem kaiserlichen Schatze abliefert, belegt die Kaiserin diesen von Fall zu Fall auch mit außerordentlichen Auflagen unter dem Namen von freiwilligen Gaben (dona gratuita) als Subsidien für die Befestigung von Plätzen an der türkischen Grenze, um das Reich vor plötzlichen Angriffen durch diesen Nachbar und auch um die Religion zu schützen."

„Die Silberminen Siebenbürgens und Ungarns sind Eigenthum der Königin; an Gold allein sollen sie ihr jährlich zwei Millionen Gulden tragen. Einige behaupten, daß das Haus Oesterreich jährlich von Ungarn allein zehn Millionen Gulden beziehe; dieses Reich kann aber auch eine so große Ausfuhr seines Geldes vermöge seiner großen Fruchtbarkeit ertragen, denn genaue Nachrichten, welche ich einzog, lehrten mich, daß dorthin zwölf Millionen Gulden jährlich für ausgeführte Feldfrüchte und Vieh zurückströmen. Es ist unglaublich, wie sehr dieses Reich in dem Zeitraume von fünfundzwanzig Jahren an Bevölkerung und Cultur zugenommen hat. Einfache Dörfer sind volkreiche Städte geworden, früher ganz unbekannte Erwerbszweige

gedeihen; jetzt beginnt man Maulbeerbäume zu pflanzen, um Seide zu erzeugen, und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Bevölkerung sich noch vermehren werde, indem eine große Menge von Polen und Moldauern ihr Heimatland verließ, um nach Siebenbürgen und Ungarn zu übersiedeln.“

So wurde Maria Theresia die größte Wohlthäterin Ungarns und wußte dieses Land so fest an Kaiser und Reich zu ketten, wie es vordem und nachher bis auf unsere Tage nie mehr gelang.

8.

Die österreichischen Niederlande.

Obwohl Belgien oder die österreichischen Niederlande die von dem Mittelpuncte des Reiches am weitesten entfernte unter allen Provinzen des Reiches war, so wurde ihr dennoch von Seiten der Kaiserin Maria Theresia nicht mindere Sorgfalt und Liebe entgegengebracht, wie den andern Kronländern.

Die zehn Provinzen (Brabant, Limburg, Luxemburg, Westflandern, Ostflandern, Hennegau, Mecheln, Doornick und die freien Lande), aus denen die österreichischen Niederlande bestanden, besaßen besondere Gesetze und Privilegien, die ihnen dem Landesfürsten gegenüber bedeutende Vorrechte gewährleisteten. Das bekannteste von diesen Grundgesetzen ist die „Blyde Inkomst“ (joyeuse entrée, freudiger Eintritt; siehe den VI. Bd. S. 239) für Brabant und Flandern, und das wichtigste Recht, welches in diesen Privilegien den einzelnen Provinzen gewährt wurde, war das Recht der Steuerbewilligung. Dieses stand den aus den Vertretern des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes zusammengesetzten Provinzialständen zu; der

letztere war allerdings nur durch die Magistratspersonen einiger bevorrechteter Städte repräsentirt. Diese Grundgesetze der Niederlande, besonders die seit dem dreizehnten Jahrhunderte datirende und zuletzt aus 59 Artikeln bestehende „Blyde Inkomst" waren für ihre Zeit sehr freisinnig abgefaßt, aber die Regierung mittelst derselben war schwierig und umständlich; denn das kaum 600 Geviertmeilen zählende Gebiet der Niederlande hatte zehn Provinzialstände und jeder von diesen Vertretungskörpern besaß wieder seine eigenen, mehr oder minder ausgedehnten Vorrechte. Kein gemeinsames Band, außer der Person des Regenten, verknüpfte sie untereinander; denn die nach der alten Verfassung bestehenden Generalstaaten waren seit 1632 nicht mehr zusammenberufen worden.

Aber auch in diesen schwierigen Verhältnissen bewährte sich Maria Theresia's Regierungsweisheit auf das glänzendste; ihre kluge bedächtige Politik änderte an den alten Formen der Verfassung und Verwaltung nichts und so erreichte sie, obwohl sie von keinem gewaltsamen oder verhaßten Mittel gegenüber den Provinzialständen Gebrauch machte, dennoch von ihnen mehr, als irgend einer ihrer Vorfahren.

Als nach dem Abschlusse des Aachener Friedens die kaiserliche Regierung von den belgischen Provinzen wieder Besitz ergriff, war die Lage derselben eine sehr traurige. Die Herrschaft der Franzosen in dem eroberten Lande war eine schwer drückende gewesen und mit Jubel wurde ihr Abzug und die Wiederkehr des kaiserlichen Statthalters Karl von Lothringen (im April 1749) begrüßt. Fünf lange Jahre hatten die Belgier alle Drangsale einer Feindesherrschaft ertragen müssen, jetzt aber begann jene Zeit stillen Glückes und ununterbrochenen Friedens, durch welche die Regierung Maria Theresia's in den österreichischen Niederlanden so volksthümlich und unvergeßlich wurde.

In der Wahl des Statthalters der Niederlande bewährte die Kaiserin jenen Scharfblick, den sie in ähnlichen Fällen auch anderwärts an den Tag legte, jene große Eigenschaft, dem rechten Manne die rechte Stelle zu verleihen, und ihm da, in klarer Erkenntniß seines Werthes und seiner Tüchtigkeit, ihr volles Vertrauen zu wahren. Prinz Karl von Lothringen, des Kaisers Bruder und Gemahl der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester der Kaiserin, wurde 1744 zum kaiserlichen Statthalter der Niederlande ernannt und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode (4. Juli 1780). Er stand in der Gunst des belgischen Volkes wie kein Statthalter vor oder nach ihm; er war ein trefflicher Herr, einfach in seinem Wesen, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, aber in politischen Dingen zurückhaltend und ein Feind von Neuerungen. Doch gerade diese Eigenschaft war es, die ihn den Belgiern so lieb und werth machte; er rührte nicht an die alten ständischen und municipalen Freiheiten, welche sich hier länger als anderwärts erhielten. Dies hatte seine Vortheile, aber auch seine Nachtheile. Jene bestanden darin, daß Ruhe und Frieden im Lande herrschten und zwischen Volk und Fürsten ein festes Band der Liebe und Treue sich knüpfte. Von Nachtheil aber war dieses Verharren in den bestehenden Verhältnissen, weil Belgien dadurch in seinem politischen und wirthschaftlichen Leben zurückblieb, während eben damals in mehreren seiner Nachbarstaaten — Holland, England, Preußen — Handel und Industrie zu mächtigem Aufschwunge gediehen. Die Belgier dagegen führten ein ruhiges beschränktes Leben und die alte Ordnung schleppte sich in trägem Gange fort. In den meisten Provinzen führten Adel und Geistlichkeit ein ziemlich unabhängiges Regiment; der Bürger- und Bauernstand waren politisch machtlos. Der glänzende Wohlstand, dessen sich diese Länder in den vorhergehenden Jahrhun-

derten erfreut hatten, zeigte sich kaum mehr in einzelnen Spuren; der alte Reichthum war verschwunden, im Steuerwesen und in der Rechtspflege galten die alten Vorrechte; der Verkauf der Stellen war allgemein und Mißbräuche und Unterschleife traten überall hervor.

Von Wien aus versuchte man mehrfach, die Abstellung jener alten Uebelstände zu erwirken und einstmals bestandene, aber in Vergessenheit gerathene Regierungsrechte wieder aufzunehmen; aber der Statthalter widersetzte sich energisch allen diesfälligen Entwürfen des Wiener Cabinets. Als er zweimal während seiner Statthalterschaft in die politischen Verhältnisse der ihm anvertrauten Provinzen einzugreifen unternahm, begegnete er einem so heftigen und hartnäckigen Widerstande, daß er von seinem Vorhaben wieder abgehen mußte. Maria Theresia's Staatsmänner hatten nämlich erkannt, daß die österreichischen Niederlande im regen Aufschwunge des Volkswohlstandes vorzüglich dadurch gehindert waren, daß jede einzelne Provinz vollständige Autonomie besaß, woran jede größere gemeinsame Unternehmung, die auf das Wohl des ganzen Landes zielte, scheiterte. Die kaiserliche Regierung glaubte diesen Uebelstand durch gründliche Aenderungen im alten belgischen Repräsentativsystem heben zu können. Man versuchte zuerst in Westflandern die Freiheiten der Stände zu beschränken, stieß aber dabei auf solche Schwierigkeiten, daß man bald wieder von der Ausführung dieses Planes abging. In Ostflandern modificirte die Regierung durch einen Befehl vom 28. October 1755 die Zusammensetzung der Stände dergestalt, daß die allzugroße Macht der großen Stadtgemeinden zu Gunsten der kleineren Städte und der Landgemeinden gebrochen wurde; doch erhob sich sogleich dagegen ein heftiger Sturm; die Opposition, besonders unter dem Clerus von Gent, und die allgemeine Gährung wuchs

dergestalt, daß der Hof endlich, 1761, nachgab und die Provinzialstände wieder in der alten Form einberief.

Um so eifriger ließ sich die kaiserliche Regierung die Förderung des materiellen Volkswohlstandes angelegen sein. Ackerbau, Industrie und Handel erlangten einen Aufschwung, wie sie ihn seit den ersten Regierungsjahren Karl's VI. nicht mehr gesehen. Namentlich blühte die Landwirthschaft empor. Die kaiserliche Regierung erließ eine Reihe von Maßregeln, wodurch dieser wichtigste Zweig des Volkswohlstandes besonders begünstigt wurde. Junge Leute, die sich der Bodencultur zuwandten, hielt man von allen Kriegsdiensten frei; flüchtigen Soldaten, deren es besonders nach den Kriegen viele gab, ward volle Nachsicht ihrer Strafe zu Theil, wenn sie binnen einer bestimmten Zeit in ihre Dörfer zurückkehrten; schwere Verbrecher aus dem Militärstande, vornehmlich Fahnenflüchtige, wurden statt zum Tode zu schweren öffentlichen Arbeiten beim Straßenbau verurtheilt. Ja die Regierung ging in der Förderung der landwirthschaftlichen Interessen noch um einen Schritt weiter, indem sie den ländlichen Kirchspielen, die bisher von Vertretungskörpern ausgeschlossen waren, eine berathende Stimme in den Provinzialständen gewährte, wodurch die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Wünsche dieses wichtigen Bevölkerungstheiles immer wach erhalten und das flache Land nicht mehr, wie ehedem oftmals, den Interessen der Städte geopfert wurde. Eine Folge dieser Maßregeln war ein derartiges Aufblühen der Landwirthschaft, daß sich die Zahl der Dorfbewohner in Kürze um ein Dritttheil vermehrte, während die städtische Bevölkerung in gleichem Verhältnisse abnahm.

Allerdings nicht so blühend gestalteten sich die Zustände von Industrie und Handel; beide litten unter dem damals, wie vielfach anderwärts so auch in Belgien, geltenden Zollsystem.

Hohe Einfuhrzölle lähmten die Concurrenz mit dem Auslande und machten die Thätigkeit und den Wetteifer der heimischen Industriellen erschlaffen; zahlreiche Binnenzölle hinderten Handel und Verkehr im Inlande; die Regierung scheute sich jene zu ermäßigen und diese aufzuheben, in der Meinung, daß sich dadurch ihre Einnahmen verringern würden. So kam es, daß trotz der hohen Eingangsgebühren einzelne Industriezweige, z. B. die Bandweberei zurückgingen, und daß in andern ausländische Artikel, z. B. englische und holländische Töpferwaaren, das Land überschwemmten. Dagegen gab es einige Manufacturzweige, die ungeachtet jener Hindernisse, durch die günstige Lage des Landes und durch zweckmäßige Maßregeln von Seite der Regierung befördert, lebhaft emporblühten; so die Brauerei, die Brennerei, die Seifensiederei, dann die Kattundruckerei, die Zuckerraffinerie, die Tuchweberei in Limburg, die Spitzenerzeugung in Brabant, vornehmlich aber die Leinen-Industrie in Flandern.

Zur Hebung von Handel und Verkehr im Innern und nach außen hin ließ die Regierung Canäle graben, verlängern oder vertiefen, förderte den Verkehr auf den natürlichen Wasserstraßen zwischen den großen Städten und den Grenzen des Landes, schloß günstige Handelsverträge mit Spanien und Sardinien und suchte von dem Hafen von Ostende aus nicht nur die Küstenschifffahrt, sondern auch den überseeischen Verkehr zu beleben. Von großem Nachtheile für Belgiens Handel war der Umstand, daß die Lebensader des Landes, die Schelde, nicht frei war, indem ihre Mündung, auf holländischem Gebiet gelegen, belgischen Schiffen verschlossen blieb.

Die gesammten Jahreseinkünfte der Reichscassen in den österreichischen Niederlanden beliefen sich auf sieben Millionen Gulden, wovon 1,700.000 Gulden nach Wien abgeführt

wurden; das übrige wurde im Lande selbst zur Bestreitung der Verwaltung und Löhnung des Heeres verwendet, welches aus einer stattlichen wohlbestellten Armee von 25.000 Mann bestand, deren Officiere in der Kriegsschule von Antwerpen herangebildet wurden. Während des siebenjährigen Krieges genoß Belgien einer ungetrübten Ruhe; nach demselben mußte es gleich allen anderen österreichischen Provinzen beträchtliche Summen, sechzehn Millionen Gulden, zur Tilgung der Kriegskosten zahlen und außerdem streckten Antwerpener Kaufherren der österreichischen Regierung bedeutende Capitalien vor.

Die allgemein günstigen Verhältnisse, deren sich das Land damals erfreute, noch mehr aber Person und Wesen der edlen Fürstin selbst, waren Grund und Ursache, daß die Belgier das Haus Oesterreich liebten und verehrten, wie keinen Fürstenstamm vordem, und daß das Andenken an Maria Theresia dort bis auf den heutigen Tag gesegnet ist. Ihre Regierung war — ein seltenes Beispiel in Belgiens Geschichte! — weder durch offenkundige Mißstimmung, noch durch blutigen Zwiespalt zwischen Fürst und Volk getrübt; denn sie schützte die Religion des Landes, die zugleich die ihrige war, und griff nicht gewaltthätig an die Provinzial- und Gemeindefreiheiten, an welchen die Belgier als ihren theuersten Kleinodien hingen. Nach den Stürmen und Verheerungen des Erbfolgekrieges erfreute die belgischen Provinzen eine friedliche, ruhige Zeit, in welcher das Volk mit mäßigem Wünschen und Streben lebte und wirkte; es war nicht großer äußerer Glanz, sondern ein stilles häusliches Glück, das sich unter Maria Theresia, wie bei der Herrschaft einer Mutter in Mitten ihrer Kinder, segensreich über das Land verbreitete.

9.

Die Lombardie.

Schon Kaiser Karl VI. war auf das eifrigste bemüht gewesen, die Lombardie, die er im trostlosesten Zustande allgemeinen Bankerottes der Provinzen und Gemeinden und allseitiger Verarmung der Bewohner aus der spanischen Erbschaft überkommen hatte, aus dieser traurigen Lage zu retten und durch weise Maßregeln die Ursachen dieses Uebels zu heben. Zu diesem Behufe wurde von dem Kaiser eine neue allgemeine Regulirung der Grundsteuer (Censimento) in der Lombardie angeordnet, deren Durchführung einer eigenen, mit großen Vollmachten versehenen Steuercommission (Giunta del Censimento) oblag. Ihre vorzüglichste Aufgabe war es, eine genaue Beschreibung und Schätzung aller liegenden Gründe zu veranlassen; die Grundsteuer sollte fortan nach einem gleichen und billigen Verhältnisse auf den Werth der Grundstücke umgelegt werden. Dieser hier zum ersten Male angewendete und durchgeführte Grundsatz schloß eine großartige Reform auf dem Gebiete des Steuerwesens in sich und wirkte, von hier aus sich Bahn brechend, nach allen Seiten hin. Jedoch nur langsam schritt dieses Riesenwerk seinen Gang fort, behindert durch innere und äußere Hindernisse, verzögert durch die Unglücksfälle, die noch unter Karl VI. die Monarchie trafen, und durch die Kämpfe, welche Maria Theresia in den ersten acht Jahren ihrer Herrschaft zu bestehen hatte; erst dieser Kaiserin gelang es, die angebahnte Steuerreform zum Abschlusse zu bringen. Die neue Steuerverfassung beruhte auf der Grundlage des berühmt gewordenen mailändischen Katasters, welcher ein Vorbild für alle ähnlichen späteren Einrichtungen bot, indem nur dadurch eine gleichmäßige und

gerechte Umlegung der Grundsteuer möglich erschien. Ein Beweis von den hohen Vorzügen dieses Grundsteuersystems liegt auch darin, daß dasselbe während der französischen Herrschaft in der Lombardie beibehalten wurde.

Um aber dieses ganze große Werk auch lebensfähig zu machen und zu erhalten, war eine vollständig neue Einrichtung der Gemeinde- und Provinzial-Verwaltung nothwendig geworden, welche in der That durch das berühmte Edict der Kaiserin vom 30. December 1755 (Riforma al Governo ed Amministrazione delle Communità dello Stato di Milano) angeordnet und demselben entsprechend in Kürze durchgeführt wurde. Die Gemeinden erhielten Vertretungen aus ihrer Mitte, denen die volle und freie Verfügung in allen inneren Angelegenheiten und über das Vermögen derselben zustand. Nach denselben Grundsätzen und mit möglichster Berücksichtigung der hergebrachten Zustände wurde das Communalwesen der Städte organisirt. So wurde im ganzen Lande ein System der Selbstregierung durchgeführt, indem auch die Verwaltung der einzelnen Provinzen, in welche die Lombardie zerfiel, besonderen, aus den Abgeordneten der Städte und Landgemeinden bestehenden Vertretungskörpern zugewiesen und aus diesen die Gesammtvertretung des Landes zusammengesetzt wurde.

Diese Reformen waren durchaus schon angebahnt und auch bereits theilweise durchgeführt, als (1759) Maria Theresia den Grafen Karl Joseph Firmian zum Hofcommissär und Großkanzler der Lombardie ernannte. Auch hierin bewährte sich wieder der Kaiserin Scharfblick; sie konnte für diesen schwierigen Posten keine bessere Wahl treffen. Graf Firmian leitete von da an bis zu seinem 1782 in Mailand erfolgten Tode die Civilverwaltung dieser Provinz und organisirte sie ganz nach dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts. Die wichtigsten Reformen

wurden still und geräuschlos durchgeführt; der Grundbesitz sah sich bald von allen drückenden Lasten und Leistungen befreit; die Patrimonialgerichte wurden aufgehoben, an ihre Stelle traten Staatsgerichtshöfe; Tortur und Inquisition kamen nicht zur Anwendung; Handel und Verkehr wurden von allen hemmenden Banden möglichst frei gemacht; die Gemeinden, die sich selbständig verwalten durften, blühten empor, und neben der materiellen erlangte auch die geistige Cultur einen lebhaften Aufschwung; das Land wurde blühend, das Volk regsam und thätig. So wurde unter Maria Theresia der Grund zu jenem Wohlstande gelegt, dessen sich heutzutage noch die Lombardie erfreut, und wie in den belgischen Provinzen trotz aller Staatsveränderungen und Regentenwechsel, die sie seit den Tagen der großen Kaiserin erfuhren, so steht auch in den lombardischen heute noch der Name Maria Theresia's in gesegnetem Andenken, ungetrübt durch alle Wirren und Wechselfälle in politischer Richtung, von welcher dieses herrliche Gebiet bis auf unsere Tage herab so oft heimgesucht wurde.

10.

Rückblick.

Sechzehn Jahre waren seit Maria Theresia's Thronbesteigung verflossen, als von neuem das Kriegswetter losbrach und wieder für lange Zeit der stillen reformirenden Thätigkeit der Kaiserin im Innern ihres Reiches Einhalt that. Acht Jahre von jenen ersten sechzehn waren ebenfalls unter den Waffen verflossen; denn es hatte ja gegolten, den ererbten Thron und die Einheit der Monarchie wider zahlreiche Feinde zu behaupten. Die folgenden acht Jahre hatten das Staatswesen im Innern

von seinen Grundlagen bis in die höchsten Spitzen umstaltet und kein Gebiet des staatlichen Lebens, kein Land, das unter dem Scepter der großen Kaiserin stand, blieb unberührt von den Segnungen jener Reformen. Jeder Bewohner des weiten großen Reiches nahm sie aus der Hand seiner großen Kaiserin mit Dank und Freude entgegen; denn so wie sie das Wohl des Staates im Großen und Ganzen förderten, so hatte auch jeder einzelne Stand Theil an dem Segen, den sie über Land und Volk breiteten. Der Bürger und Bauer wurde jetzt erst geistig mündig; die schweren Fesseln, die ihn seit Jahrhunderten gedrückt hatten, lösten sich allmälig, und indem er seiner physischen und geistigen Kräfte sich bewußt wurde, erkannte er, daß er geschützt von der kräftigen Hand der Monarchin mit der Förderung seines eigenen Wohles auch zur Erreichung des Staatszweckes beitrage. Aber auch dem heimischen hohen Adel wußte die Kaiserin Theilnahme für die Staatsgeschäfte einzuflößen, und während er früher der Wiener Regierung ziemlich fern stand, finden wir von da an selbst ungarische Magnaten häufig in hohen Stellungen im Staats- und Hofdienst. Männer aus hochadeligen Familien, wie Chotek, Haugwitz, Kaunitz, sind es ja, welche als die Träger der Reformideen und als deren ausgezeichnete Vollstrecker in erster Linie genannt werden müssen. So schlang die Weisheit der Kaiserin ein festes Band um alle Länder ihres Reiches und um alle Stände in demselben, und schuf aus einem in seiner innern Entwicklung weit zurückgebliebenen und von den heftigsten Stürmen umtosten Staate, der seinem Zerfalle zur Beute fremder Eroberer nahe zu sein schien, ein starkes einheitliches Reich, das von einer großen Idee getragen, von einer erleuchteten Regierung gelenkt, seine altbewährte, achtunggebietende Stellung in Deutschland und Europa sich wieder errang.

In den Jahren 1766 bis 1769 wurde die Republik Venedig am Wiener Hofe durch Paolo Renier vertreten. Nachdem dieser Gesandte in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, erstattete er seiner Pflicht gemäß dem Senate der Dogenstadt einen Bericht (Venedig vom 29. December 1769 datirt) über die Lage des Landes, an dessen Hof er beglaubigt war. Die Abfassung dieser Relation fällt zwar um einige Jahre nach jener Periode, deren Geschichte den Stoff dieses Bandes bildet; aber die Zustände, wie sie Renier schildert, sind eben nur das Resultat jener Reformen, wodurch Maria Theresia ihr Reich von 1748 an neu gestaltete, und darum mögen die prägnantesten Stellen aus seinem Berichte den Schluß dieses Abschnittes bilden, dessen Aufgabe es war, darzulegen, wie Maria Theresia ihre Regierungsgrundsätze durchzuführen verstand.

„Es erregt großes Erstaunen", schreibt Renier, „wenn man erwägt, daß das Haus Oesterreich, obwohl es in dem Zeitraume von fünfunddreißig Jahren einen großen Theil von ansehnlichen Ländern verlor und auf ein Drittheil seiner früheren Ausdehnung verringert wurde, in unseren Tagen dennoch in seinen Finanzen, in seinem Handel und in seinem Heerwesen eine so hohe Stufe der Größe und Macht, und zwar nur durch seine eigene Kraft erreichte. Doch dieses Staunen wird schwinden, wenn ich über die Mittel berichten werde, deren sich die jetzige Kaiserin-Königin bediente, um auf jenen Stand der Macht zu gelangen, auf dem sie sich befindet."

„In den Zeiten Leopold's, Joseph's und Karl's — von den vorhergehenden Kaisern nicht zu reden — beherrschte der Wiener Hof seine Länder mit großer Nachgiebigkeit und ließ es zu, daß die ihm untergebenen Provinzen sich in einer gewissen Unabhängigkeit von der Herrschaft des Kaisers erhielten; wenn der Souverän sie als unterthänige Länder behandeln wollte, so leisteten sie

oftmals Widerstand unter dem scheinbaren Vorwande von Unterwerfungsverträgen, Privilegien und Rechten, die ihnen durch kaiserliche Diplome gewährt seien."

„Die Kaiserin-Königin beseitigte aber den größten Theil dieser Privilegien, welche die ihr untergebenen Länder genossen, führte einen Staatsrath ein, in welchem die Angelegenheiten der Provinzen berathen wurden, und vermehrte durch die Durchführung zahlreicher ökonomischer Maßregeln ihre Einnahmen dergestalt, daß sich jetzt unter der Kaiserin-Königin das Staatseinkommen auf 40 Millionen Gulden jährlich beläuft, während es unter ihrem Vater bei einem viel größeren Staatsgebiete nur 30 Millionen Gulden betrug."

„Im Staatsrathe werden die Hauptgrundsätze berathen, nach denen der Staat regiert wird, und die Behörden und Beamten hängen von dem ab und gehorchen dem blind, was der Staatsrath mit Billigung der Souveränin festzustellen für gut findet."

„Alle Provinzen, mit Ausnahme von Ungarn, sind sehr pünctlich in der Bezahlung der Steuern; denn da in dem größeren Theile der Erbstaaten das Lehenswesen herrscht, so erhebt der Gutsherr die Steuern und liefert an das kaiserliche Haus dasjenige ab, was er von seinen Unterthanen auf Rechnung der Kaiserin einzusammeln hatte. Durch diese Einhebungsart erwachsen dem Staat zwei große Vortheile: der eine, daß sich die Zahl der Beamten nicht vermehrt, was mit großen Unzukömmlichkeiten verbunden wäre; der andere besteht in der Sicherheit und genauesten Pünctlichkeit bei allen Zahlungen."

„Um das Land steuerkräftig zu machen, gewährte die Kaiserin Prämien und lieh Capitalien an solche, die Fabriken gründeten, und besonders jenen, welche die heimischen Producte zur Ausfuhr zu bringen suchten. Sie kann um so leichter in

diesen Bestrebungen fortfahren, als die Vorsehung sie zur Herrin von so fruchtbaren Ländern machte, wie es besonders Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn sind. Ich kann in Wahrheit berichten, daß die Erbstaaten des Hauses Oesterreich an allem Ueberfluß haben, was nöthig ist, um Kriege kräftig zu überstehen, ohne daß sie etwas weder von benachbarten, noch von entfernten Ländern bedürfen; denn sie haben einen außerordentlichen Reichthum an allen Fruchtgattungen und an Thieren aller Art, zahllose Wälder, gute Wolle in einigen Provinzen, reiche Minen ausgezeichneten Eisens, Stahl, Bruchsteine und Blei in Menge, Quecksilber, Gold- und Silbergruben, Erz, Hanf und Flachs von vorzüglicher Güte: kurz es fehlt ihnen nichts, um im Frieden gut zu bestehen und im Kriege sich zu vertheidigen. Es ist nicht möglich, all die großen Wohlthaten aufzuzählen, welche der industrielle und wirthschaftliche Sinn des Kaisers Franz der Stadt Wien erwiesen. Aus seinem Privatvermögen brachte er beträchtliche Summen in Umlauf, unterstützte diejenigen, welche die bestehenden Manufacturszweige vervollkommneten, und gewährte denen Prämien, welche neue einzuführen sich bestrebten. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alle die weisen Einrichtungen dieses Fürsten im Einzelnen besprechen wollte."

„Aber auch die Kaiserin hegt den lebhaften Wunsch, den Handel ihrer Länder aufblühen zu machen; sie rief eine Behörde, den Handelsrath, ins Leben. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß der Handel sich bedeutend vermehren würde, wenn die verschiedenen Provinzen sich nicht in ihren Interessen und Zielen so entgegengesetzt wären, daß dadurch der wechselseitige Umlauf und die freie Ausfuhr der Rohstoffe und Manufacturartikel gehindert werden, die in viel größerer Menge und vorzüglicherer Qualität ausgeführt werden könnten, wodurch wieder viel frem-

des Geld ins Land gezogen würde. Nichts desto weniger kann ich behaupten, daß diese Länder, da sie so beschaffen sind, wie ich sie oben beschrieben habe, das ist überreich an Früchten, Thieren, Minen und Bewohnern, welche durch ihre Geduld fähig sind zur Nachahmung dessen, was sie sehen, in dem Zeitraume von vier Jahren, seit ich sie kenne und aufmerksam beobachte, in ihrem Wohlstande gestiegen sind, so daß ich glaube, sie befinden sich im Stande des Aufschwungs. Ich will nicht noch von dem Hafen von Triest sprechen, von den großen Kosten, welche die Kaiserin darauf verwendet, von der Zahl und dem hoffnungsvollen Aufschwung der kaiserlichen und Privatfabriken, von dem großartigen Waarenumsatz und von den Verkehrsadern zwischen dem Mittelpuncte des Reiches, diesem Hafen und den Erbstaaten."

Nach diesem läßt sich Renier über die ungarischen Verhältnisse insbesondere aus, welche Stelle wir bereits früher dem Abschnitte über Ungarn eingeschaltet haben.

Zwei Momente sind es, die wir aus diesem Berichte des venetianischen Gesandten besonders hervorheben wollen. Paolo Renier anerkennt, daß die Länder, die unter Maria Theresia's Herrschaft standen, sich seit ihrem Regierungsantritte auf eine außerordentliche Weise in ihrem Wohlstande und mithin auch in ihrer Steuerkräftigkeit und Militärmacht gehoben hatten, und daß sie dieses günstige Ergebniß einzig und allein den großartigen Reformen danken konnten, welche die Kaiserin im Vereine mit ihren Staatsmännern durchzuführen für nöthig hielt. Denn dadurch wurden die früher so lockeren Bande, welche die Provinzen unter einander und mit dem Mittelpuncte des Reiches verbinden sollten, fester geknüpft und eine wahrhaft monarchische Herrschaft ermöglicht, welche ihre Interessen ungehindert und unmittelbar auch in den fernen Provinzen durchführen und ver-

treten konnte. Nur dadurch wurde Maria Theresia in den Stand gesetzt, im Falle eines Krieges über die vorhandenen in Land und Volk ruhenden Kräfte unumschränkt zu gebieten. Und gleichzeitig bildete sich unter allen, dem Scepter der Kaiserin untergebenen Ländern durch eine möglichst gleichförmige Gesetzgebung und durch die Hebung des Schulwesens unter der unmittelbaren Obhut des Staates ein österreichisches Rechtsbewußtsein, eine österreichische Nationalanschauung, und in allen den verschiedensprachigen Völkern erwachte ein Gemeingefühl, ein Patriotismus, welcher trotz aller kommenden Stürme Groß-Oesterreich bis auf unsere Tage im wesentlichen so erhielt, wie Maria Theresia es im Innern gestaltet und nach außen hin sichergestellt hatte.

II.

Die auswärtigen Verhältnisse von 1748—1756.

11.

Maria Theresia und Friedrich II. nach dem Aachener Frieden.

Im Aachener Frieden hatte Maria Theresia außer dem Verluste einiger kleinen Landstriche in Italien nur einem Gegner, Friedrich II., König von Preußen, ein schönes reiches Land, Schlesien mit der Grafschaft Glatz, abtreten müssen. Ist es da nicht erklärlich, daß eine Abneigung, eine feindselige Stimmung in der Kaiserin Herz gegen den Mann sich festsetzte, der ihr eine herrliche Provinz geraubt? Schlesien wieder zu gewinnen, war von da an ihr heißester Wunsch; das Kaiserthum ohne Schlesien sei für sie ohne Werth, sagte sie; einen Schlesier konnte sie nicht sehen, ohne in Thränen auszubrechen. Am Wiener Hofe erkannte man in Friedrich den Mann von großen Talenten, den strengen Herrscher und ersten Feldherrn seiner Zeit, staunte seine kräftige durchgreifende rücksichtslose Regierungsweise, seine Sparsamkeit und die von ihm aufrecht erhaltene Ordnung im Staatshaushalte an, und führte auch in Oesterreich ähnliche Regierungsgrundsätze, aber mit mehr Schonung und Milde, durch, achtete ebenso das tüchtige preußische Heer — aber man

vergaß auch nicht, Friedrich als den gefährlichsten Gegner Oesterreichs zu betrachten. So vereinigten sich persönlicher Widerwille, religiöse Abneigung, der Schmerz des erlittenen Verlustes und endlich politische Rücksichten, um Maria Theresia zur Widersacherin Friedrich's zu machen, was sie ihr ganzes Leben hindurch blieb. Noch in den Jahren 1778 und 1780 bezeichnete sie, in ihrem vertraulichen Briefwechsel mit ihrer Tochter Marie Antoinette, den Preußenkönig als „Europa's Unheil", als einen Mann, der in jeder Weise schmeichle, um zu seinem Ziele zu kommen; „habe er es aber erreicht, so vergesse er alles und mache selbst das Gegentheil, da er nie Wort halte; indem er alle anerkannten Grundsätze der Wahrheit und Ehrbarkeit verläugne, spiele er mit Verträgen und Bündnissen und sinne nichts anderes als nur alles zu verwirren und Andern zu schaden" u. s. w.

Aber auch bei den übrigen Fürsten Europa's besaß Preußen, das als ein Staat ersten Ranges eben erst emporgekommen war, und sein König wenig Sympathien; denn er stand zu seinen Mitfürsten fast in einem persönlich feindlichen Verhältnisse, das durch seine eigenthümliche Handlungsweise, durch seine geistige Ueberlegenheit, durch die Rücksichtslosigkeit in der Wahl seiner Mittel, durch sein gehobenes Selbstgefühl und durch die bitteren Sarcasmen hervorgerufen wurde, womit er niemand verschonte. Sein Ehrgeiz, seine Unternehmungslust erweckten Furcht und man hielt ihn jeder, auch der kühnsten That, für fähig.

Die Erhöhung der Macht Preußens, getragen durch Friedrich's glänzende Finanzverwaltung und Heeresleitung, erschien als die höchste Gefahr für Oesterreichs Stellung in Deutschland und Europa. Andererseits hatte Friedrich selbst die Reformen in der Verwaltung und die Fortschritte im Kriegswesen in Oesterreich in den Friedensjahren von 1748 an mit aufmerksamem Blicke verfolgt und mit schwerer Besorgniß gelingen

sehen. So war es denn zwischen Oesterreich und Preußen, trotzdem sich diese beiden Staaten seit dem Dresdener Frieden nicht mehr in Waffen gegenüber standen, nie zu näheren Beziehungen, zu einem freundschaftlichen Verhältnisse als deutsche Mächte und Nachbarn gekommen. Im Gegentheil, es spann sich ein kleiner diplomatischer und politischer Krieg zwischen ihnen unablässig fort, welcher sich durch gereizte Noten, gegenseitige Handelsbedrückungen, Reibungen und Neckereien an den Grenzen und durch beleidigende Flugschriften äußerte. Friedrich suchte sich zum Schirmherrn der ungarischen Protestanten aufzuwerfen, bedrohte hinwieder die Katholiken Schlesiens, und trat, was für Maria Theresia höchst schmerzlich war, der von dem Kurfürsten von Hannover, als König von Großbritannien Georg II., vorgeschlagenen Erwählung ihres Sohnes, des Erzherzogs Joseph, zum römischen König entschieden entgegen. Politische und persönliche Gründe mußten mithin die Kaiserin dahin bringen, die Schwächung Preußens, besonders durch die Rückerwerbung von Schlesien, als das Hauptziel ihrer Politik anzusehen, und in der That war auch seit dem Aachener Frieden ihr ganzes Sinnen und Trachten auf die Erreichung dieses Zweckes gerichtet.

Doch dieses große schwierige Werk zu vollführen, waren die alten Staatsmänner, die Uhlefeld und Bartenstein, deren politisches Talent ohne der Kaiserin Heldenmuth und ihres Volkes Hingebung schon im Erbfolgekriege Oesterreich nicht hätte retten können, nicht im Stande. Denn Friedrich hatte auch in die auswärtige Politik ein ganz neues Element gebracht, indem er sich in der Wahl seiner Bundesgenossen, in der Ergreifung der Mittel zur Realisirung seiner Pläne immer freie Hand behielt, sich durch die bestehenden Bündnisse, durch die hergebrachten politischen Verhältnisse und Beziehungen nicht hindern ließ, sich nicht an ein bestimmtes System band, sondern immer nur seine Inter-

essen zu Rathe zog und den Weg wählte, welcher ihm zur Erreichung seiner Zwecke als der tauglichste erschien. Gegenüber einem solchen politischen Gegner mußte auch die auswärtige Politik des Kaiserstaates aus den alten ausgefahrenen Geleisen heraus in neue Bahnen gelenkt werden und dazu bedurfte es einer jungen schöpferischen Kraft, welche Maria Theresia in dem Grafen Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg fand.

12.

Kaunitz übernimmt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Die Kaunitz sind ein altböhmisches Adelsgeschlecht, das seinen nachweisbaren Bestand bis in das zwölfte Jahrhundert zurückleitet und sich im Laufe des sechzehnten in zwei Linien, die böhmische und die mährische, abzweigte. Ein Sprößling der letzteren, Graf Maximilian Ulrich, 1699 vermält mit Maria Ernestine Francisca Gräfin Rietberg, deren Geschlechtsnamen er später dem seinigen anfügte, hatte sich im auswärtigen Staatsdienste an mehreren deutschen Höfen und dann (1721) zu Rom hervorgethan, und widmete die spätern Lebensjahre seinem Heimatlande Mähren, das dem umsichtigen und thätigen Wirken seines Landeshauptmanns so manche gemeinnützige Einrichtung dankte. Die Ehe des Grafen Kaunitz mit der Gräfin Rietberg war eine ungemein fruchtbare; nach einigen Schriftstellern neunzehn, nach andern sechzehn Kinder, fünf Töchter und eilf Söhne, waren die Sprossen dieser Verbindung; unser Wenzel Anton, geboren zu Wien am 2. Februar 1711, also noch während des Kampfes um das spanische Erbe, war der sechste in der Reihe.

Als jüngerer Sohn und, wie die Nachrichten lauten, von seiner Mutter verwöhnt und verzärtelt, erhielt Wenzel Anton von seinen Eltern die Bestimmung für den geistlichen Stand und wurde in früher Jugend Domicellar von Münster. Doch die Vorsehung entschied anders. Der Tod seiner älteren Brüder entriß den jungen Grafen unvermuthet seinen theologischen Studien und führte ihn den juridisch-politischen zu. Er bezog zuerst die Universität von Wien, dann jene von Leipzig und Leyden, und unternahm darauf zu seiner weitern Ausbildung längere Reisen durch die Niederlande, nach England, Frankreich und Italien, die seinem reichen, scharfen und lebhaften Geiste eine Fülle von Anschauungen und Erfahrungen zuführten. Es war nicht so sehr der bunte Wechsel von Kleidern und Sitten, von Gegenden und Städten, von Denkmälern und Kunstwerken, obgleich Kaunitz auch für solche Dinge ein offenes Auge und ein scharfes Urtheil hatte; es waren mehr als dies die öffentlichen Einrichtungen der verschiedenen Länder, die politischen Verhältnisse und Bestrebungen, das Walten hervorragender Persönlichkeiten und dann wieder das Getriebe kleinlicher Zwecke und Leidenschaften, die sich nur zu oft zwischen die Ausführung großer Pläne und Unternehmungen hineindrängten, was die Aufmerksamkeit des jungen Grafen fesselte und ihm tiefe Blicke in den Lauf menschlicher Angelegenheiten gestattete. So konnte er, nicht als unerfahrener Mann, sondern mit reichen Kenntnissen und gereifter Einsicht ausgestattet, jene Laufbahn betreten, die ihn von Stufe zu Stufe bis auf den höchsten Gipfel des Ruhmes, der Ehren und Auszeichnungen führen sollte.

Von seinen Reisen zurückgekehrt, vermählte sich Kaunitz am 6. Mai 1736 mit Maria Ernestine Gräfin von Starhemberg, einer Enkelin des großen Helden von Wien während der zweiten Türkenbelagerung, und trat im Jahre darauf (1737)

in den Staatsdienst. Noch unter Karl VI. wurde er, damals sechsundzwanzig Jahre alt, Mitglied des Reichshofrathes und später kaiserlicher Commissär in Regensburg. Hier schon soll er jene Idee gefaßt und ausgesprochen haben, die er später, als er an der Spitze des Kaiserstaates stand, in das Leben einzuführen trachtete: die Bildung eines großösterreichischen Staates durch Sammlung und Einigung der Volkskraft im Innern und durch eine auswärtige Politik, die nicht mehr so sehr wie seit Jahrhunderten die beschränkten Verhältnisse des verfallenden deutschen Reiches zur Richtschnur nehmen, sondern sich auf eine alle Mächte Europa's umfassende politische Umschau und Thätigkeit stützen sollte. Oesterreich mußte um seiner selbst willen als ein großer starker Staat, nicht blos darum, weil seine Herrscher die deutsche Kaiserkrone trugen, eine der ersten Stellen in der Reihe der europäischen Großmächte einnehmen können. Dies waren die politischen Anschauungen des Grafen Kaunitz schon bei seinem ersten Auftreten auf dem diplomatischen Felde, und die Erfahrungen, welche er im Reichshofrathe und am Reichstage zu Regensburg machte, mögen seine Ueberzeugung nur noch gefestigt haben.

Doch wurde er nach Karl's VI. Tode von seiner Stelle abberufen; er lebte eine Zeit lang in dem Kreise seiner privaten Verhältnisse, bis er 1742 von Maria Theresia mit einer diplomatischen Mission nach Italien betraut wurde. Schon die erste Depesche, die Kaunitz aus Turin nach Wien sandte, bekundete eine solche Meisterschaft, daß sie, wie erzählt wird, Graf Uhlefeld der jungen Monarchin mit den bedeutungsvollen Worten überreichte: „Hier ist der künftige erste Minister!“ Nach drei Jahren wurde Kaunitz aus Italien zurückgerufen und als bevollmächtigter Minister nach Brüssel an den Hof des Statthalters, Herzogs Karl von Lothringen, gesandt. Diese seine Mission erfuhr durch die militärischen Erfolge der Franzosen, welche die

belgischen Provinzen eroberten, eine unliebsame Unterbrechung und Kaunitz widmete die beschäftigungslose Zeit zu einem Besuche der Bäder von Aachen. Nachdem er darauf (1747) in England als Gesandter gewirkt hatte, vertrat er 1748 Oesterreich auf dem Aachener Congresse. Von 1751 bis 1753 war er österreichischer Botschafter in Paris; von dort weg wurde er in das Ministerium nach Wien berufen.

Damals war Kaunitz 42 Jahre alt, von schlanker edler Gestalt, von regelmäßigen und einnehmenden Gesichtszügen, welche Verstand und Scharfsinn ausdrückten. Kaunitz besaß tiefe Menschenkenntniß, große Gewandtheit in den Geschäften, sicheres Urtheil, eiserne Folgestrenge im Festhalten seiner Pläne, die größte Ausdauer und Zähigkeit in der Erstrebung seiner Ziele. Er imponirte durch sein kaltes ruhiges gleichmäßiges Benehmen, durch seine geistige Ueberlegenheit; dabei konnte er aber so offen und liebenswürdig sein, daß andere leicht veranlaßt wurden, sich ihm zu offenbaren, während er seine Gedanken und Absichten niemand mittheilte. In der Staatsconferenz, wenn es galt, seine Meinung durchzusetzen, und beim Empfange fremder Gesandten war er von glänzender Beredsamkeit. Die leitenden Verhältnisse an den auswärtigen Höfen, die Persönlichkeiten an denselben, Fürsten und Staatsmänner, ihre Pläne und Zielpuncte, sowie ihre Schwächen kannte er wie keiner seiner Zeitgenossen. Bei so großen Vorzügen des Staatsmannes sind die kleinen Schwächen des Privatmannes, seine Eitelkeit und seine übertriebene Todesfurcht — man durfte in spätern Jahren die Worte „Tod“ und „sterben“ vor ihm nicht aussprechen, und seine Vorleser mußten alle Geschicklichkeit anwenden, diese Ausdrücke, wo sie vorkamen, in zartester Weise zu umgehen — kaum der Erwähnung werth. Seine Politik war sowie die Friedrich's II. eine Politik der

Interessen, die sich von dem Festhalten an veralteten Grundsätzen und den hergebrachten halben Mitteln gleich ferne hielt. Anfänglich wollte es Maria Theresia mit ihm im Staatsrathe nur versuchen, aber Kaunitz eroberte sich schon in den ersten Wochen das Vertrauen seiner Herrin und wurde in Kürze der einflußreichste Minister.

Welches waren nun die Wege, welche Maria Theresia und ihr erster Minister zur Erreichung ihrer Ziele in der auswärtigen Politik einschlugen? Die Gruppirung der Großmächte Europa's war seit dem österreichischen Erbfolgekriege dieselbe geblieben; Oesterreich zählte England und Rußland zu seinen Verbündeten und konnte in Deutschland am sichersten auf Sachsen und, Englands wegen, auf Hannover rechnen, während Preußen in den besten Beziehungen zu Frankreich und Spanien stand. Polen war damals schon politisch todt und wurde in den staatlichen Combinationen gar nicht als eine active Macht betrachtet. Aber Englands Hilfe hatte sich für Oesterreich schon während der letzten Jahre des Erbfolgekrieges als nicht hinreichend erwiesen, der Aachener Frieden mit seinen ungünstigen Bedingungen war der Kaiserin durch England geradezu aufgedrungen worden; der Wiener Hof sah sich daher nach einem anderen Verbündeten um, jedoch ohne die Bundesgenossenschaft mit England dadurch aufgeben zu wollen. Frankreich, das noch immer trotz der schon zu Tage tretenden Folgen der Mißregierung Ludwig's XV. die bedeutendste Macht auf dem Festlande von Europa war, mußte hierbei in erster Linie in Betracht kommen, umsomehr als durch die Verbindung mit Frankreich auch die österreichischen Niederlande vor Angriffen gesichert wurden. Das Zustandebringen der Allianz mit Frankreich neben Festhaltung der englischen Freundschaft wurde daher der Grundgedanke aller folgenden vom Wiener Hofe ausgehenden politi-

schen Unterhandlungen. Vor allem suchte Maria Theresia selbst den französischen Gesandten in Wien, Blondel, durch freundliche Unterredungen und wohlwollende Aeußerungen für sich und Oesterreich zu gewinnen, und Kaunitz war, damals noch als österreichischer Botschafter am Hofe von Versailles, in gleicher Weise bemüht, bei Ludwig XV. und der Marquise von Pompadour Oesterreich und dessen Kaiserin beliebt zu machen. Nur langsam wurden diese Bemühungen von Erfolg gekrönt. Obwohl die französischen Gesandten in Wien, Blondel und nach ihm d'Hautefort, persönlich sehr rasch durch Maria Theresia's Liebenswürdigkeit im Umgange waren gewonnen worden, so schlugen am Versailler Hofe die Stimmungen erst um, als 1751 das Portefeuille des Auswärtigen aus den Händen Puysieulx' in die des Marquis von St. Contest übergegangen war, welcher dem 1753 neu ernannten Botschafter d'Aubeterre Instructionen nach Wien mitgab, die für Oesterreich weit geneigtere Gesinnungen zeigten, als sie zu Versailles jemals früher gehegt wurden.

Ende 1752 hatte Kaunitz Paris verlassen und war in Wien in den Staats- und Conferenzrath eingetreten. Hier war bereits die Kaiserin für die Pläne ihres Ministers gewonnen, hatte dieselben aber bisher vor dem Kaiser und ihren Staatsräthen sorgfältigst geheim gehalten. In dem Conferenzrathe, der nun unter ihrem Vorsitze über die Aenderung der auswärtigen Politik und über die neue Bündnißstellung gehalten wurde, sprachen sich zuerst die älteren Minister übereinstimmend mit großer Lebhaftigkeit für das Festhalten an der englischen Allianz und gegen eine nähere Verbindung mit Frankreich aus. Während ihrer breitspurigen Vorträge hatte Kaunitz Federn geschnitten, Bleistifte gespitzt und sich den Staub von den Kleidern geblasen. Als endlich an ihn, den jüngsten im Rathe, die Reihe kam,

erklärte er sich bestimmt, fest und beredt für das entgegengesetzte System. Er nahm sämmtliche vorgebrachte Gründe auf, um sie zu widerlegen. „Das katholische Deutschland“, so begründete er seine Ansichten, „neige leicht auf Frankreichs Seite; die Franzosen könnten Belgien, die Preußen Böhmen angreifen, und während England keinen rechten Beistand hier und dort zu leisten vermöge, dürfte es noch durch seine Verhältnisse in Italien neuen Krieg herbeiführen. Im Anschluß an Frankreich sei dagegen Oesterreich nicht nur am Rhein, in den Niederlanden und in Italien gedeckt, sondern auch sicher vor dessen Verbündeten Dänemark und Schweden, vor Spanien, welches dann in Italien ruhig bleiben müßte, sowie vor der Türkei bei dem Vorwiegen des französischen Einflusses in Constantinopel. Ziehe man noch Rußland in den Bund, so werde Oesterreichs größter Feind, der König von Preußen, solcher überlegenen Macht nicht widerstehen können.“

Die in dieser Rede des Ministers enthaltenen Vorschläge überraschten den Kaiser in solchem Grade und fanden an ihm einen so heftigen Gegner, daß er mit dem Ausrufe: „Dieses Bündniß ist unnatürlich!“ sich von seinem Sitze erhob und noch während des Vortrages des Grafen Kaunitz die Conferenz verließ. Nachdem der Minister geendet hatte, erklärte sich die Kaiserin für seine Ansicht, reichte ihm die Hand zum Kusse und entließ die Conferenz. Drei Wochen später fand die Aenderung des Ministeriums statt. Kaunitz wurde an Uhlefeld's Stelle zum geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt und somit an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt, über welche er sich von nun an mit Uebergehung seiner Amtsgenossen, der andern Minister, nur mehr mit der Kaiserin berieth.

Kaunitz begann sogleich die diplomatischen Verhandlungen, welche zur Vereinzelung Preußens führen sollten und wirklich die Stellung der Staaten Europa's zu einander für Jahrzehnte

veränderten. Zunächst suchte er möglichst viele Verbündete zu dem bevorstehenden Kampfe zu gewinnen. Vor allem sollte Englands Freundschaft erhalten bleiben, worauf man mit Sicherheit hoffte; denn Georg II. stand, wegen der Ansprüche, die er von Oesterreich unterstützt auf Ostfriesland erhob, zum Könige von Preußen in gespannten Verhältnissen, war auch, aus Furcht vor Friedrich's Eroberungsgelüsten auf Hannover, dem österreichisch-russischen Defensivtractate (am 30. October 1750) beigetreten und erklärte sich noch im Jahre 1753 bereit, an Oesterreich Hilfsgelder zu zahlen, falls der König von Preußen den Frieden bräche. Sachsen wurde durch Gewährleistung seines Besitzstandes im Falle eines preußischen Angriffs gewonnen. In Rußland, das schon seit 1750 allen diplomatischen Verkehr mit Preußen abgebrochen hatte, setzte, getragen durch Elisabeth's erbitterte Stimmung gegen Friedrich, die sich schon in den beiden ersten schlesischen Kriegen durch das am 22. Mai 1746 zu St. Petersburg mit Oesterreich abgeschlossene Vertheidigungsbündniß kundgegeben hatte, der Großkanzler Bestuscheff im Reichsrathe zu Moskau (am 14. und 15. Mai 1753 und abermals am 7. October 1755) die Erklärung durch: „es sei eine dringende politische Nothwendigkeit, sich nicht allein dem Anwachsen der preußischen Macht zu widersetzen, sondern auch mit aller Kraft darnach zu trachten, daß das Haus Brandenburg in seinen früheren mittelmäßigen Stand zurückgebracht werde“; es wurde weiter die Aufstellung eines Heeres von 65.000 Mann an den Grenzen Lieflands beschlossen, das in Preußen einrücken sollte, sobald Friedrich einen Verbündeten Rußlands, namentlich Sachsen oder Hannover, angreife oder selbst von einem solchen zuerst angegriffen würde.

13.

Zerwürfniß zwischen Frankreich und England; ersteres tritt mit Oesterreich, letzteres mit Preußen in Bund.

So näherte sich der Plan Kaunitz', Preußen von allen Verbindungen loszureißen, Oesterreich dagegen in Bündnisse mit allen europäischen Hauptmächten zu bringen, unerwartet rasch der Verwirklichung. Mit England bestand noch die alte Freundschaft; Rußland und Sachsen waren gewonnen; des katholischen Deutschlands war man sicher und mit Frankreich stand man bereits auf gutem Fuße; denn die Einigung Oesterreichs mit Frankreich zu Stande zu bringen, war auch der Papst durch seine Agenten in Wien, Paris und Dresden auf das eifrigste bemüht, indem der römische Hof darauf als auf einen Bund der größten katholischen Mächte gegen die Hauptstütze des Protestantismus in Deutschland hohen Werth legte.

Da kam es plötzlich zwischen England und Frankreich wegen der amerikanischen Colonien zu Verwicklungen, welche zum Kriege zu führen drohten. Im Utrechter Frieden (1713) war nämlich von den französischen Colonien in Nordamerika die Landschaft Akadien — zwischen dem 44. und 48. Grade nördlicher Breite, das heutige Neu-Braunschweig — an England abgetreten worden; jetzt (1753—1754) entstanden dort zwischen den englischen und französischen Statthaltern wegen des Gebietes von Neu-Schottland, ob nämlich dasselbe zu Akadien gehöre oder nicht, und wegen Anlegung von Forts am Ohio durch die Franzosen Zwistigkeiten. Eine englische und eine französische Flotte erschienen an den Küsten Nordamerika's, und als während eines dichten auf dem Meere ruhenden Nebels zwei französische Kriegsschiffe zufällig mitten unter die englische

Flotte geriethen, wurden jene von den Engländern mit Beschlag belegt. Es kam zu diplomatischen Verhandlungen; allein das Ergebniß war, daß das Londoner Cabinet die genommenen Schiffe nicht nur nicht herausgab, sondern sogar trotz des noch bestehenden Friedens französische Schiffe durch englische Kaper aufbringen ließ, obgleich Ludwig XV., um seine Nachgiebigkeit zu beweisen, eine von seiner Marine aufgebrachte englische Fregatte zurückgegeben und den englischen Kauffahrern erlaubt hatte, ruhig ihren Handel fortzusetzen. So kam es zwischen diesen beiden Staaten immer näher zum Bruche.

Dieser Zwischenfall war für Oesterreich höchst bedenklich. Lagen England und Frankreich mit einander im Streit, so war kaum zu hoffen, mit beiden Staaten zugleich in Frieden und Freundschaft zu bleiben. Kaunitz suchte zunächst den englisch-französischen Hader beizulegen, und als ihm dies nicht gelang, wenigstens für Oesterreich die Neutralität zu behaupten, um auf alle Fälle der Freundschaft Englands nicht verlustig zu gehen.

Auch an Frankreich trat jetzt die Entscheidung heran, ob es im Kriege gegen England mit Oesterreich oder mit Preußen an seiner Seite kämpfen wolle. Am Versailler Hofe, wo seit 1754 Rouillé die auswärtigen Angelegenheiten leitete, hatte inzwischen der österreichische Botschafter Graf Starhemberg, des Kaunitz Nachfolger, ganz in dessen Geist gewirkt und durch die Marquise von Pompadour — die sich durch einen Brief Maria Theresia's an sie im höchsten Grade geehrt fand, während sie zugleich von einem tödtlichen Hasse wider den König Friedrich II. erfüllt war — und durch die beiden Staatsmänner, den Abbé Bernis und den Grafen von Stainville, auch den König selbst der österreichischen Allianz geneigt gemacht. Am 22. September 1755 begannen die Unterhand-

lungen mit der Eröffnung des österreichischen Botschafters an die allmächtige Marquise: „Die Kaiserin-Königin sei bereit, sich Frankreich anzuschließen, dafern sich König Ludwig ganz von Preußen zurückziehe". Es kamen aber hierbei keineswegs blos persönliche Beweggründe ins Spiel; auch wichtige politische Gründe mußten eine Annäherung von Oesterreich und Frankreich, diesen beiden größten Mächten des europäischen Festlandes, herbeiführen. Denn eine mächtige Stellung Preußens inmitten der protestantischen Reichsstände mußte auch Frankreich gefährlich erscheinen, während andererseits wieder Hannover das einzige günstig gelegene Angriffsobject für Frankreich in einem Kampfe mit England war.

Die Annäherung Oesterreichs an Frankreich hatte aber auch die allmälige Erkaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und England zur Folge. Als man in London von den Verhandlungen zwischen Wien und Versailles Kunde erhielt und als auch der deutsche Reichstag auf das Gesuch um Schutzmaßregeln vom Reiche für das von Frankreich bedrohte Hannover eine ausweichende Antwort (vom 4. November 1755) ertheilte, da erkannte Georg II., daß er auf eine thatsächliche Unterstützung von Seite des deutschen Kaisers im Kampfe mit Frankreich nicht rechnen könne und daß ein neues politisches System die Oberhand zu gewinnen beginne. Nun kamen die seit Beginn dieses Jahres schwebenden geheimen Unterhandlungen zwischen Berlin und London zum Abschlusse. Am 16. Januar 1756 wurde im Westminsterpalaste zu London der Neutralitätsvertrag zwischen England und Preußen abgeschlossen, kraft dessen sich diese beiden Staaten ihre beiderseitigen Besitzungen gewährleisteten und für den Fall eines Angriffes von außen zur gegenseitigen Hilfe verpflichteten; sie verabredeten dabei, nicht dulden zu wollen, daß das Heer irgend einer fremden Macht den

deutschen Boden — nur die österreichischen Niederlande wurden davon ausgenommen — betrete.

Am Hofe von St. James glaubte man damit nichts feindseliges gegen Oesterreich unternommen zu haben, und die britischen Staatsmänner meinten noch immer, daß es trotz der Einigung mit Preußen nicht zum Bruche mit Oesterreich kommen werde. Nur „um fremdes, die Ruhe Deutschlands störendes Kriegsvolk abzuhalten“, erklärte König Georg II. in seiner offenen Declaration vom 16. Juli 1756, „sei die Uebereinkunft mit Preußen abgeschlossen worden. Der König sei übrigens der Ansicht, daß sie dem Kaiser lieb sein müsse, da sie die Reichslande schütze; die Kaiserin könne ferner nicht mißkennen, daß ihren deutschen Ländern durch dieselbe ein Dienst geschehen sei; die Reichsstände aber hätten Ursache, dafür dankbar zu sein, da sie ihnen Ruhe und Sicherheit gewähre“. Auch Friedrich II. bemühte sich, dieser Angelegenheit einen friedlichen Anstrich zu geben. „Ich weiß“, sagte er zu dem vom französischen Hofe an ihn abgeschickten Herzog von Nivernais, „die Höfe von Versailles und Wien stehen gleichfalls in Unterhandlung; mögen die Kaiserin und der König von Frankreich sich gleich mir mit einem Vertheidigungsbündnisse begnügen, dann wird die Ruhe Deutschlands nicht gefährdet werden“.

Allein in Wien faßte man die Sache anders auf. Man erkannte sogleich, daß England als Bundesgenosse für den bevorstehenden Kampf mit Preußen verloren sei, und schloß sich daher um so enger an Frankreich an, dessen Staatsmänner ebenfalls den preußisch-englischen Neutralitätsvertrag als den Abfall Preußens von Frankreich betrachteten und demselben ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich entgegensetzen wollten. So kam am 1. Mai 1756 zu Versailles der Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich zum Abschluß; am 19. Mai

wurde in der Conferenz des Staatsministeriums zu Wien in Gegenwart der Kaiserin und des Kaisers einstimmig die Bestätigung desselben beschlossen. Die offenen Artikel dieses Vertrages lauteten, wie jene des englisch-preußischen, nur auf ein Vertheidigungsbündniß: Oesterreich sagte Frankreich während des mit England ausgebrochenen Krieges Neutralität zu, Frankreich dagegen versprach, die österreichischen Besitzungen nicht anzugreifen; für den Fall eines Angriffes durch auswärtige Feinde verpflichteten sich beide Mächte zur Zusendung von 24.000 Mann Hilfstruppen. Allein in fünf andern geheimen Artikeln wurden viel weiter gehende Bestimmungen getroffen: Oesterreich solle Schlesien mit der Grafschaft Glatz, Parma, Piacenza und Guastalla zurückerhalten, Frankreich solle durch Luxemburg, Chimay und Beaumont vergrößert werden, die übrigen Theile der österreichischen Niederlande sollen an Don Philipp von Parma, den Schwiegersohn Ludwig's XV., für sein an Oesterreich abzutretendes Land fallen und Preußen solle noch weiter geschwächt werden.

Diese beiden Verabredungen, das preußisch-englische Schutz- und Trutzbündniß und der Vertrag von Versailles zwischen Oesterreich und Frankreich, bargen in sich den Keim des siebenjährigen Krieges, der, weil Oesterreichs Hauptstreben nur auf die Rückerwerbung Schlesiens gerichtet war, eigentlich als eine Fortsetzung des österreichischen Erbfolgekrieges, die Friedenszeit zwischen beiden aber als ein bloßer längerer Waffenstillstand zu betrachten ist, in welchem sich die kriegführenden Mächte durch Bündnisse und Rüstungen für den wiederausbrechenden Kampf vorbereiteten. Mit dem Vertrage von Versailles sah sich Maria Theresia am Ziele eines langjährigen Strebens. „Noch nie habe ich während meiner Regierung einen Vertrag mit so freudigem Herzen unterzeichnet als diesen“, sagte sie, nach-

dem sie ihren Namen auf die Urkunde gesetzt hatte. An ihrem Hofe blickten allerdings nicht alle so befriedigt darein wie sie und ihr erster Minister; der Erzherzog Joseph erlaubte sich sogar an seine Mutter die Frage zu richten: „ob sie denn auch sicher sei, daß sie von den Franzosen nicht hintergangen werde?“ Allein bald legte sich diese Stimmung und man begann in Wien an der neuen Wendung der Dinge Gefallen zu finden.

Inzwischen war es zwischen Frankreich und England zum offenen Bruche gekommen. Am 17. Mai 1756 hatte letzteres den Krieg erklärt, vier Wochen später, am 16. Juni, das Cabinet von Versailles mit der Gegenerklärung geantwortet. Der französisch-englische Zwist, der im fernen Amerika begonnen hatte, wurde nun die Veranlassung zum schnelleren Ausbruche des Kampfes in Europa und bewirkte, wegen der feindseligen Stellung der beiden Westmächte zu einander, für England den engen Anschluß an Preußen und die Entfremdung von Oesterreich. Zwar hoffte Kaunitz noch immer, mit England in gutem Einvernehmen bleiben zu können, wenn er auch auf dessen Kampfgenossenschaft verzichten müsse. Denn Großbritannien und Oesterreich waren seit bald einem Jahrhundert in allen größeren westeuropäischen Kriegen Bundesgenossen gewesen. Wohl war es in den letzten Jahren zwischen diesen beiden Staaten zu einigen kleinen Irrungen gekommen. Oesterreich hielt sich auf dem Aachener Congresse von England für verrathen und verlassen, und wünschte sehnlichst die Aufhebung des Barrière-Tractates, wornach Oesterreich holländische Truppen in acht Festungen seiner Niederlande aufnehmen und bezahlen mußte; daß die seit 1753 darüber mit England und Holland gepflogenen Unterhandlungen ohne Erfolg blieben, verstimmte Oesterreich. Aber alles dies war nicht im Stande, die Bande, welche Sympathie und Staatsinteresse zwischen England und Oesterreich geschlungen,

zu zerreißen, und Maria Theresia konnte sich nicht enthalten, in der Audienz am 13. Mai 1756 dem englischen Gesandten Lord Keith ihre schmerzliche Ueberraschung über den preußisch-englischen Vertrag auszusprechen. „Dieser Vertrag", sagte sie, „hat mich wie ein Donnerschlag getroffen. Zwischen mir und dem Könige von Preußen, Eurem jetzigen Freunde, ist jede Berührung unmöglich. Keine Rücksicht der Welt kann mich bestimmen, ein Bündniß einzugehen, woran er Theil hätte". Als Keith auf ihre Unterhandlungen mit dem Hofe von Versailles anspielte, sagte die Kaiserin: „Wie könnte es Euch befremden, wenn ich, Eurem Beispiele mit Preußen folgend, eine Verbindung mit Frankreich anknüpfen würde!" Im weitern Verfolge der Unterredung wagte Keith zu bemerken, er könne nicht glauben, daß sich die deutsche Kaiserin den Franzosen in die Arme werfen wolle. „Ich werfe mich nicht in ihre Arme", sagte Maria Theresia lebhaft; „ich stelle mich nur auf Frankreichs Seite." Weder sie noch Kaunitz befürchteten indessen trotz allem, was vorgefallen, ernste Feindseligkeiten von Seiten Englands. Darum hatten sie auch dem Abschlusse der Bündnisse, welche Georg II. noch im Jahre 1755 zum Schutze Hannovers mit verschiedenen deutschen Reichsfürsten, namentlich mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, dem Fürstbischof von Würzburg, dem fränkischen Kreise, dem Herzog von Sachsen-Gotha und dem Fürsten von Schaumburg-Lippe eingegangen hatte, nicht entgegengewirkt und selbst als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich bereits ausgebrochen war, wurde der König von England als Kurfürst von Hannover vom Kaiser Franz Stephan um die bundesmäßige Hilfe angegangen. Ja selbst später noch (1757) schlug Kaunitz zweimal ein Abkommen vor, in dem für Hannover eine Art Parteilosigkeit angeboten wurde und auch nach Ausbruch

des hannoveranisch-französischen Krieges setzte er seine Bemühungen fort, um zu diesem Ziele zu gelangen — Beweise genug, daß es ihm außerordentlich daran gelegen war und daß er sich lange mit der Hoffnung trug, trotz des Krieges mit Preußen und des preußisch-englischen Vertrages den Frieden mit England zu erhalten und dieses von der thätigen Theilnahme an dem Kampfe zu Gunsten Preußens abzudrängen. Allein auf die Länge war es nicht aufzuhalten; Oesterreich konnte nicht Englands Freund bleiben, wenn es mit Frankreich im Bunde war, und England konnte sich in Deutschland nicht unthätig halten, sobald sein verhaßter Gegner dort seine kriegerischen Banner entfaltete.

14.

Vorläufer des neuen Krieges zwischen Oesterreich und Preußen.

Die große Bedeutung des neuen Krieges, der jetzt zwischen Oesterreich und Preußen im Anzuge war und den man von seiner Dauer den siebenjährigen zu nennen pflegt, liegt in der vollständigen Umwandlung der politischen Stellung der europäischen Großstaaten zu einander. Mit Zerreißung aller früheren Bündnisse und Verträge hatte sich Oesterreich von Großbritannien getrennt und an Frankreich angeschlossen, mit dem es seit drei Jahrhunderten in Krieg und Feindschaft lag und das bisher immer als der gefährlichste Feind des Hauses Habsburg und Deutschlands gegolten hatte. Das französische Nationalgefühl sträubte sich nicht weniger als das deutsche gegen den unerhörten Bund. Mehr als zweihundertjährige Ueberlieferung des gallischen Hasses gegen das Haus Oesterreich schien

Ludwig XV. keine andere Wahl zu lassen, als den engsten Anschluß an Preußen. Und dennoch wurde Friedrich II. England in die Arme geworfen, das im österreichischen Erbfolgekriege sein Gegner gewesen war, und von Frankreich weggezogen, an welchem er während jener Zeit seinen mächtigsten Verbündeten gefunden hatte. Es war ein Meisterstück diplomatischer Feinheit und Geschicklichkeit, das Kaunitz zu Stande gebracht hatte; freilich mußte erst die Folge lehren, ob zum Heile seines Vaterlandes oder nicht. Aber auch Rußland wußte Kaunitz in die Netze seiner Politik zu ziehen, obgleich es sich kurz zuvor gegen England verpflichtet hatte; die Kaiserin Elisabeth, eine Erzfeindin Friedrich's II., war so Feuer und Flamme für das neue Bündniß, daß sie schon im August 1756 gegen Preußen losschlagen wollte und mit Mühe durch Kaunitz von diesem unklugen Vorhaben zurück zu bringen war.

Von den diplomatischen Verhandlungen, welche zur Herstellung der großen Allianz gegen Preußen zwischen Wien, Paris und St. Petersburg waren geführt worden, hatte, obwohl man sie vollkommen geheim erhalten zu haben glaubte, Friedrich II. durch seine zahlreichen Agenten, durch bestochene Spione, wie durch Reinitz, Meyer, von Pflugk, und durch seinen Bewunderer, den Großfürsten Peter von Rußland, theilweise Kunde erhalten. Vor allem kamen dem Könige hierbei zwei Persönlichkeiten zu Hilfe, die zu argen Verräthern an ihren eigenen Höfen wurden. Der eine war der Geheimschreiber des kaiserlichen Botschafters Grafen Puebla in Berlin, Baron von Weingarten, den Friedrich II. durch die Künste eines Mädchens, der Tochter des Castellans von Charlottenburg, mit welcher Weingarten in einem Liebesverhältniß stand, zum Treubruche an seiner Pflicht zu verlocken wußte; doch kam Graf Puebla dem Unterschleif bald auf die Spur und Weingarten entzog sich, unter dem Schutze

der preußischen Behörden, durch Flucht seiner gerechten Bestrafung. Andauernder und folgenreicher war das Spiel eines durch Geld gewonnenen Schreibers im sächsischen Ministerium, Namens Mentzel, der ein in Wachs abgedrucktes Modell des Schlüssels zum geheimen Staatsarchive nach Berlin sandte und von dort einen darnach angefertigten Nachschlüssel erhielt. Nun konnte Mentzel das Archiv, wann sich ihm die Gelegenheit dazu bot, gefahrlos öffnen, die geheimen Papiere herausnehmen und die davon genommenen Abschriften nach Berlin senden. Dies geschah zuerst im Jahre 1752 und wurde von da an regelmäßig fortgesetzt. Friedrich soll aber trotzdem nicht durchaus echte Waare, sondern mitunter Abschriften von Schriftstücken, deren Original gar nicht verwendet worden war, erhalten haben. Dies sowie der Umstand, daß Mentzel sein verrätherisches Spiel so lange forttreiben konnte, hat später auf die Vermuthung geführt, man sei von der andern Seite auf dieses Verhältniß des preußischen Königs zu Mentzel gekommen und habe absichtlich, um Friedrich II. irre zu führen, auch ersonnene Urkunden unter die echten, die im Archive lagen, gemischt. Erst am 24. Sept. 1757, also schon im zweiten Jahre des ausgebrochenen Krieges, wurde der sächsische Schreiber ergriffen, da er eben seine neuesten Funde an die preußische Gesandtschaft abliefern wollte; er endete sein Leben in peinlicher Haft auf dem Königstein.

Zum Theil durch die Mentzel'sche Correspondenz auf falsche Voraussetzungen geleitet, soll Friedrich II. schon 1755 die Idee gefaßt haben, seinen Feinden durch einen plötzlichen Angriff zuvorzukommen. Doch überwog bei ihm der Wunsch und das Bedürfniß nach Frieden noch bis gegen Mitte 1756 dergestalt, daß er nach mehreren Seiten Versuche machte, den Krieg abzuwenden oder wenigstens dessen Beginn hinauszuschieben. Er hoffte zu diesem Behufe, Rußland durch Englands Vermittlung

von dem österreichischen Bündnisse abzuziehen, indem er meinte, Maria Theresia werde ohne die russische Hilfe vom Kriege abstehen; doch dies gelang nicht. Da richtete er kurz nacheinander zwei Noten an den Wiener Hof, welche der preußische Gesandte von Klinggräff der Kaiserin überreichte. In diesen beschwerte sich Friedrich über die feindseligen Absichten und die Kriegsrüstungen Oesterreichs gegen Preußen und verlangte von der Kaiserin das Versprechen, daß sie ihn in diesem und dem folgenden Jahre (1756, 1757) nicht angreife.

Die Kaiserin antwortete das erstemal unbestimmt und ausweichend, das zweitemal aber wußte es Kaunitz so anzulegen, daß Friedrich II. über die Gesinnungen des kaiserlichen Hofes kaum ein Zweifel bleiben konnte. Der früher erwähnte Gesandte Preußens hatte nämlich, um das Schreiben seines Königs persönlich zu überreichen, um eine Audienz bei der Kaiserin gebeten. Sie wurde ihm für den 26. Juli 1756 zugesagt. Er erschien zur anberaumten Stunde und trug sein Anliegen kurz vor. Maria Theresia hörte ihn mit gemessener Haltung an und las darauf, was sie sonst nicht zu thun pflegte, die schon vorbereitete Antwort von einem Zettel ab, den sie aus ihrer Tasche zog: „In der allgemeinen Krisis, in der sich Europa befindet, habe ich es meiner Pflicht und meiner Würde gemäß erachtet, für meine eigene wie für meiner Freunde und Bundesgenossen Sicherheit hinlängliche Maßregeln zu treffen, doch ohne jemandes Nachtheil“. Hierauf gab sie dem Gesandten durch ein leichtes Kopfnicken das Zeichen zum Abschied und verblüfft, ohne ein Wort weiter zu finden, zog sich Klinggräff zurück. Doch das war nicht alles. Kaunitz hatte für die Stunde, da die Audienz des preußischen Gesandten angesetzt worden, einen Vorwand gefunden, den Hofstaat in Galla in die Burg zu rufen, oder umgekehrt, er hatte die Audienz Klinggräff's geflissentlich auf einen Tag gesetzt, da

bei Hofe großer Tag war. Genug an dem, schon bei seinem Erscheinen hatte der preußische Gesandte zu seinem unliebsamen Erstaunen den Vorsaal zum Audienzzimmer mit geheimen Räthen, Kammerherren, hohen Beamten und Militärs in Galla angefüllt gesehen, und diese gesammte glänzende Gesellschaft war nun Zeuge, nicht blos wie der preußische Gesandte zur Audienz bei der Kaiserin vorgelassen, sondern auch wie er, nach kaum ein paar Minuten schon, von der Audienz entlassen wurde.

Klinggräff war außer sich über diesen Vorfall und nicht weniger sein König, an den er sogleich berichtete. Es stand nun fest in Friedrich's Sinne, dem Bündnisse der Gegner durch einen Angriff von seiner Seite zuvorzukommen. Vergebens suchte ihn der britische Gesandte an seinem Hofe, Mitchel, von diesem Gedanken abzubringen. Friedrich schritt in seinem Zimmer in heftiger Bewegung auf und ab, während Mitchel alle Mittel der Ueberredung verschwendete. „Glauben Sie", fuhr endlich der König auf, „ich soll mir Nasenstüber von Oesterreich geben lassen? Bei Gott, das werde ich nicht leiden!" Dann wieder, nachdem er ein paarmal die Länge des Saales durchmessen, wies er auf ein Bildniß Maria Theresia's, das an der Wand hing, und rief: „die Dame da will Krieg! sie soll ihn haben".

König Friedrich beschloß jetzt den schon früher gefaßten Plan rasch ins Werk zu setzen, den Krieg sogleich zu beginnen, um seine Gegner noch im Herbste 1756 zu überraschen, statt von ihnen, wie er überzeugt zu sein glaubte, im Frühlinge des folgenden Jahres allseitig angegriffen zu werden. Die bereits an den sächsischen Grenzen stehenden preußischen Regimenter erhielten den Befehl, in das Kurfürstenthum Sachsen einzurücken, obwohl noch im letzten Augenblicke der englische Gesandte in Berlin von diesem Schritte auf das lebhafteste abgerathen hatte. Der Besitz dieses Landes

war bei dem damit ausbrechenden Kriege für Friedrich als Operationsbasis unerläßlich wichtig; denn durch die Besetzung desselben kamen die von Böhmen heraus führenden Pässe des Erzgebirges sowie die Elbe in seine Gewalt und er konnte von da aus den Krieg nach Böhmen tragen. Außerdem bot ihm dieses fruchtbare, gut besorgte Land die reichsten Hilfsquellen zur Ernährung und Bekleidung seiner Soldaten und zur Füllung seiner Cassen dar.

Diese That mag für Friedrich eine politische Nothwendigkeit gewesen sein, sie war aber nichts destoweniger ein offener Bruch des Völkerrechtes. Was insbesondere Sachsen betraf, so stand zwar August III. in nahen Beziehungen zu Oesterreich und Rußland und es war mit Sicherheit vorauszusetzen, daß er sich im bevorstehenden Kriege auf die Seite dieser Mächte stellen werde; aber er befand sich noch im vollen Frieden zu Preußen und hatte sich auch noch keinem Bündnisse gegen diesen Staat angeschlossen. Sachsen wünschte allerdings ein Bündniß mit Oesterreich; allein der Wiener Hof wollte nicht darauf eingehen. Noch im Sommer 1756 schrieb der kurfürstliche Gesandte Flemming aus Wien nach Dresden: „man möge sich eilends in Kriegsbereitschaft setzen, damit sich Oesterreich Mühe gebe, Sachsens Beistand zu gewinnen.“ Allein der Ueberfall Sachsens durch Friedrich II. war mehr als ein gewöhnlicher Völkerrechtsbruch; er war auch ein Landfriedensbruch im deutschen Reiche, eine Verletzung des deutschen Reichsstaatsrechtes, und es war daher ein innerer Krieg, der nun darüber in Deutschland entbrannte. König Friedrich stand thatsächlich dem Reiche gegenüber, denn er hatte das Land eines Reichsstandes überfallen und kämpfte schon im zweiten Kriegsjahre mit dem Reichsheere, obwohl er selbst mehrfach hervorhob und es so angesehen wissen wollte, als ob er es nur mit dem Hause Oesterreich, nicht aber mit „des Kaisers

Majestät als Kaiser" zu thun habe; daher ließ er auch folgerichtig seinen Gesandten von Plotho an den Verhandlungen des Regensburger Reichstages ununterbrochen theilnehmen. Da die Herrscher von Preußen und Oesterreich dem deutschen Reiche gegenüber in einer Art Doppelstellung sich befanden, indem sie in Folge ihrer deutschen Besitzungen Reichsfürsten waren, vermöge ihrer außerdeutschen Gebiete aber als europäische Mächte dastanden, so wollte Friedrich die Lage der Dinge so betrachtet haben, als ob in diesem Kampfe er und Maria Theresia sich nicht als Reichsfürsten, sondern als europäische Großmächte gegenüber stünden.

Wenn wir nun einen Rückblick auf die diplomatischen Verhandlungen werfen, die dem siebenjährigen Kriege vorausgingen, so ergibt sich, daß Kaunitz es war, welcher alle Fäden der politischen Verwicklung in seiner Hand vereinigt und zum Theile auch das Ziel erreicht hatte, das er sich vorgesteckt. Sein Plan war, analog mit dem Herzenswunsche der Kaiserin, Schlesien wieder zurückzuerwerben und Preußens Macht zu brechen. Aber Oesterreich wäre nicht im Stande gewesen, noch einmal Preußen und Frankreich zugleich zu bekämpfen; daher sollte Preußen vollständig vereinzelt und vereinsamt werden. Ein Bündniß mit Frankreich bot Oesterreich in der That viele günstige Aussichten dar. Denn von Deutschland war keine oder wenig Unterstützung zu erwarten; es zerfiel in zwei Parteien, eine protestantische, welche zu Preußen hielt, und eine katholische, welche arm an Geld und Truppen war und außerdem noch theilweise zu Frankreich neigte. Spanien, in naher Beziehung zu seinem Nachbar nördlich der Pyrenäen stehend, wollte neutral bleiben; der König von Sardinien lauerte auf eine Gelegenheit, sich in Italien auf Oesterreichs Kosten zu vergrößern; Schweden und Dänemark waren dem Versailler Hof

ergeben; bei der Pforte hatte der französische Gesandte großen Einfluß; Holland war wenig mächtig und England außer Stand, die Niederlande zu schützen, ja wegen Hannover selbst in Gefahr. Sowie aber das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich zu Stande kam, erwuchsen der Kaiserin daraus die großen Vortheile, daß Oesterreich nicht mehr in Italien, am Rhein und in Flandern zu kämpfen hatte; daß Ungarn durch Frankreichs Einfluß bei der Pforte gedeckt war; daß die katholischen Reichsfürsten nicht mehr durch Frankreichs Gold und Versprechungen vom Kaiser abwendig gemacht wurden und daß, da Dänemark und Schweden unter französischem Einfluß standen, auch diese nicht zu fürchten waren. Da nun auch Rußland vollständig auf Oesterreichs Seite stand, so wäre in der That Preußen ganz allein gestanden, wenn nicht gleichzeitig mit den europäischen Verwicklungen der Krieg in Amerika zwischen England und Frankreich ausgebrochen und dadurch letzteres veranlaßt worden wäre, Hannover zu bedrohen, ersteres aber, sich mit dem Gegner Frankreichs zu verbinden. Kaunitz' Plan war jedenfalls großartig angelegt und genial durchgeführt, er wäre auch vollkommen gelungen, Preußen wäre ohne jeglichen Bundesgenossen fast ganz Europa gegenüber gestanden, wenn nicht die Interessen der beiden Seemächte in Amerika sich gekreuzt hätten. Nur in dem einen Puncte, in der Hoffnung, neben dem Bündnisse mit Frankreich auch das gute Einvernehmen mit England aufrechterhalten zu können, waren des Ministers Voraussetzungen nicht in Erfüllung gegangen; aber dieser Staatsmann baute noch immer darauf, daß England mindestens neutral bleiben und an dem Kampfe nicht mit den Waffen an Preußens Seite theilnehmen werde. Soviel ist unläugbar, die diplomatischen Unterhandlungen, welche Kaunitz seit dem Achener Frieden begonnen und fortgesponnen hatte, führten eine gründ-

liche Umwandlung in der Stellung der Großmächte Europa's zu einander herbei, die sich von da an durch länger als drei Jahrzehente behauptete, und es bedurfte eines so gewaltigen Ereignisses, wie es die französische Staatsumwälzung war, um den Bau, welchen der österreichische Staatsmann aufgeführt, zu erschüttern und zu stürzen.

III.

Der siebenjährige Krieg.

1756.

15.

Friedrich's Einfall in Sachsen — Schlacht bei Lobositz — Gefangennahme des sächsischen Heeres bei Pirna.

Am 28. August 1756 machte der preußische Staatsminister Graf Podewils dem sächsischen Gesandten von Bülow zu Berlin die mündliche Mittheilung, daß sich König Friedrich in die Nothwendigkeit versetzt sehe, mit seinem Heere nach Böhmen vorzudringen, und somit durch Sachsen ziehen werde; er versprach zugleich, daß gute Ordnung und Mannszucht würden gehalten werden. Am folgenden Tage eröffnete der preußische Gesandte zu Dresden von Maltzahn dem sächsischen Staatsminister Grafen Brühl, daß die schlimmen Maßregeln und gefährlichen Absichten des Wiener Hofes den König von Preußen genöthigt hätten, durch Sachsen nach Böhmen zu ziehen; man werde das Land möglichst schonen und für das königliche Haus alle entsprechenden Rücksichten haben.

An demselben Tage, 29. August, rückte ein 70.000 Mann starkes preußisches Heer mit 224 Geschützen in drei Colonnen in

Sachsen ein; eine königlich-preußische Erklärung verkündigte, der König habe diesen Schritt nur gethan, um dem Feinde zuvorzukommen, und er hege keine Feindseligkeit gegen Sachsen; vielmehr werde er selbst die Stunde eine glückliche nennen, wo er wieder das Land räumen könne. Friedrich II. rückte am 9. September in Dresden ein, Herzog Ferdinand von Braunschweig besetzte Leipzig, nahm die kurfürstlichen Cassen in Beschlag, plünderte das Zeughaus und die Magazine und führte bei seinem Abzuge vier Bürger als Geißeln mit; die dritte preußische Heeressäule unter dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, dem Schwager des Königs, durchzog das sächsische Voigtland und nahm dann bei Chemnitz Stellung.

Die sächsischen Truppen, 17.000 Mann stark unter dem Befehle des Feldmarschalls Rutowski, zogen sich vor den einrückenden Preußen in das Lager bei Pirna, querüber der Straße von Dresden nach Aussig, zurück. Hätte der König-Kurfürst Friedrich August von Sachsen und Polen, der sich in die als uneinnehmbar geltende Festung Königstein geflüchtet, die in solchen verhängnißvollen Augenblicken nöthige Entschlossenheit gehabt, so hätte er sich noch mit der ganzen Armee nach Böhmen retten und mit dem österreichischen Heere vereinigen können. Aber theils die Hoffnung von Preußen noch eine Neutralitätserklärung Sachsens zu erzielen, theils die Scheu, die von Oesterreich gemachten Vorschläge unbedingt anzunehmen und sich durch ein österreichisches Hilfscorps zu verstärken, ließen ihn und sein Heer so lange auf dem Königstein und in Pirna ausharren, bis letzteres von 32.000 Preußen eingeschlossen war. Sachsen wurde von Friedrich als ein erobertes Land betrachtet und hatte von da an durch lange Jahre eine Reihe der schwersten Kriegsleiden zu erdulden. —

Bei dem österreichischen Heere waren zu der Zeit, als Friedrich in Sachsen einfiel, die Kriegsvorbereitungen noch keineswegs vollendet. Aber sobald die Grenzen des Vaterlandes bedroht erschienen, zeigte sich die Liebe des Volkes zu seiner Herrscherin wieder in vollem Maße. Im Heere lebte der regste Kriegseifer auf; jedermann trug dazu bei, um das den Truppen noch fehlende nach Kräften beizubringen, und insbesondere stellte der böhmische Adel zahlreiche Pferde aus seinen Ställen für die Cavallerie und die Bespannung der Geschütze und Wägen.

An der Spitze des kaiserlichen Heeres in Böhmen stand Graf Maximilian Ulysses Browne (auch Brown oder Broune), den wir bereits aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges (s. XI. Bd. S. 39 f. 43 ff., 105, 170 u. a.) kennen. Von irischer Abkunft, am 23. October 1705 zu Basel geboren, ein tüchtiger Officier, thätig, umsichtig, ernst und pflichtgetreu, streng gegen sich selbst und gegen Andere, hatte er sich bereits 1734 als Oberst in den Kriegen in Italien und 1737—1739 als General-Feldwachtmeister gegen die Türken ausgezeichnet. „Er vereinigte", sagt einer seiner Biographen von ihm, „die methodische Kriegskunst Khevenhüller's mit der klugen Vorsicht Traun's und der kühnen Entschlossenheit Eugen's. Als Privatmann besaß er liebenswürdige Eigenschaften. Er war ein guter Familienvater, ein heiterer Gesellschafter, ein gewandter Hofmann und im Fache der Diplomatie ebenso wenig fremd als in jenem des Krieges".

Inzwischen hatte das preußische Heer in zwei Colonnen die böhmische Grenze überschritten; 40.000 Mann rückten unter Feldmarschall Keith und dem Herzog von Bevern auf der Dresden-Prager Straße vor und 35.000 Mann marschirten unter dem Feldmarschall Grafen von Schwerin von Schlesien

aus gegen Königgrätz. Bei der Nachricht von dem Anmarsche des preußischen Heeres stellte General Browne das kaiserliche Heer auf der Ebene von Lobositz am linken Ufer der Elbe auf, während die preußische Armee von Norden heranrückend die Gehänge, welche sich gegen die Fläche absenken, besetzte. Friedrich II. war aus Sachsen seinem Heere nachgeeilt, um in Person den Angriff auf die österreichische Stellung zu leiten. Die Flügel des preußischen Heeres deckten zwei Hügel, links der Lobosch-, rechts der Homolkaberg, auf denen zahlreiche Geschütze aufgeführt wurden; das Centrum nahm die Infanterie, in drei Treffen aufgestellt, mit der Reiterei dahinter ein; den rechten Flügel führte der König, den linken der Herzog von Bevern. Das kaiserliche Heer lehnte sich mit dem rechten Flügel an Lobositz und an eine kleine Anhöhe vor diesem Orte, breitete sich mit dem Centrum über die Ebene aus und hatte am linken Flügel keinen natürlichen Stützpunct, daher ihn Browne durch starke Reitermassen, die er dorthin postirte, zu decken suchte.

Noch lag am 1. October 1756 dichter Nebel über der Gegend, als die Schlacht durch eine heftige Kanonade der an Artillerie überlegenen Preußen begann. Nach neun Uhr, wo sich der Nebel bereits etwas gehoben hatte, so daß beide Heere einander ins Auge fassen konnten, öffnete sich das österreichische Centrum und achtzig Schwadronen Cavallerie stürmten gegen die preußischen Schlachtlinien. Ihr erster Angriff wurde zwar zurückgeworfen, aber der zweite, unterstützt von anderen Reiterregimentern des linken Flügels, gelang, so daß sich die geworfene preußische Reiterei hinter das Fußvolk zurückziehen mußte. Während dieser Vorgänge im Centrum hatten die Preußen Lobositz durch Granaten in Brand geschossen und die Anhöhe vor dem Orte erstürmt, jedoch ohne hier weitere Fortschritte machen zu können; aber auch alle Angriffe der preußischen

Infanterie auf das österreichische Centrum wurden durch die Tapferkeit des kaiserlichen Fußvolks abgeschlagen. Damit war die Schlacht beendet, um drei Uhr Nachmittags erstarb allmälig das beiderseitige Feuer. Die Heere zogen sich in ihre früheren Stellungen zurück und verblieben hier noch die folgende Nacht. Am 2. October marschirte Browne aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser in sein früheres Lager bei Budin und Friedrich II. in die böhmisch-sächsischen Gebirge zurück. Die Oesterreicher hatten 2000, die Preußen 3300 Mann verloren; von österreichischer Seite war General Radicati gefallen, Fürst Lobkowitz, stark verwundet, in Gefangenschaft gerathen, von preußischer Seite lagen die Generale Luderitz, Oerzen und Holzendorf unter den Todten. Weder von den Oesterreichern noch von den Preußen waren Kanonen oder Fahnen erobert worden. Die Schlacht war somit unentschieden geblieben; denn beide Theile hatten einander Stand gehalten, keiner dem andern einen wesentlichen Vortheil abgerungen, obwohl der Verlust an Mannschaft und Truppen bei den Preußen ungleich größer war als bei den Oesterreichern. In diesem Puncte war folglich der Vortheil auf kaiserlicher Seite, und die Schlacht bei Lobositz endete somit weder mit einem Siege Friedrich's noch mit der Niederlage und dem „meisterhaften Rückzuge“ Browne's; denn nach der Schlacht gingen, wie erwähnt, beide Theile in ihre früheren Stellungen zurück und räumten am zweiten Tage beide das Schlachtfeld.

„Dies sind nicht mehr die alten Oesterreicher!“ sagten die preußischen Officiere nach dem Kampfe bei Lobositz; denn die Reformen, durch welche Maria Theresia während der Friedensjahre ihr Heer neu belebt hatte, zeigten sich jetzt schon an der Umsicht des Feldherrn und der Officiere und an der Thatkraft, Ausdauer und Gewandtheit der Soldaten.

Die Lage der Sachsen bei Pirna wurde indessen immer verzweifelter. General Browne wagte noch einen Versuch, die eingeschlossene sächsische Armee zu retten, setzte mit seinem Heere, das eben erst bei Lobositz gekämpft hatte, auf das rechte Elbeufer und rückte über Wernstadtl, Kamnitz und Hainsbach bis Lichtenhain in Sachsen, eine Meile von Schandau, vor. Gleichzeitig in der Nacht vom 11. auf den 12. October sollten die Sachsen auf Pontons über die Elbe gehen, um am jenseitigen Ufer von den Oesterreichern aufgenommen zu werden; aber heftiger Regen und Wind und das Feuer der Preußen hinderten dieses Unternehmen. In der folgenden Nacht gelang es zwar, die Armee kam glücklich hinüber, fand sich aber dort am Fuße des Liliensteines ebenfalls von den Preußen eingeschlossen. Browne harrte in seiner vorgeschobenen Stellung vierundzwanzig Stunden lang aus und trat erst, nachdem er sich die Gewißheit verschafft hatte, daß das sächsische Heer verloren sei, den Rückzug an.

Am 15. October ergab sich Feldmarschall Rutowski mit 12.000 Mann Sachsen, welche noch unter seinem Befehle standen, bei Ebenheit unter dem Liliensteine als kriegsgefangen dem Könige von Preußen. Die sächsischen Officiere wurden entlassen, die Unterofficiere und Soldaten aber wider alles Völker- und Kriegsrecht gezwungen, dem Könige von Preußen den Eid der Treue zu schwören und in die preußische Armee eingereiht. Doch gelang es auf dem Marsche nach ihren Stationsplätzen zwei Drittheilen der gefangenen Sachsen zu entfliehen und sich theils auf österreichisches, theils auf polnisches Gebiet zu retten. Um diesen Abgang zu decken, ordnete Friedrich eine weitere Gewaltmaßregel an; er befahl in Sachsen 12.000 Mann auszuheben und durch diese sein Heer zu ver-

stärken. Der Königstein wurde für die ganze Kriegsdauer als neutral erklärt.

Ende October zog König Friedrich alle seine noch in Böhmen stehenden Truppen nach Sachsen zurück, wobei Schwerin's Nachhut von den Husaren und Croaten hart bedrängt wurde, und nahm hier seine Winterquartiere, während die Oesterreicher enge Cantonnirungen in den Grenzdörfern gegen Sachsen und Schlesien bezogen. Das Kurfürstenthum Sachsen stand von da an unter den Befehlen des preußischen General-Feld-Kriegsdirectoriums. Alle Steuern, zu deren höchstmöglicher Steigerung man kein Mittel unangewendet ließ, mußten an dasselbe abgeliefert werden; die Gelder für den Hofhalt der Königin und des Kurprinzen, die beide in Dresden zurückgeblieben waren, während sich der König vom Königstein nach Warschau begeben hatte, wurden anfangs verkürzt, dann ganz zurückgehalten, die Minister entlassen, den Räthen und Beamten keine Besoldung gezahlt, die Waldungen niedergetrieben, das Wild weggeschossen, die Münze an Juden verpachtet und geringhältig ausgeprägt, die Porzellanvorräthe an die Meistbietenden verkauft und von den Städten Dresden und Leipzig beträchtliche Geldsummen gefordert.

Während dieses ersten Waffenganges und der nun folgenden Winterruhe gingen ununterbrochen die diplomatischen Verhandlungen der kriegführenden Mächte mit den übrigen Staaten fort. Die Kaiserin schloß Subsidientractate mit Kur-Mainz und Würzburg; sie und Sachsen hatten bereits Frankreich als Garanten des westphälischen Friedens und in Folge des Maivertrages zur Hilfe aufgefordert. Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Schaumburg-Lippe und Sachsen-Gotha schlossen sich Preußen an. England-Hannover blieb noch passiv; denn es war erst Friedrich Hilfe zu leisten verpflichtet, sobald ein

französisches Heer den deutschen Boden beträte. Auf dem Regensburger Reichstage spannen sich die Verhandlungen über Friedrich's Einfall in Sachsen durch endlose Noten und Denkschriften ohne Resultat hin.

1757.

16.

Diplomatische Verhandlungen.

In den Sitzungen am 10. und 17. Jänner 1757 kam der deutsche Reichstag nach längeren Verhandlungen über die Frage, wie Kaiser und Reich sich dem durch den Einfall in Sachsen und Böhmen erfolgten Landfriedensbruch gegenüber verhalten sollten, zur Entscheidung. Der Gesandte für Kur-Braunschweig (Hannover) stellte im Namen seines Königs den Antrag, es möge vom gesammten Reiche der Versuch einer Vermittlung zwischen den beiden streitenden Theilen gemacht werden. Dieser Antrag blieb aber bei der Abstimmung in der Minderheit und es wurde in allen drei Reichscollegien, im Kurfürsten- und im Fürstenrathe sowie in dem Rathe der Reichsstädte, mit Stimmenmehrheit der Beschluß gefaßt: der Kaiser solle den König von Polen in den Besitz der sächsischen Kurlande wieder einsetzen, ihm zu billiger Entschädigung für den durch den preußischen Einfall verursachten Schaden verhelfen und auch der Kaiserin-Königin als Kurfürstin von Böhmen zur Erhaltung hinlänglicher Genugthuung förderlich sein.

Hiemit war der Reichskrieg gegen Preußen erklärt Alle Reichsstände sollten das dreifache Truppencontingent stellen und

bis Ende März sollte das Reichsheer an der sächsisch-böhmischen Grenze zusammengezogen werden. Am 31. März erklärten Frankreich und Schweden als Garanten des westphälischen Friedens ihre Theilnahme an dem Kriege zu Gunsten der Kaiserin-Königin. Gleichzeitig rückte eine französische Armee unter dem Befehle des Fürsten von Rohan-Soubise in Preußisch-Geldern ein. König Ludwig XV. ertheilte in einer Declaration an den deutschen Reichstag (vom 20. März) den Reichsständen die Versicherung, daß sein mit Oesterreich geschlossenes Bündniß in keiner wie immer gearteten Weise eine Verabredung enthalte, welche gegen die Rechte des Reichs und namentlich gegen die protestantische Religion gerichtet sei; er erklärte auf das bestimmteste und feierlichste, daß er keine Eroberungen auf dem Boden des Reiches beabsichtige, daß seine Truppen die strengste Mannszucht zu beobachten hätten und sogleich nach Herstellung des Friedens zurückberufen werden sollten.

Gegen die heranrückenden französischen Truppen stellte Friedrich einstweilen einige schwache Corps in Westphalen auf und verletzte dadurch so wie durch die Besetzung der Oberpfalz, Frankens, des kurmainzischen Eichsfeldes und der Stadt Erfurt die Gebiete mehrerer Reichsstände. Dennoch ließ er durch seinen Reichstagsgesandten behaupten, alle diese Gewaltmaßregeln gingen die Reichsgerichte nichts an; sie seien nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet; er führe diesen Krieg als souveränes und gekröntes Haupt, welches niemand auf der Welt über sein Thun Rechenschaft zu geben habe. Diesen Erklärungen widersprachen aber die Thaten des Königs, indem er in die Länder der Reichsstände einfiel, Reichsgebiete nach Belieben durchzog, besetzte, Requisitionen ausschrieb, Brandschatzungen erhob und gegen die Truppen von Reichsfürsten, mit denen er sich noch im Frieden befand, von den Waffen Gebrauch machte. Namentlich Sachsen

hatte die ganze Schwere der feindlichen Besitznahme zu fühlen. Ueber 22.000 Mann wurden zum preußischen Kriegsdienste ausgehoben, fast alle Pferde im ganzen Lande für die unzähligen militärischen Fuhren in Anspruch genommen. Leipzig mußte gleich zu Anfang seiner Besetzung 500.000 Thaler Kriegsvorschuß und 119.983 Th. sogenannte Douceurgelder für die Armee (zur Belohnung derjenigen Soldaten, welche Kanonen, Fahnen u. dgl. erobert hatten) und im März 1757 abermals 900.000 Thaler zahlen; als es die letztere Summe nicht auftreiben konnte, wurden acht Mitglieder des Raths und der Kaufmannschaft nach Magdeburg abgeführt. Endlich mußte der Adel und die Ritterschaft des unglücklichen Landes blos von ihren Gütern bis zum 13. Juni 600.000 Thaler erlegen. Die Wälder wurden, um Verhaue und Palissaden daraus zu machen, maßlos verwüstet und viele tausend Klafter Eichenholz nach Magdeburg für die dortige Kriegs- und Domänenkammer geflößt.

Solchen Thathandlungen gegenüber war der Reichstag im vollen Rechte, Friedrich des Landfriedensbruches zu zeihen, ihn mit der Reichsacht zu bedrohen und, da er gegen Kaiser und Reich sich im offenen Kriege befand, auch den Reichskrieg zu erklären. Dies gab auch Schweden als Reichsstand und Rußland als Bundesgenossen der Kaiserin Veranlassung, angriffsweise gegen Preußen vorzugehen. So standen die mächtigsten Staaten des europäischen Festlandes auf der Seite Maria Theresia's, während König Friedrich im deutschen Reiche nur an Kur-Braunschweig, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe Bundesgenossen fand.

17.

Beginn des Feldzugs.

Während des Winters hatte sich Feldmarschall Graf Browne in seinen Stellungen an der böhmisch-sächsischen Grenze durch Anlegung von Magazinen und Heranziehen von Verstärkungen für den Feldzug dieses Jahres vorbereitet. Außer den Streitmassen, die ihm aus den alten kaiserlichen Erbländern zuzogen, war besonders das Armeecorps von Bedeutung, welches aus den österreichischen Niederlanden, da diese durch das Bündniß mit Frankreich vor Angriffen gesichert waren, in der Stärke von 24 Bataillonen, 20 Grenadiercompagnien, 2 Reiterregimentern und 70 Geschützen nach Böhmen marschirte. Männer aus den edelsten Geschlechtern Belgiens, wie ein Herzog von Arenberg, ein Herzog von Ursel, ein Graf Argenteau, ein Marquis d'Ains u. a. standen an der Spitze dieser Truppen.

Anfangs Februar 1757 wurden beim Hofkriegsrathe in Wien Berathungen gepflogen, bei denen aber Browne mit seinen wohlerwogenen Rathschlägen nicht durchdringen konnte. Auch übernahm Prinz Karl von Lothringen nunmehr den Oberbefehl über die Operations-Armee in Böhmen und Browne wurde ihm als Feldmarschall beigeordnet. Obgleich der verdienstvolle Browne dadurch von dem Range eines Oberbefehlshabers in die zweite Rolle zurückversetzt wurde, zeigte er darüber keine Empfindlichkeit, sondern unterstützte den Bruder des Kaisers mit seiner ganzen Thatkraft. Maria Theresia aber gab ihm die volle Anerkennung seines Werthes dadurch zu erkennen, daß sie ihn zum Ritter des goldenen Vließes erhob, nachdem sie ihm schon früher, nach der Schlacht bei Lobositz, ihr Bildniß in Brillanten, im Werthe von 40.000 fl., zugesandt hatte.

Die erste Waffenthat in dem neuen Feldzuge vollbrachte General Fürst Löwenstein, indem er noch im Februar die zwischen Zittau und Hirschfeld in Sachsen liegenden Schanzen der Preußen angriff und erstürmte.

Der eigentliche Feldzug mit großen Massen und entscheidenden Schlägen begann in der zweiten Hälfte des April, als Friedrich II. mit seiner in fünf Corps getheilten Armee die böhmische Grenze überschritt und seinen Marsch geraden Wegs gegen Prag richtete. Friedrich selbst zog von Pirna über Peterswalde, Aussig, Lobositz und Welwarn; ihm zur Rechten Prinz Moritz von Anhalt-Dessau von Chemnitz über Marienberg, Kommotau und Laun und Prinz Heinrich von Preußen von Neustädtl über Kaaden, Saaz, gleichfalls auf Laun. Links vom Könige auf dem rechten Elbe- und Moldauufer drangen der Herzog von Bevern von Zittau über Friedland, Reichenberg, Jung- und Alt-Bunzlau und der Feldmarschall von Schwerin von Landshut und Silberberg über Trautenau, Braunau und Nachod gegen Prag vor.

Von österreichischer Seite standen den drei feindlichen Heeresabtheilungen auf dem linken Moldauufer Feldmarschall Browne, dem Prinzen von Bevern der Feldzeugmeister Graf von Königsegg und dem Marschall Schwerin der General der Cavallerie Graf Serbelloni gegenüber. Browne zog sich vor den vorrückenden Preußen aus seiner Stellung bei Budin langsam, ohne sich in ein Gefecht einzulassen, bis in die Nähe von Prag zurück und nahm auf dem weißen Berge vor dem Reichs- oder Strahower Thore Stellung. Bei den anderen Corps kam es aber jetzt schon zu blutigen Kämpfen, aus denen Oesterreichs Waffenehre unbefleckt hervorging. In Tetschen lagen 200 Croaten unter dem Befehle des Obersten Grafen von Buttler; diese hielten sich vier Tage lang gegen 2000 stürmende

Preußen, bis Oberst Mac-Elliot eine andere Abtheilung Croaten zum Entsatze vorrücken ließ, worauf jene 200 Tapfern mit Rettung ihrer zwei leichten Geschütze die feindlichen Schlachtreihen durchbrachen und sich glücklich mit ihrem Hauptcorps vereinigten. Weiter östlich bei Kratzau, Gabel und Reichenberg lieferten die Generäle Fürst Karl Liechtenstein, Lascy und Maquire dem vordringenden Bevern'schen Corps mehrere glänzende Reitergefechte, wobei mit solcher Hartnäckigkeit gekämpft wurde, daß mehrere hohe österreichische Officiere, wie Feldmarschalllieutenant Graf Porporati, die Oberste Graf Hohenfeld und Sinnwald den Tod auf dem Schlachtfelde fanden, aber auch Lascy die Nachhut mit solchem Erfolg deckte, daß der Rückzug ohne weitere Belästigung vom Feinde vor sich ging und alles Geschütz und Heergeräthe gerettet wurde.

Inzwischen zogen sich die Heerestheile der Generäle Königsegg und Arenberg in der Richtung auf Prag zurück. Browne verließ am 1. Mai seine Stellung auf dem weißen Berge und führte seine Truppen theils durch die Hauptstadt über die steinerne Karlsbrücke, theils auf einer unterhalb Prag geschlagenen Schiffbrücke auf das rechte Moldauufer. Fast gleichzeitig trafen auch die Spitzen der preußischen Heeresabtheilungen in der Nähe von Prag ein und so standen in den ersten Tagen des Monats Mai 1757 die beiden feindlichen Armeen einander im Angesichte der Hauptstadt von Böhmen gegenüber Die kaiserliche nahm Stellung östlich von der Stadt zwischen dem rechten Moldau- und dem linken Elbeufer; die preußische stand mit ihrer Hauptmacht unter dem König auf dem linken Moldauufer, während das Corps des Grafen Schwerin, das über Königinhof und Jungbunzlau herangerückt war, auf dem rechten Moldauufer und bei Brandeis an der Elbe lagerte.

Friedrich eilte zum Angriff, um dem General-Feldmarschall Grafen Daun, der mit einer beträchtlichen Heeresabtheilung aus Mähren und Oesterreich zur Verstärkung der Hauptarmee heranrückte, zuvorzukommen. Am 4. und 5. Mai setzte der König, nachdem er 24.000 Mann auf dem linken Moldauufer zur Beobachtung der Hauptstadt zurückgelassen hatte, mit seiner Hauptmacht unterhalb Prag bei Rostok und Podbaba über die Moldau und vereinigte sich am 6. Mai um 4 Uhr Morgens mit Schwerin, so daß das preußische Heer jetzt mehr als 63.000 Mann mit 192 Geschützen zählte. —

18.

Die Schlacht bei Prag.

So standen am Morgen des 6. Mai östlich von Prag zwischen Moldau und Elbe die beiden Heere sich schlagfertig gegenüber. Von Prag laufen in der Richtung gegen Nordosten und Osten die schlesische und die Koliner Straße aus; zwischen beiden liegt lang hingestreckt der felsige Rücken des Žižkaberges, der sich gegen Osten in eine tiefe Schlucht steil absenkt. Oestlich von dieser Schlucht und südlich von der Koliner Straße erhebt sich steil ansteigend der kegelförmige Taborberg, der gegen Osten in wellenförmige Hügelreihen und dann in einen von mehreren Bächen durchflossenen Grund übergeht, welcher durch seine Sumpfwiesen, Teiche, Gebüsche und Ortschaften ein sehr stark durchschnittenes Terrain bildet. Hier stellte Prinz Karl von Lothringen seine Armee, ungefähr 60.000 Mann mit 178 Geschützen, zu einer Vertheidigungsschlacht auf. Der linke Flügel stand an und auf dem Žižkaberge und lehnte sich an das befestigte Prag, durch jene Schlucht davon getrennt der rechte Flügel östlich

vom Taborberge und südlich von der Koliner Straße und hatte den vielfach durchschnittenen und durchbrochenen Grund von Sterbohol als Stützpunct zu seiner Rechten.

Als der König und Schwerin von der Höhe bei Prossik die Stellung der Oesterreicher in Augenschein nahmen, erkannten sie, daß ein Angriff auf den linken Flügel derselben unmöglich gelingen könne; sie beschlossen, sich mit ganzer Gewalt auf den rechten Flügel zu werfen, diesen durch Stirnangriffe und Umgehung zu erschüttern und gegen Prag zurückzudrängen. Demgemäß erhielt die preußische Armee Befehl, von ihrem von Norden nach Süden gerichteten Marsche ostwärts abzubiegen, so daß dem Schwerin'schen Heerestheile, der den linken Flügel bildete, der erste und der Hauptangriff zufiel. Als die Preußen über Unter-Počernic heranmarschirt kamen, stellte Browne, der den rechten österreichischen Flügel befehligte, seine Truppen in Schlachtordnung auf und dehnte sie namentlich gegen Süden weithin aus, um einer Umgehung vorzubeugen.

Etwa um 10 Uhr Morgens erfolgte bei Sterbohol der erste Angriff; es war ein Reitertreffen, in welchem nach langem tapferen Widerstande die österreichische Cavallerie, deren beste Reiter vom Fouragefassen aus Prag noch nicht zurückgekehrt waren, von der immer wieder durch frische Truppen ergänzten preußischen Reiterei geworfen wurde. Dieser ungünstige Ausgang gestaltete sich aber dadurch noch verhängnißvoller, daß der Oberbefehlshaber Prinz Karl von Lothringen, als er herangesprengt kam, die geworfene Reiterei zu sammeln, wahrscheinlich in Folge übermäßiger körperlicher Anstrengung und der Gemüthsaufregung, von einem heftigen Brustkrampfe ergriffen, zusammenstürzte. Er mußte nach Prag zurückgebracht werden und konnte nicht mehr die Leitung der Schlacht fortführen. Gleichzeitig mit diesem Cavallerie-Angriffe kam auch die Infan-

terie ins Gefecht; das kaiserliche Fußvolk warf alle Angriffe der Preußen zurück, deren Reihen zugleich durch die trefflich geleitete österreichische Artillerie furchtbar gelichtet wurden. Allein es sollte die kaiserlichen Truppen heute ein Schlag nach dem andern treffen. Eben schickten sich unsere tapferen Grenadiere an, von ihren Anhöhen herab im Sturme mit den Bajonneten auf die weichenden Preußen sich zu werfen, als Feldmarschall Browne, der sie selbst gegen den Feind führen wollte, von einer Kanonenkugel getroffen wurde, die ihm das rechte Bein zerschmetterte, so daß auch er bewußtlos nach Prag zurückgebracht werden mußte. Fast gleichzeitig und unfern davon fiel Schwerin von fünf Kartätschensplittern getroffen in dem Augenblicke, als er mit der Fahne in der Hand seine fliehenden Soldaten zum Stehen bringen wollte.

Dies war der entscheidende Moment der Schlacht. Die Oesterreicher hatten ihre beiden ersten Führer verloren, sie waren jetzt ohne Oberbefehlshaber, ihre heldenmüthigen Unternehmungen entbehrten die einheitliche Leitung. Der dadurch vereinzelte Angriff der Grenadierbataillone mißlang, obwohl sie im ersten Ansturme mehrere Fahnen und zwölf Geschütze erobert hatten. Erst kam das Gefecht zum Stehen, dann rückten die Preußen, durch 26 frische Bataillone und 16 Haubitzen verstärkt, wieder vor und die kaiserlichen Grenadiere, die fast alle ihre Officiere verloren und sich zweimal verfeuert hatten, so daß sie, um neue Kugeln zu erhalten, die Patrontaschen der auf dem Schlachtfelde liegenden todten Preußen öffneten, sahen sich zum Rückzuge genöthigt. Als nun gleichzeitig in der Gegend jener Schlucht, wo die beiden österreichischen Flügel aneinander stießen, die Preußen unter dem Prinzen von Bevern, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und dem Prinzen Heinrich vordrangen, wurde die kaiserliche Armee in zwei Theile gespalten, wovon die

kleinere Hälfte, etwa 12.000 Mann, sich in südlicher Richtung auf Beneschau und dann weiter auf Tabor zurückzog, während die Hauptmacht eine Strecke hinter ihrer ursprünglichen Aufstellung eine zweite zu nehmen versuchte. Der linke Flügel, der bis dahin auf dem Žižkaberge noch außer Gefecht geblieben war, formirte sich nochmals nahe vor Prag; es gelang ihm aber nur den Feind so lange aufzuhalten, daß die Geschütze und Wagen ohne besondere Verluste in die Stadt gebracht werden konnten, worauf die Truppen selbst in den Mauern von Prag ihre Rettung suchten.

Der Kampf hatte zehn volle Stunden, von 10 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, gewährt. „Die Schlacht bei Prag war" — sagt Friedrich selbst — „eine der mörderischesten des Jahrhunderts; in ihr stürzten die Säulen der preußischen Armee; eine Zahl alter Officiere und Soldaten, welche zu ersetzen ein blutiger und grausamer Krieg nicht die Gelegenheit gab, gingen zu Grunde. Der Tod des Feldmarschall Schwerin allein wog 10.000 Mann auf." „Sie war eine wahre Heldenschlacht, in welcher jeder Regiments- und Bataillonscommandant eine Schlacht für sich schlug", fügen andere Augenzeugen hinzu — Worte aus dem Munde der Gegner, welche für den Heldenmuth der Oesterreicher glänzend Zeugniß geben.

Der Verlust des kaiserlichen Heeres belief sich an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf 412 Officiere und 12.912 Mann, der der Preußen wird mit 340 Officieren und 12.169 Mann angegeben.

Sogleich nach der Prager Schlacht entsandte König Friedrich ein leichtes Streifcorps von 2000 Mann unter Oberstlieutenant von Meyer durch das westliche Böhmen nach Franken. Dieser Heerhaufen zog über Beraun, Rokycan, Pilsen, Klattau und Bischofteinitz und verließ Böhmen, nachdem er von Pilsen

eine Brandschatzung von 9000 Gulden erhoben und an anderen Orten Getreidevorräthe, die er vorfand, theils mit sich genommen theils zu den niedrigsten Preisen veräußert hatte. Sein Marsch ging weiter durch die Oberpfalz, durch das Pfalz-Sulzbachische und das Bambergische, wo er starke Requisitionen erhob, und über Hersbruck und Lauf gegen Nürnberg. Als das fränkische Reichscontingent heranmarschirt kam, zog sich Meyer nordwärts, griff mit seiner Schaar am 16. Juni das Städtchen Weißmain an, wurde aber von den Bürgern blutig zurückgeschlagen und rückte dann, nachdem er viele bambergische Orte gebrandschatzt hatte, durch Sachsen-Koburg ins Schwarzburgische.

Noch hatte Meyer seinen Streifzug nicht beendet, als Friedrich eine zweite weit stärkere Abtheilung, 8000 Mann, unter dem Befehl des General von Oldenburg gegen Erfurt rücken ließ, welches zum mainzischen Kurstaate gehörte. Der angebliche Zweck dieser Expedition war, Kurmainz zur Neutralität zu bewegen, der wahre hingegen, bei dem Anrücken der Franzosen und der Reichsarmee an Erfurt einen festen Anlehnungspunct zu gewinnen. Als am Morgen des 19. Juni dieses preußische Corps vor Erfurt erschien, zog sich die aus einem mainzischen und einem österreichischen Bataillon des Regiments Gaisruck bestehende Besatzung von der Stadt auf den Petersberg zurück und hielt ungeachtet aller Drohungen des preußischen Generals die Citadelle.

Nachdem die Bürgerschaft und die Klostergeistlichkeit von Erfurt eine Summe von 230.000 Gulden als Kriegscontribution, Douceurgelder und Executionsgebühren zu erlegen versprochen hatten, zog der preußische General unter Mitnahme von vier Geißeln am 24. Juni von der geängstigten Stadt wieder ab.

19.

Die Preußen vor Prag.

Nach dem Siege vor den Mauern von Prag gab sich König Friedrich dem Wahne hin, er habe mit dem ganzen österreichischen Heere, auch mit der Armee des Feldmarschalls Daun, gekämpft; es sei ihm also gelungen, die ganze feindliche Streitmacht zu zersprengen, und er könne hoffen, in wenigen Tagen Herr der Stadt zu sein. Dies war aber eine doppelte Täuschung. Daun stand am Tage der Prager Schlacht erst bei Böhmischbrod, fünf Meilen östlich von Prag. Die Hauptstadt selbst aber war für die damaligen Verhältnisse ziemlich stark befestigt und, wenn auch nicht für eine längere Belagerung, doch für mehrere Wochen mit Lebensmitteln soweit versehen, daß die in ihr befindlichen 80.000 Bewohner und mehr als 40.000 Mann Soldaten, freilich mitunter spärlich, erhalten werden konnten.

Von einer eigentlichen Belagerung Prags durch die Preußen mittelst Circumvallations-Linien, Laufgräben, Parallelen, Minengängen, Positionsbatterien u. dgl. konnte nicht wohl die Rede sein. Eine solche wäre dem durch starke Absendungen geschwächten, wenn gleich immer noch mehr als 50.000 Mann starken preußischen Heere gegenüber einer vier Stunden im Umfange messenden Stadt mit einer starken Besatzung tapferer und schlagfertiger Soldaten und einem wenige Meilen davon stehenden Entsatzheere kaum möglich gewesen. Aber auch eine vollständige Einschließung fand nicht statt; denn nach Süden hin war die Verbindung der Stadt mit dem Lande nie ganz unterbrochen. Hingegen von den drei anderen Seiten wurde sie auf das ernstlichste bedrängt, und auf den die Stadt von allen Seiten

umgebenden Anhöhen warf der Feind Verschanzungen auf, um schweres Geschütz gegen Prag zu richten.

Da brach für Böhmens Hauptstadt, die sich kaum von den harten Schlägen zu erholen begann, welche sie im österreichischen Erbfolgekriege erduldet, von neuem eine ernste Zeit an! Doch es galt, das äußerste zu ertragen, bis Daun sich durch Heranziehung neuer Truppentheile hinreichend gekräftigt haben würde, um zum Entsatze der bedrängten Stadt herbeizuziehen. Wenn es Friedrich II. gelang, Prag früher in seine Gewalt zu bekommen, so stand es für die Sache Maria Theresiens höchst traurig; der Feind konnte sich aus der Hauptstadt des Landes einen Stützpunct für seine kriegerischen Unternehmungen schaffen, von wo aus er ganz Böhmen in seiner Gewalt hatte. Mußte nun gleich dem Preußenkönige alles daran liegen, dieses Ziel zu erreichen, so konnte dies doch niemals die Anwendung von Mitteln entschuldigen, die selbst eines barbarischen Feindes, geschweige denn eines „Weltweisen und Schöngeistes auf dem Königsthrone“, wie sich Friedrich II. gern nennen hörte, unter allen Umständen unwürdig sind.

Die in Prag eingeschlossenen Truppen wurden so vertheilt, daß das Fußvolk auf die Wälle gelegt, die Reiterei dagegen auf den geräumigsten Plätzen untergebracht wurde; für die Aufnahme der zahlreichen Verwundeten mußten die geräumigeren Klöster der Jesuiten, Kreuzherren, Paulaner, Dominicaner u. a. ihre Thore offen halten. Um hinreichendes Geld zu haben und damit den regelmäßigen Kauf und Verkauf zu bestreiten, erging vom Militärcommando an die gesammte Einwohnerschaft der Befehl, alles Zinn in das Münzhaus zu liefern; daraus prägte man über 70.000 Geldstücke, die, gegen zugesagte künftige Auswechslung, überall im Verkehr angenommen werden mußten. Alle in der Stadt vorhandenen Vorräthe an Vieh, Mehl,

Gemüse u. dgl. wurden verzeichnet und auf das strengste verboten, ohne Vorwissen des obersten Befehlshabers etwas davon herzugeben. Am 19. Mai wurde der Ordensgeistlichkeit befohlen, sich, so lange die Belagerung dauere, den Genuß von Fleischspeisen zu versagen, damit die kranken und verwundeten Soldaten desto besser gepflegt und zu ihrer Heilung und zu frischen Kräften gebracht werden möchten.

Bei ihrem Rückzuge in die Stadt hielten die Kaiserlichen den wichtigen Žižkaberg noch besetzt. Ein Versuch ihn zu nehmen, den die Preußen am 7. Mai machten, wurde zurückgewiesen. Aber am 9. griff der Feind mit verstärkten Kräften an; zweimal wurde er geworfen, aber das drittemal, als er mit seiner ganzen Macht anstürmte, behielt er die Oberhand; zwei Kanonen der Unsern fielen in seine Gewalt, die vier andern Geschütze wurden glücklich in die Stadt gerettet. Eine starke Kanonade bei Wysočan feierte den erfochtenen Sieg und die Eroberung des Žižkaberges, während in der Stadt an demselben Tage alles fernere Glockenläuten untersagt wurde. Beinahe wäre es den Preußen gelungen, noch einen andern wichtigen Punct in ihre Gewalt zu bekommen, dessen Besitz vielleicht das Schicksal Prags entschieden hätte. Denn erst am 13. Mai, also am sechsten Tage nach der Einschließung, ließ Prinz Karl von Lothringen einige Tausend Mann durch den Jesuitengarten über den Černin'schen Weinberg nach Bubna und Holešovic marschiren und diese Plätze besetzen.

Noch hatten die Preußen ihr gesammtes Belagerungsgeschütz nicht beisammen; aber sie waren eifrig mit der Anlegung von Batterien beschäftigt, worin sie die Kaiserlichen nach Kräften zu stören suchten. Der Eifer und die Ausdauer der Besatzung wurde noch mehr durch ein Schreiben Maria Theresiens angespornt, dessen Inhalt Prinz Karl in einem Tagesbefehle am

27. Mai zur öffentlichen Kenntniß brachte. „Von der Erhaltung der Stadt Prag", hieß es darin unter anderem, „hänge die Erhaltung des ganzen Königreichs, der übrigen Erblande, ja das Heil der römischen Monarchie ab; die gesammte Armee würde sich ewige Schande zuziehen und sich vor der Nachwelt nie rechtfertigen können, wenn sie das unterließe oder nicht thun zu können glaubte, was erst vor wenig Jahren in eben dieser Lage die Franzosen mit einer viel geringern Macht gethan hätten; zudem lasse die Kaiserin-Königin die dem Feldmarschall Grafen Daun anvertraute Armee mehr und mehr verstärken und sei sorgfältigst darauf bedacht, daß er mit derselben sich ehestens diesen Gegenden nähern und der bedrängten Hauptstadt zu Hilfe kommen könne." Die unmittelbare Folge dieses ermuthigenden Tagesbefehls war ein Ausfall, den die Belagerten in der Nacht vom 27. zum 28. Mai machten, wobei sie die feindliche Stellung auf dem weißen Berge beunruhigten. Der an seiner lebensgefährlichen Verwundung darniederliegende Feldmarschall Browne nahm den regsten Antheil an den Kriegsbegebenheiten und wies jede Aufforderung zur Uebergabe zurück. „Der Commandant", ließ er von seinem Schmerzenslager aus dem Könige sagen, „hoffe sich durch die gute Vertheidigung der Stadt die Achtung seines Gegners zu verdienen".

Am 29. Mai waren die Preußen mit ihren Batterien fertig, von denen eine gegen die Kleinseite, vier andere gegen die Alt- und Neustadt sowie den Wyšehrad gerichtet waren. In der Nacht auf den 30. begannen alle fünf Batterien unter einem betäubenden Krachen und Donnern ihre zerstörenden und zündenden Geschosse in die Stadt zu schleudern und von da an währte Tag und Nacht, fast ohne Unterbrechung, bald aus allen Batterien, bald aus mehreren oder einer, ein Bombardement fort, wie es bis dahin vielleicht keine belagerte Stadt in solcher

andauernden Heftigkeit erlitten. Was aber jedenfalls diese Beschießung vor andern in kläglicher Weise auszeichnete, war der unter gebildeten Nationen unerhörte Vandalismus, womit Friedrich II. gerade die hervorragenden Baudenkmale der altberühmten Königsstadt zu Zielpuncten seiner Bomben und glühenden Carcassen erkor. Schon am 30. wurden einige Pfeiler des prächtigen St. Veitsdomes zerschmettert; am 31. gerieth die Bedachung in Brand, doch wurde das Feuer bezwungen; ebenso am 1. Juni. Das Löschen war um so gefährlicher, als der Feind die Stellen, wo er Rauch und Flammen ausbrechen sah, nur desto heftiger beschoß. Man mußte darum Vorsorge treffen, daß die kostbarsten Gemälde, goldene und silberne Gefäße und vor allem das prachtvolle silberne Grabdenkmal des heil. Johann von Nepomuk aus der Kirche geschafft und in Sicherheit gebracht wurden. Auch an andern Orten der Stadt brach Feuer aus und es erging darum Befehl, alle Schindeldächer abzutragen, mit welcher Arbeit drei Tage zugebracht wurden. Eine Bombe fiel auf den wälschen Platz auf der Kleinseite, wo eine Menge gefüllter Pulverkarren stand; doch glücklicherweise that das Geschoß keinen weitern Schaden, als daß es ein Wagenrad in Stücke schlug.

In der Nacht vom 1. zum 2. Juni unternahm Oberst Browne, einer der beiden Heldensöhne des Marschalls, an der Spitze von zehn Grenadier-, ebensoviel Infanterie-Compagnien und einer Abtheilung Warasdiner Grenzer einen Ausfall zum Strahower Thore hinaus, erstürmte eine feindliche Batterie, deren Mannschaft zusammengehauen wurde, und brachte drei Zwölfpfünder sammt den Munitionswägen als Siegesbeute in die Stadt zurück. Doch konnte dieser einzelne Erfolg das allgemeine Unglück nicht lindern. Tags darauf wurde die Beschießung in der frühern Weise fortgesetzt. Man zählte 1708

Bomben, 3864 Kugeln und 40 Carcassen, die an diesem Tage in die Stadt fielen. Wieder trafen einige Bomben die Domkirche und richteten großen Schaden an; viele wühlten den Grund des Kirchhofs auf, so daß Stücke von Särgen und Leichnamen aus der Erde an das Tageslicht geschleudert wurden. Am 3. Juni fuhr eine Glühkugel in die kostbare, von Ferdinand I. errichtete Orgel des Domes und vernichtete sie. Ein heftiger Wind wehte an diesem Tage und nährte das Feuer, das an vielen Orten der Stadt ausbrach; ganze Gassen und Häuserreihen brannten nieder und die ganze untere Neustadt wäre eine Brandstätte geworden, wenn sich nicht gegen Abend der Wind gelegt hätte. In den Tagen vom 6. bis 9. Juni brach an verschiedenen Stellen der Domkirche nicht weniger als dreißigmal Feuer aus, das glücklicherweise immer gelöscht wurde.

Endlich in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni wagten die Kaiserlichen einen Ausfall gegen die Batterie, die der Kleinseite und vor allem der Metropolitankirche so großen Schaden zufügte. Sie wurde nach tapferer Gegenwehr genommen und behauptet. Die Preußen strengten am 10. Nachmittags alle ihre Kräfte an, sich wieder in den Besitz derselben zu setzen; allein die Unsern, denen zwölf Grenadiercompagnien aus der Stadt zu Hilfe kamen, schlugen alle Angriffe zurück und die Kleinseite bekam von dieser Stelle Ruhe. Desto mehr hatte nun die Alt- und Neustadt zu leiden. Eine Bombe steckte den einen Thurm der Hauptpfarrkirche am Tein in Brand, der jedoch bald gelöscht wurde; vier Bomben schlugen an verschiedenen Orten durch das Gewölbe dieses alten und schönen gothischen Gotteshauses. In noch größerer Gefahr schwebte die Kirche des Karlshofs; 807 Geschosse trafen den herrlichen Bau, sie beschädigten ihn, konnten ihn aber nicht zerstören. „Kaum sollte man“, sagt der böhmische Geschichtschreiber Pelzel, „einem gesitteten Volke und dem

Charakter Friedrich's solche Absichten zumuthen, besonders wenn man nachdenkt, daß sich 50.000 Mann nicht deswegen an den Feind ergeben und ihm eine Stadt wie Prag überliefern werden, um zu verhindern, daß ein altes gothisches Gebäude nicht in einen Schutthaufen verwandelt werde".

Es ist auffallend, daß trotz dieser wüthenden Beschießung verhältnißmäßig wenig Menschenleben verloren gingen. Der Verlust der Garnison war nicht bedeutend. Von der städtischen Bevölkerung fanden trotz der vielen Tausende von feindlichen Geschossen und trotz der verheerenden Brände nur 28 Personen den Tod, 52 wurden verwundet. Auch über Mangel an Lebensmitteln hatte man, nach des gleichzeitigen Pelzel Versicherung, nicht zu klagen. Mit Anfang Juni fing zwar die Besatzung an, Pferde zu schlachten; allein nur wenige Bürger aßen davon, weil immer noch Rindfleisch zu bekommen war. Desto ärger war die Verwüstung an Gebäuden und Eigenthum, mit Ausnahme der innersten Stadt, wohin keine feindliche Kugel reichte und wo man darum die Lebensmittel- und Kriegsvorräthe untergebracht hatte. Auf der Neustadt aber lagen ganze Gassen in Schutt und Trümmern. Im Ganzen zählte man schon über 800 Häuser, die theils ganz abgebrannt oder zerschossen, theils arg beschädigt waren. Und der Feind gedachte seine Gewaltmaßregeln noch zu verstärken. Man hörte von fünf neuen Batterien um die Neustadt, von dreien um die Kleinseite, die er angelegt habe. Sollte nicht die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt werden, so mußte schleunig Entsatz kommen.

20.

Die Schlacht bei Kolin.

Der General-Feldmarschall Graf Leopold Daun stand in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre, als ihm das beneidenswerthe Los zufiel, der Retter seines Vaterlandes zu werden. Am 25. September 1705 geboren, Sohn eines kaiserlichen Feldmarschalls, Wirich Philipp Grafen Daun, und von seinem Vater selbst für die Kriegskunst erzogen, hatte er sich schon als zarter Jüngling im sicilianischen Kriege (1718—1720) die ersten Sporen verdient, seine militärischen Anlagen in den Feldzügen in Italien und am Rhein (1734 und 1735) sowie im Türkenkriege (1737 und 1738) ausgebildet, und war noch unter Karl VI. von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Feldmarschall-Lieutenants emporgestiegen. An den Ereignissen des österreichischen Erbfolgekrieges hatte er von der Schlacht bei Mollwitz an (10. April 1741) hervorragenden Antheil genommen, so daß ihn Graf Khevenhüller auf dem Sterbebette († 26. Jänner 1744) der Kaiserin als einen seiner vorzüglichsten Officiere dringend empfahl. Noch während jenes Krieges war Daun zum Feldzeugmeister befördert worden. Die Friedensjahre 1748—1756 hatte er eifrig zu zeitgemäßen Verbesserungen im Heerwesen benützt, und als Director aller k. k. Militär-Akademien der Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses von Officieren seine besondere Sorgfalt gewidmet. Und höher noch als äußere Reformen schlug er den soldatischen Geist an. Er war ein frommer Streiter und hielt auf gewissenhafte Beobachtung der religiösen Pflichten; das Kriegshandwerk war ihm nicht leichtfertiges Spiel, sondern ernster Beruf; er suchte Gehorsam und Pünctlichkeit im Dienste, Ordnung und strenge Sitte im Heere heimisch zu machen. Daher

kam es, daß er von seinen Untergebenen mehr geachtet als geliebt wurde; „denn mitten im Lager", sagt der österreichische Geschichtschreiber Hormayr, „blieb Daun derselbe wie in der Antichambre: ernst, abgemessen, spähend, ein Feind des fröhlichen Muthwillens, den man dem Soldaten zur Erholung für tausendfältiges Ungemach wohl gönnen mag und der nicht selten mit dem Geiste eines Heeres zugleich steht und fällt". Derselbe Schriftsteller schildert Daun's äußere Erscheinung und Persönlichkeit ungefähr so: „Seine Physiognomie war ganz unbedeutend. Nur ein Schmeichler konnte in diesen Zügen lesen, welcher Geist dahinter waltete. Seinem Vaterlande und seinem Monarchen mit Gut und Blut zugethan, unbestechlich, überaus mäßig, ein kalter Verächter persönlicher Gefahr, war er in den Künsten des Krieges und Friedens und selbst des Hoflebens wohlerfahren, den verführerischen Spielen der Einbildungskraft ganz unzugänglich, biegsam und schlau, Kopf und Herz kalt". Daun als Feldherrn haben Viele den Beinamen „der Zauderer" gegeben, weil er, gleich dem römischen Feldherrn Fabius Cunctator, dem Gegner des gefürchteten Hannibal, nie etwas aufs Spiel setzte und sich zu keinem Unternehmen hinreißen ließ, das nicht alle Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges für sich hatte. Als einmal im Kriegsrathe eine gewagte Unternehmung vorgeschlagen wurde, fragte Daun: „Und was werden wir machen, wenn der Anschlag unglücklich ausfallen sollte?" „In diesem Falle", sagte einer der Anwesenden, „bliebe der Kaiserin nichts übrig als Frieden zu schließen". „Nie werde ich meine Monarchin in die Lage versetzen, Frieden schließen zu müssen, ohne eine schlagfertige Armee zur Verfügung zu haben!" rief Daun aus. —

An dem Tage, da die Schlacht bei Prag geschlagen wurde, war Daun, wie wir wissen, bis Böhmischbrod gelangt; er hatte ungefähr 30.000 Mann beisammen, die er aus Mähren

und Oesterreich zur Verstärkung des Hauptheeres dem Prinzen Karl von Lothringen zuführen sollte. Als er jedoch die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Kampfes und von der Einschließung der kaiserlichen Armee in der Hauptstadt empfing, zog er sich langsam bis hinter Kuttenberg zurück; denn es galt der Kaiserin die Armee zu erhalten, auf welcher jetzt allein die Hoffnung der Monarchie ruhte. Friedrich II. hatte gleich nach der Prager Schlacht den Herzog von Bevern mit mehr als 25.000 Mann zur Verfolgung Daun's abgesandt. Zwischen den Spitzen beider Heere kam es täglich zu Scharmützeln und Vorpostengefechten, wobei sich Nádasdy's leichte Reiter häufig auszeichneten. Allein in einen ernsten Kampf wollte sich Daun, ungeachtet der Bevern'sche Heerhaufen dem seinigen an Stärke nachstand, nicht einlassen; sein Ziel war, das eingeschlossene Prag zu entsetzen, und dazu fühlte er sich noch zu schwach. Doch täglich stießen neue Truppenkörper, wo nur irgend welche in den andern Theilen des Reiches verfügbar waren, zu ihm. Selbst die aus drei Bataillonen bestehende Besatzung von Wien mußte nach Böhmen und überließ die Sicherheit der Stadt dem bewaffneten Bürgercorps; die kaiserlichen Garden und einige halbwegs brauchbare Invaliden theilten sich in die Bewachung der Hofburg. Die 12.000 Mann des rechten Flügels, die sich nach der Prager Niederlage über Beneschau und Tabor zurückgezogen hatten, führte jetzt General von Brettlach dem Heere Daun's zu. Binnen einigen Wochen hatte dieser auf solche Weise eine Streitmacht von mehr als 50.000 Mann zusammengebracht; nun erhielt er von der Kaiserin, die zu diesem Behuf den Grafen Kaunitz eigens in sein Lager sandte, die unumschränkte Vollmacht nach seiner besten Einsicht zu handeln.

Am 12. Juni setzte sich Daun mit seinem Heere in der Richtung gegen Prag in Bewegung; am 13. war er in Kutten-

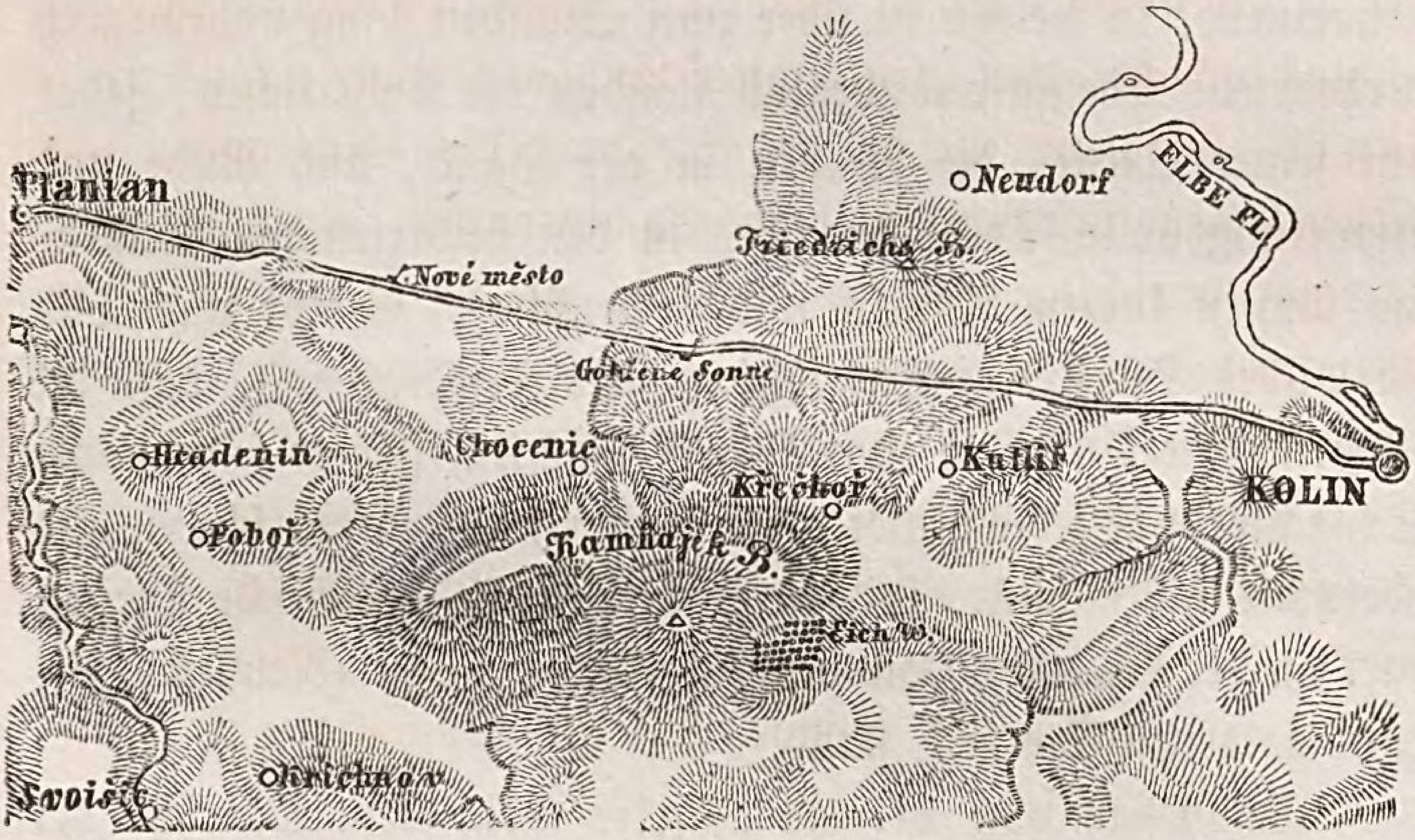
berg; der Herzog von Bevern wich vor ihm bis nach Kolin und von da am 14. weiter nach Kauřim zurück, wo der König von Preußen aus dem Prager Lager eintraf. Friedrich II. hatte in den letzten Tagen geglaubt, der vorsichtige Daun habe sich längst bis nach Mähren zurückgezogen; jetzt ließ er eilig einen Theil des Belagerungsheeres unter dem Fürsten Moritz von Dessau in aller Stille von Prag aufbrechen, so daß er im Ganzen 36.000 Mann beisammen hatte, mit denen er, auf sein Feldherrntalent, auf die Tapferkeit seiner sieggewohnten Truppen und auf sein Kriegsglück bauend, Daun die Spitze zu bieten gedachte. Das Heer der Kaiserin war inzwischen bis über Kolin hinausgerückt und stand am 17. zwischen dieser Stadt und Planian, südlich von der Kaiserstraße. Daun hatte keine Vorsicht außer Acht gelassen, sich von der Stärke seines Gegners Kunde zu verschaffen. Unter andern wird von einem pfiffigen Landmann erzählt, der, eine Hand voll Erbsen in der einen Rocktasche, einen fetten und einen ausgemagerten Hammel vor sich her in's feindliche Lager bei Kauřim trieb. Den fetten hatte er bald abgesetzt, aber für den dürren fand sich kein Käufer und so trieb er ihn durch das ganze Lager, von einem preußischen Bataillone zum andern; so oft er zu einem neuen kam, that er eine Erbse aus der einen Tasche in die andere und brachte so seine Wahrnehmungen und seine Erbsen in das Daun'sche Lager zurück.

Die kaiserliche Armee befand sich am Abend des 17. Juni in voller Schlachtordnung aufgestellt; die Soldaten brachten die Nacht, ohne Zelte zu schlagen, beim Gewehr schlafend zu. Der linke Flügel hatte den sanft gewellten Grund bei den Dörfern Hradĕnin und Poboř, der rechte den etwas höheren Kamhajeker Berg inne; eine Heeresabtheilung unter Feldmarschalllieutenant Wied stand als Reserve hinter dem linken Flügel gegen Svoišic hin; der Feldherr selbst hatte sein Hauptquartier in

Krichnov aufgeschlagen. Graf Nádasdy mit seinem leichten Reitercorps, von Sukdol kommend, sollte sich bei Křečhoř aufstellen, wo er jedoch erst kurz vor Anbruch des Entscheidungstages eintraf. Südwärts von Křečhoř an den südöstlichen Abfällen des Kamhajeker Berges war damals ein Bestand uralter Eichen, der bei seiner geringen Ausdehnung nur sehr uneigentlich den Namen eines Eichwaldes führte. Ebenso läßt sich die Benennung der Kamhajeker Höhe als „Berg“ bloß aus der theils ebenen theils mäßig gehügelten Umgebung erklären, aus der sie als höchster Punct emporragt. Wenn vollends preußische Schlachtberichte von „senkrechten Anhöhen, zum Theile unersteiglich“ sprechen, welche die Stellung der Oesterreicher auf diesem Berge fast unangreifbar gemacht hätten, so ist das ganz und gar unrichtig. Dagegen bot die Höhe von Kamhajek den Unternehmungen Daun's einen andern Vortheil, der für die Ereignisse des Schlachttages entscheidend wurde; sie machte es nämlich dem kaiserlichen Feldmarschall möglich, mit seiner hinter der Schlachtordnung aufgestellten Reserve Bewegungen auszuführen, die dem Feinde entgingen, und dadurch die Berechnung, worauf Friedrich seinen Schlachtplan gebaut hatte, vollständig zu durchkreuzen.

Der 18. Juni 1757 brach an. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßte leichtes Geplänkel zwischen den äußersten Vorposten der beiden Heere. Um sechs Uhr Morgens wurde die Spitze der von Westen anrückenden Preußen bei Planian sichtbar. Der König selbst erschien mit seiner Begleitung im Dorfe und wollte von dessen Kirchthurm die Gegend überschauen; da die Schlüssel nicht zu finden waren, mußte die Thüre gewaltsam erbrochen werden. Als Friedrich das Innere der Kirche mit den werthvollsten Habseligkeiten angefüllt sah, welche die geängstigten Landleute dahin geschleppt hatten,

lächelte er und ließ eine Wache hinstellen, damit alles in Sicherheit bleibe. Vom Planianer Thurme ließ sich jedoch nicht viel übersehen; der König ritt daher weiter zu dem an der Kaiserstraße gelegenen Wirthshause „zur goldenen Sonne“, von dessen Bodenraum aus er — es war acht Uhr Vormittags, als er daselbst eintraf — die Stellung der Kaiserlichen überblickte. Die natürliche Stärke derselben lag in der Kamhajeker Höhe, in dem Eichenbusch und in dem stark durchbrochenen Terrain



vor Křečhoř, folglich auf dem rechten Flügel, und nicht, wie es in allen bisherigen Darstellungen der Koliner Schlacht heißt, auf dem linken, wo die Bodenverhältnisse für den angreifenden Theil weniger Schwierigkeiten boten. Allein ohne Zweifel hatte Friedrich II. ausgekundschaftet, daß sich die numerische Stärke auf dem linken Flügel seiner Gegner befand, hinter welchem, wie wir wissen, zwischen Svoišic und Krichnov die Reserve aufgestellt war; vielleicht auch hatte er andererseits von dem Eintreffen der Reiterei Nádasdy's auf dem äußersten

rechten Flügel bei Křečhoř keine Nachricht erhalten. Nur dadurch ist es zu erklären, daß er den rechten Flügel der Oesterreicher zu seinem Hauptangriffspuncte wählte, den er in schiefem Anmarsche mit Uebermacht anzugreifen beschloß, um ihn auf das Centrum und dieses auf den linken Flügel zurückzudrängen, wobei die entschiedene Niederlage seiner Gegner unvermeidlich war.

Inzwischen hatten die preußischen Truppen gleich hinter Planian von der Straße rechts abgebogen und im Angesichte der Oesterreicher vor den Dörfern Chocenic und Křečhoř Stellung genommen, in welcher sie über zwei Stunden lang unbeweglich verharrten. Ebenso unbeweglich standen die Kaiserlichen, jeder auf seiner Stelle, die Waffen in der Hand, und Ruhe und erwartungsvolle Stille herrschte in den beiderseitigen Reihen, wo binnen kurzem Angriff und Leidenschaft, Kampf und Tod ihr wildes Spiel beginnen sollten. Als Friedrich sah, daß die Unsern keine Anstalten zum Angriff machten, ließ er seine ganze Schlachtordnung bis hinter die Kaiserstraße zurückmarschiren und abermals haltmachen, so daß das vorderste preußische Treffen hart an der Chaussee, von oberhalb Nové město (Neustadt) bis „zur goldenen Sonne", stand.

Daun sah von der Kamhajeker Höhe dem Marsche der preußischen Heerhaufen unverwandten Blickes zu; nicht die geringste Bewegung des Feindes konnte ihm entgehen. Er hatte mittlerweile, ohne daß es Friedrich merkte, die Heeresabtheilung Wied's von Svoišic näher gegen seinen rechten Flügel herangezogen, als die preußische Schlachtordnung, wie eben erzählt, ihre rückgängige Bewegung machte und dann wieder stille stand. Schon zweifelte Daun, daß ihn der König angreifen werde; schon überlegte er, wie er selbst berichtet, wie er den Feind auf seinem Rückzuge angreifen könne, als sich mit einemmale, gegen halb ein Uhr Nachmittags, die ganze feindliche Armee in

Bewegung setzte und mit vorgezogenem linken und weit zurückgeschobenem rechten Flügel gegen Daun's Schlachtordnung anrückte. Nun war es Daun klar, daß die Absicht des Gegners auf das Umgehen seines rechten Flügels gerichtet sei; er sandte daher dem Reservecorps den Befehl zu, ohne Verzug in den nicht hinreichend besetzten Raum gegen Křečhoř hin, wo Nádasdy's leichte Reiter standen, abzurücken. Durch den Kamhajeker Berg gedeckt konnte auch diese Bewegung vom Feinde ungesehen ausgeführt werden. Die Soldaten mußten die Strecke im Geschwindschritt zurücklegen; sie kamen erhitzt und ermüdet, aber glücklicherweise noch zur rechten Zeit am Orte ihrer Bestimmung an, wo nun bald ein mehrstündiger blutiger Kampf entbrennen sollte.

Denn jetzt erst hatte Friedrich II. den Befehl zum Angriff gegeben. Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags. Mit einem besonderen Infanterie-Angriffscorps unter dem General Hülsen und den sämmtlichen Husarenregimentern Ziethen's ließ er gegen Křečhoř anrücken. Der Vortrab stieß zuerst auf Nádasdy's Reiterei, die geworfen wurde und sich auf Kutliř zurückzog: ein Versuch, den Nádasdy etwas später machte, die verlorene Stellung wieder zu gewinnen, war von keinem Erfolg. Auch eine Abtheilung Croaten konnte dem Anprall nicht widerstehen und mußte, eine Batterie in den Händen des Feindes zurücklassend, in dem Eichwäldchen Schutz suchen, gegen das sich nun die Angriffe der Preußen richteten. Der erste Versuch mißlang, bis Hülsen drei frische Bataillone als Verstärkung erhielt und es ihm gelang, den Eichwald, aus dem er fortwährend heftig beschossen wurde, zu nehmen. Als jedoch seine Leute aus dem Gehölze hervorbrechen wollten, sahen sie sich unerwartet einer in Schlachtordnung aufgestellten österreichischen Heeresabtheilung gegenüber stehen — es waren die Truppen der Division Wied. Die Preußen machten halt und zogen sich, als ihnen bald darauf

der Eichwald wieder entrissen wurde, auf Křečhoř zurück, um erst weitere Verstärkungen abzuwarten.

Mittlerweile hatte auch schon der Angriff auf das nunmehrige Centrum der österreichischen Aufstellung, den Kamhajeker Berg, begonnen. Im ersten Treffen standen die Kürassiere und Dragoner des Feldmarschall-Lieutenants Benedict Grafen Daun, die aber bei Annäherung der Preußen in großen Massen abschwenkten, um den hinter ihnen aufgestellten Infanterieregimentern Botta, Baden-Baden und Deutschmeister Raum zu gönnen. Ein mörderisches Feuer empfing jetzt die preußischen Angriffs-Colonnen, die umkehrten und die Höhe hinabeilten. Auch gegen die Regimenter Erzherzog Karl, Puebla und Moltke stürmten die Preußen vergebens an; stehenden Fußes empfingen jene den andringenden Feind mit wohlgezielten Schüssen, gingen dann mit aufgepflanztem Bajonnete auf ihn los und warfen ihn zurück. Dazwischen spielte das trefflich aufgestellte und bediente kaiserliche Geschütz, die neue Schöpfung des Fürsten Wenzel Liechtenstein, mit verheerendem Feuer und riß furchtbare Lücken in die Reihen der Preußen. Doch diese gaben ihren Gegnern an tapferer Ausdauer nichts nach. Immer sammelten sich ihre geworfenen Bataillone wieder; immer andere Schaaren kamen in den Kampf; immer neue Angriffe hatten die österreichischen Massen zu bestehen. Es war ein erbitterter Kampf, in welchem Feind und Freund an Unerschrockenheit und Heldenmuth um die Palme zu ringen schien, die einen, die sieggewohnt an ein Mißlingen ihrer Anstrengungen nicht glauben konnten, die anderen, die unter den Augen ihres Feldherrn allen Unternehmungen der Gegner ihre ungebrochene Festigkeit entgegensetzten.

Der rechte Flügel der Preußen und der linke der Unsern waren bisher nicht in den Kampf gekommen. König Friedrich hatte in seinem Schlachtentwurf die Entscheidung auf seinen

linken Flügel verlegt; der rechte zurückgeschobene sollte außer aller Thätigkeit bleiben und nur durch allmäliges Vorrücken nach links den Druck des linken Flügels verstärken. Marschall Daun befahl daher, um seinerseits etwas Luft zu bekommen, dem General der Cavallerie Grafen von Stampach, den rechten preußischen Flügel anzugreifen. Unterstützt von den Generalen Kolowrat, Wöllwart, Schalenberg und Lefévre wurde das sogleich ausgeführt, und um den Besitz des Dorfes Chocenic mit gleicher Tapferkeit von beiden Seiten gestritten; dadurch wurde der preußische rechte Flügel am Vorrücken gehindert und seine Fortbewegung zur Kräftigung und Unterstützung des linken Flügels hörte auf.

So war jetzt der Kampf längs der ganzen Schlachtlinie entbrannt. Auf allen Puncten wurde mit beispielloser Hartnäckigkeit und Leidenschaft gefochten. Aber wenn auch jeder einzelne Mann wie ein Held stritt, jede Truppenabtheilung ihrer Pflicht im höchsten Maße gerecht wurde, so thaten einzelne mehr als dieß. Das Regiment Botta hatte bereits alle seine Patronen verschossen; allein von seinem Obersten, dem Fürsten Ulrich Kinsky, aufgemuntert, seinen Platz um jeden Preis zu behaupten, stand es unbeweglich und ruhig da, dem heftigsten Kugelregen ausgesetzt; erst wenn die feindlichen Colonnen nahe genug heran kamen, setzte es das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonnete ein, ging auf die Stürmenden los und warf sie zurück. Der Fürst wurde schwer verwundet und mußte vom Platze getragen werden; doch seine wackeren Leute hielten aus, bis frische Munition eintraf und sie wieder feuern konnten.

Bisher hatten sich beide Theile, der eine heldenmäßig im Angriff, der andere heldenmäßig in der Abwehr, so ziemlich das Gleichgewicht gehalten. Die Schalen des Kriegsglückes gingen an einzelnen Puncten und in einzelnen Momenten auf und

nieder; im großen Ganzen standen sie einander gleich. Allein jetzt war der kritische Moment gekommen, der das Schicksal des Tages entscheiden mußte. Obgleich das Centrum und der rechte Flügel der Preußen kaum minder beschäftigt waren, als der linke, so hatte dennoch General Hülsen frische Bataillone zur Verstärkung erhalten, mit denen er, von Reiterei unterstützt, von neuem gegen die rechte Flanke der Oesterreicher, die Division Wied, zum Sturme vorging. Dabei geriethen zuerst einige kaiserliche Schwadronen ins Gedränge, so daß auch mehrere Infanteriebataillone, durch die feindlichen Reiterangriffe erschüttert, zu weichen begannen. Das Bataillon Platz verlor seine Fahne; das ungarische Infanterieregiment Haller warf sich mit überschwenktem Gewehre, bloß mit dem Säbel in der Faust, dem Feinde entgegen; allein mit blutigen Köpfen wurde es zurückgeworfen. Bald schien sich alles in wilde Flucht aufzulösen; Graf Wied, bestürzt über diese ungünstige Wendung des Kampfes, befahl seiner Reiterei in die Fliehenden einzuhauen, um sie zum stehen zu bringen; alles umsonst! Siegreich trieben die Preußen unsere wankenden Schaaren vor sich her, und schon mußten die Truppen des österreichischen Centrums fürchten, auch von rückwärts angegriffen zu werden, so daß das Regiment Erzherzog Karl, während die zwei ersten Glieder dem von vorn andringenden Feinde Stand hielten, mit dem dritten und vierten Gliede kehrt machte; denn, wie sich ein Theilnehmer jener Schlacht ausdrückt, „jetzt war es nothwendig, vorn und rückwärts gleich einem zweiköpfigen Janus Augen zu haben“.

In diesem entscheidenden Wendepuncte war es der österreichischen Reiterei vorbehalten, den Ausschlag zu geben. Hinter dem Eichwald standen die Regimenter des Generals der Cavallerie Grafen Serbelloni, des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Benedict Daun, des General-Majors Grafen Star-

hemberg aufgestellt, die jetzt im Galop den siegreichen preußischen Bataillonen in die Flanke fielen. Auch das Dragonerregiment Prinz de Ligne befand sich darunter, lauter junge Bursche, die mit ihren Milchgesichtern gegen die sonngebräunten und bärtigen Antlitze ihrer älteren, meist lang gedienten Kameraden in den anderen Regimentern eigenthümlich abstachen. Als sich der Oberst bei dem Feldmarschall die Erlaubniß ausbat, mit seinen Schwadronen angreifen zu dürfen, sagte Daun: „Was wollen Sie denn machen mit Ihren Grünschnäbeln!“ (Que voulez-vous faire avec vos blancs-becs?) Doch gab er seine Einwilligung und die junge Mannschaft hielt sich so wacker und hieb so tapfer in die Feinde ein, daß das Regiment zum Andenken an diese Waffenthat bis auf den heutigen Tag die Auszeichnung genießt, keine Schnurrbärte zu tragen. Auch zwei sächsische leichte Reiterregimenter, Prinz Albert und Graf Brühl, bedeckten sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm und nahmen glänzende Vergeltung für Pirna. Von allen Seiten von der kaiserlichen Reiterei umringt, ballte sich das preußische Fußvolk in's Viereck zusammen und hielt, trotz des fürchterlichen Blutbades, eine Zeit lang tapfer Stand. Allein endlich war ihre Kraft gebrochen; die nicht zusammengehauen wurden, mußten das Gewehr strecken. Durch diese glänzenden Erfolge der Cavallerieregimenter waren die Truppen des Grafen Wied zur Ruhe und Besinnung gekommen und gingen nun wieder auf den Feind los, der sich vergebens bemühte, die Trümmer seiner Bataillone zu ordnen und von neuem in den Kampf zu führen. Die siegreiche österreichische Reiterei fiel jetzt die preußische Infanterie des linken Flügels von allen Seiten an, während das österreichische Geschützfeuer immer wirksamer unter ihr wüthete. Binnen kurzem waren vierzehn Bataillone theils zusammengehauen oder gefangen, theils versprengt.

Friedrich II. hatte bei Beginn der Schlacht seinen Standpunct auf einem, seitdem nach ihm benannten Hügel bei Neudorf genommen; viele Landleute, auch Bürger von Kolin, waren herbeigeströmt, den berühmten König von Preußen in der Nähe zu sehen. Es lebt in der Gegend die Ueberlieferung fort, wie herablassend er gegen sie gewesen und sie wiederholt in gebrochenem Böhmisch angeredet habe. „Geht weg von hier“, sagte er, als die Geschütze jenseits der Straße zu spielen begannen; „ihr braucht nicht zu sterben“. Als es ihm nicht nach Wunsch ging, rief er ihnen zu: „Schaut, schaut Bauern, wie euere Königin gewinnt!“ („Gukai, gukai sedláci, jak králowna vyhrává!“) Als jedoch die Sache Ernst wurde und einer der preußischen Generäle anfragen ließ, wohin er sich zurückzuziehen habe, fuhr er zornig heraus: „Nach Spandau!“

Die Niederlage der Preußen war jetzt entschieden. Alle ihre Angriffe gegen die österreichische Aufstellung auf der Kamhajeker Höhe waren gescheitert. Sechsmal hatten sie dagegen gestürmt, sechsmal waren sie zurückgeworfen worden. Das Corps des General Hülsen befand sich in vollständiger Auflösung, deren unheilvolle Folgen sich bald dem ganzen linken Flügel der preußischen Schlachtordnung mittheilten. Bald riß hier eine regellose und zerstreute Flucht gegen den rechten Flügel und die Kaiserstraße ein. Hätte nicht Ziethen standhaft ausgehalten, so wäre der größte Theil der preußischen Armee aufgerieben worden. Der König gab den Befehl zum Rückzuge nach Nimburg und überließ dem Prinzen von Anhalt-Dessau die Führung seines geschlagenen Heeres; er selbst eilte im Galop vom Schlachtfelde fort. Die Preußen vermochten es kaum zu fassen, daß sie unter ihrem unüberwindlichen Könige eine Niederlage erlitten haben konnten. Viele Soldaten sollen aus Leid und Wuth ihre Gewehre zertrümmert und in die Elbe geworfen haben, wo man später deren viele

fand. Gegen zehn Uhr Abends kam Friedrich II., von einem geringen Gefolge begleitet, in Nimburg angeritten. Es war eine mondhelle Nacht. Der König stieg vom Pferde und saß zuerst eine Weile, in Gedanken vertieft und mit seinem Stocke spielend, auf einer Brunnenröhre mitten auf dem Stadtplatze. Dann wechselte er seinen Standort und schlief, den Kopf in seine Hände gestützt, auf einem Sitze, wie sie Bäcker bei ihren Ständen zu haben pflegen, von einer kleinen Schaar seiner Getreuen bewacht. Nach Mitternacht brach er auf und eilte über Lissa, Čelakovic und Brandeis a. d. Elbe gegen Prag.

Daun's Sieg war vollständig. Wohl hatte er schwere Opfer gekostet. 6474 Mann lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, 1640 Mann wurden vermißt; von höheren Officieren war Feldmarschall-Lieutenant Baron Lützow auf dem Felde der Ehre gefallen, Generalmajor Wolf starb bald darauf in Folge seiner Verwundung; der Feldherr selbst, der während der Schlacht überall zu finden gewesen, wo es am heißesten herging, hatte eine Verletzung davongetragen; ebenso die Generale Serbelloni, Wöllwart und Schreger. Doch viel größer war der Verlust des Feindes; er zählte 13.773 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, darunter 326 Officiere; 22 Fahnen und 45 Geschütze fielen in die Hände der Kaiserlichen. König Friedrich selbst zollte der Tapferkeit und Ausdauer der Oesterreicher alle Anerkennung. „Die kaiserlichen Grenadiere“, so schrieb er bald nach der Schlacht, „sind eine bewunderungswürdige Truppe; sie vertheidigten eine Höhe, welche zu nehmen meine beste Infanterie nicht im Stande war; die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und gut bedienten Artillerie, sie macht dem Liechtenstein Ehre, der ihr vorsteht.“

Das kaiserliche Heer brachte die Nacht auf dem Schlachtfelde zu und bezog sodann ein Lager bei Svoišic und Krichnov. In der Kirche des ersteren Ortes ließ Feldmarschall Daun am 20. Juni ein feierliches Hochamt halten und das „Großer Gott wir loben Dich“ anstimmen; das bescheidene Gotteshaus faßte nicht die Menge der Generale und höhern Officiere, die sich in seine festlich geschmückten Räume drängten, während die Truppen, vor dem Dorf im großen Gevierte aufgestellt, unter Trommelschall und Pfeifenklang drei Gewehrsalven abfeuerten und 142 Geschütze ihren Donner darein mischten. Darnach blieb die Armee noch einige Tage in ihrem Lager; denn es galt, die Regimenter neu zu ordnen und ihre Lücken zu ergänzen, für die Verwundeten zu sorgen, die Todten beider Heere zu beerdigen. Die Bewohner aller umliegenden Ortschaften mußten wiederholt aufgeboten werden, sich mit Schaufeln und Hauen und mit Vorspannswagen einzufinden, um die zahlreichen Leichname, womit die Wahlstatt bedeckt war, einzuscharren. Die traurige Arbeit wurde in Eile verrichtet und noch wochenlang darnach lagen einzelne Körper unbedeckt auf dem Boden oder ragten einzelne Gliedmassen der Gefallenen, die nur leichthin mit Erde überdeckt worden waren, aus dem Boden hervor, so daß in dieser heißen Jahreszeit böse Ausdünstungen zu befürchten waren; doch wie immer bei solchen Ereignissen, die Folgen davon waren bis auf späte Geschlechter vortheilhaft. Noch vor wenig Jahren versicherten Gedenkmänner, daß die Gründe in der Gegend, die vordem schlecht und wenig ergiebig waren, seitdem Früchte im Ueberfluß trügen, und noch bis auf den heutigen Tag treibt das Getreide an den Stellen, wo die zahlreichsten Beerdigungen stattfanden, in auffallender Ueppigkeit hervor. Das ist Leben aus dem Tode!

Der Sieg von Kolin war für die österreichische Sache ein Ereigniß von der größten Bedeutung. Er verhinderte die Eroberung Böhmens durch Friedrich II. und entriß ihm die Früchte der Prager Schlacht; es war die erste Niederlage, die er erlitt, der Nimbus der Unbesiegbarkeit, der ihn bisher umgab, und mit ihm das Selbstvertrauen seines Heeres schwanden; bis zum 18. Juni war er angriffsweise verfahren, jetzt war er auf den Stand der Vertheidigung zurückgeworfen, der ganze von ihm für diesen Feldzug entworfene Operationsplan — nach der Unterwerfung Böhmens durch Mähren gegen Wien zu ziehen — war vereitelt, und er mußte, statt seinen Gegnern herausfordernd entgegen zu treten, darauf bedacht sein, sich und sein Land zu erhalten. Nun durfte er nicht mehr hoffen, den Kampf durch rasche Schläge zu einem schnellen Ende zu bringen, ein langwieriger Krieg stand ihm bevor.

Maria Theresia erkannte die Größe dieses Sieges in vollem Maße; an demselben Tage, am 22. Juni, an welchem sie die Nachricht von dem Heldenkampfe ihres Heeres erhielt, stiftete sie den militärischen Maria-Theresia-Orden, dessen erstes Großkreuz, wie wir schon früher erzählten, der Sieger von Kolin erhielt. In einem späteren Dankschreiben an den Feldmarschall Daun bezeichnete sie den 18. Juni 1757 als den „Geburtstag der Monarchie.“

21.

Rückzug der Preußen aus Böhmen.

Nicht der geringste Erfolg des Sieges bei Kolin war es, daß die preußische Armee genöthigt war, Böhmen aufzugeben, und daß dieses Land während des ganzen siebenjährigen Krieges

nie wieder Hauptschauplatz des Kampfes wurde. Denn angesichts zweier österreichischen Armeen, von denen die eine im siegreichen Vordringen war, die andere mit heldenmüthiger Ausdauer den ihr anvertrauten Platz behauptete, und angesichts seiner übrigen Feinde, welche bereits, wie die Russen in Ostpreußen, die Schweden in Pommern, die Franzosen am Rhein, immer engere Kreise um des Königs Lande zogen, blieb ihm nichts übrig als schleuniger Rückzug aus Böhmen. Doch nicht unbelästigt, nicht ungefährdet konnte dieser vor sich gehen.

Während sich die Armee Daun's bei Kolin schlug, schwebte Prag noch in großer Besorgniß. Das Bombardement war in den letzten Tagen wieder heftiger geworden, und man hatte erfahren, daß der Feind mit der Anlegung von acht neuen Batterien beinahe fertig sei. Am 19. Juni war die Beschießung auffallend matt, was sich jedoch mit den Arbeiten an den neuen Batterien in Verbindung setzen ließ; um 10 Uhr Abends fiel noch ein Schuß vom Žižkaberge, worauf das feindliche Feuer gänzlich schwieg. Erst am Morgen des 20. Juni erfolgte die freudige Lösung des Räthsels. Eine berittene Marketenderin des in Prag mit eingeschlossenen Regimentes Brettlach überbrachte dem Prinzen Karl von Lothringen die Nachricht von dem Koliner Siege; trotz ihres Geschlechtes und der Gefährdung der Straßen durch feindliche Streifparteien war sie allen Adjutanten zuvorgekommen. Gleichzeitig gewahrte man, daß der Feind in der Nacht den Žižkaberg geräumt hatte, der allsogleich von Croaten besetzt wurde. Nachmittags um 4 Uhr zog der kaiserliche Oberbefehlshaber mit 25.000 Mann gegen die preußische Stellung vor dem Oujezder Thore, nahm sie und verfolgte die feindliche Abtheilung bis auf den weißen Berg, wo Marschall Keith in starken Verschanzungen mit 20.000 Mann stand. Die österreichischen Kanonen beschossen auf das heftigste die feindlichen

Redouten, und dann begann das Fußvolk, geführt von den Generälen Prinz von Baden-Durlach und Maquire und vom Obersten Loudon den Sturm; nach zweistündigem Kampfe waren die Schanzen erobert und Keith mußte sich gegen den ihn verfolgenden Loudon kämpfend auf der Straße über Welwarn zurückziehen. Fünf Kanonen und ein großer Brückentrain, aus 45 kupfernen Pontons bestehend, fielen den Kaiserlichen in die Hände. Vor seinem Abzuge hatte Keith einen Trompeter an den Prinzen Karl abgeschickt und ihm die Kranken und Verwundeten empfohlen, die über 2000 Mann an der Zahl im Margarethenkloster lagen.

Hiermit hatte die Belagerung von Prag ein Ende. Es wurde berechnet, daß vom 30. Mai bis zum 19. Juni 23.063 Bomben, 58.376 Kugeln und 548 Carcassen in die Stadt gefallen waren. Man zählte 880 niedergeschossene, verbrannte oder stark verletzte Häuser. Der St. Veitsdom, die königliche Burg, der spanische Saal waren jämmerlich zugerichtet. Der gothische Prachtbau Karl's IV. auf dem Karlshofe mit seiner kühngewölbten Kuppel, den selbst die rasenden Taboriten verschonten, hatte 807 meist glühende Kugeln erhalten, war fünfzigmal in Brand gerathen, und man konnte es ein Wunder nennen, daß der Bau nicht zusammenbrach und das Feuer jedesmal bezwungen wurde. „Alle diese zum Einfallen sich neigenden Gebäude", schreibt der Augenzeuge Pelzel, „und die übrige Stadt in einem so elenden Zustande anzusehen, war für jeden Patrioten ein höchst trauriger und rührender Anblick."

Am 23. Juni langte Daun mit dem größten Theile seines Heeres vor Prag an. Er konnte noch an das Krankenlager seines Freundes Browne treten, dessen letzte Tage die Kunde von dem glänzenden Siege seiner Waffenbrüder bei Kolin und vom Entsatze der Stadt Prag verklärten. Am 26. Juni hauchte

Browne seine Heldenseele aus. „Der österreichische Staat", sagt einer seiner Biographen, „verlor in ihm den ausgezeichnetsten Feldherrn, den er seit dem Tode des Prinzen Eugen besessen hatte, der im hohen Grade die Liebe und Achtung des Heeres genoß uud dessen früher Tod" — er zählte kaum 52 Lebensjahre — „nicht ohne nachtheilige Folgen für den eben begonnenen Krieg blieb."

Zwei Tage früher, am 24. Juni, waren 40.000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Cavallerie zur Verfolgung des Feindes nordwärts marschirt. Sie setzten bei Lissa über die Elbe, um dem preußischen Heere in die Lausitz und nach Schlesien zu folgen. Dieses trachtete in mehrere Colonnen getheilt die Grenzen zu erreichen; Keith zog sich über Welwarn und Budin nach Lobositz zurück und hatte Mühe, sich der Angriffe Loudon's und Eötvös' zu erwehren, welche ihn auf allen Seiten umschwärmten, zahlreiche Wagen mit Heeresgepäck erbeuteten, viele Gefangene machten, mehrere Transportschiffe mit Geschütz in den Grund bohrten und die Pässe durch das Erzgebirge besetzten. König Friedrich selbst maschirte über Lissa und Melnik nach Leitmeritz von Nádasdy verfolgt. In den durch eine Schiffbrücke verbundenen Lagern von Lobositz und Leitmeritz hielt sich die preußische Armee noch bis Mitte Juli, während die dritte preußische Colonne, 20.000 Mann unter dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem Herzog von Bevern und dem Fürsten Moritz von Dessau sich in das stark befestigte Lager von Jungbunzlau zurückzog, jedoch als Prinz Karl von Lothringen und Daun mit der österreichischen Hauptarmee heranmarschirten, von da wieder aufbrach und über Hirschberg und Böhmisch-Leippa die lausitzische Grenze zu gewinnen suchte Auch dieses Corps wurde von den österreichischen Streifparteien, meist irregulären ungarischen und croatischen Truppen unter den Generalen Morocz, Baboczay und

Beck unablässig verfolgt und stark geschädigt und erlitt schwere Verluste.

Am 13. Juli wurde ein 6000 Mann starkes Corps unter General Maquire von der österreichischen Hauptarmee, welche in einem Lager nächst Hühnerwasser stand, entsandt, um das stark befestigte Gabel zu nehmen, das für die Verbindung des preußischen Heeres mit der Lausitz von großer Wichtigkeit war. General von Puttkammer vertheidigte zwar diese Stadt auf das tapferste, war aber in Folge der heftigen Angriffe der Kaiserlichen schon am 15. Juli genöthigt, zu capituliren; vier Fußregimenter, eine Schwadron Husaren, fielen als Kriegsgefangene mit 7 Geschützen, 250 Proviantwagen und 1100 Pferden den Siegern in die Hände.

Inzwischen hatte sich die preußische Hauptarmee in Bewegung gesetzt, um über Leipa, Kamnitz und Kreibitz die sächsische Grenze zu erreichen. Doch selbst diese sollte nicht ohne arge Verluste ihren Rückzug vollenden. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli überfiel General von Beck mit 1300 Croaten und Ungarn bei Hasel den Transport, welcher das gesammte preußische Heergeräthe enthielt, zersprengte dessen Bedeckung, obwohl er sich mitten innen zwischen den Corps des Prinzen von Bevern und der königlichen Hauptarmee befand, ließ sämmtliche Pontons-, Munitions- und Vorrathswagen umstürzen, die Räder zerhauen, mehrere Kanonen vernageln und erbeutete über 400 Pferde. Sowie der Morgen graute und einige preußische Colonnen heranzogen, verschwand General Beck nach vollbrachtem Zerstörungswerk mit seinen Streifschaaren wieder in den Wäldern, aus denen er hervorgebrochen war.

Am 21. Juli stand kein Preuße mehr auf böhmischem Boden.

Dem feindlichen Heere auf dem Fuße folgend rückten die Kaiserlichen in Schlesien und Sachsen ein. Oberst Jahnus

besetzte mit einem Corps Croaten Landshut in Schlesien und die Hauptarmee unter Prinz Karl und Daun vereinigte sich vor Zittau, und schloß diese Stadt ein; als Oberst Diericke die Uebergabe verweigerte, wurde sie dergestalt beschossen, daß sie in Feuer und Flammen aufging.

Nun blieb die kaiserliche Armee über einen Monat lang in einer sehr starken Stellung bei Zittau stehen. Friedrich II. versuchte sie durch einen taktischen Aufmarsch zu einer Feldschlacht zu bewegen, sie verblieb aber in ihren festen Positionen zu beiden Seiten der Neisse und wies die Angriffe der Preußen auf ihre Vorposten in dem Gefechte von Wittgendorf blutig ab, worauf sich die feindliche Armee nach Ostritz zurückzog. Den linken Flügel der Kaiserlichen deckte Loudon, der bei Pirna dem Herzog von Anhalt-Dessau gegenüberstand, und den rechten Oberst von Jahnus, welcher mit 8000 Mann Landshut in Schlesien besetzt hielt. Diesen beiden gelang es, in siegreichen Gefechten dem Feinde schwere Verluste beizubringen. General Kreutz rückte von Schweidnitz gegen Landshut, um diese Stadt zu nehmen und Jahnus über die Grenze zurückzudrängen. Dieser schlug aber nicht nur am 13. und 14. August alle Angriffe ab, sondern brach auch in einem günstigen Augenblicke gegen die feindlichen Schlachtlinien mit solchem Erfolge vor, daß sie in volle Verwirrung geriethen und ganz zersprengt wurden; 3000 Mann und 6 Geschütze verloren die Preußen an diesem Tage. Ebenso glücklich war am 18. August Oberst Loudon, welcher die Angriffe des Herzogs Moriz auf seine Stellung bei Schönau nächst Pirna so entschieden zurückwies, daß fast das ganze preußische Angriffscorps aufgerieben wurde. Bei dieser Gelegenheit gingen auch mehrere sächsische Regimenter, welche zu Kriegsdiensten in Friedrich's Heer waren gezwungen worden, zu den Oesterreichern über.

22.

Eroberung Schlesiens durch die Kaiserlichen — Haddik vor Berlin — Schlacht bei Breslau.

Erst Anfangs September brach die kaiserliche Armee aus dem östlichen Theile Sachsens, wo sie über sechs Wochen ruhig gestanden war, auf und schwenkte rechts ab, um sich nach Schlesien zur Besitznahme dieses Landes zu wenden. Friedrich II. hatte mit dem Oberbefehl über die Heeresabtheilung, der er die Beobachtung der kaiserlichen Hauptarmee übertrug, den Herzog von Bevern betraut, er selbst jedoch sich mit 18.000 Mann davon getrennt, um der französischen und der Reichsarmee entgegen zu rücken. Dem nach Schlesien marschirenden österreichischen Heere leistete ein preußisches Corps unter General Winterfeld bei Moys nächst Görlitz am 7. September den ersten Widerstand; General Nádasdy durchbrach ungeachtet der größten Tapferkeit, mit welcher die Preußen fochten, Winterfeld's Aufstellung, nahm eine vorspringende Anhöhe, die den Knotenpunct der feindlichen Position bildete, und rollte die Flügel der Gegner auf. General Winterfeld selbst, seines Königs Freund, erhielt in diesem Gefechte eine tödtliche Wunde, in Folge welcher er am nächsten Tage zu Görlitz starb.

Nun setzte das österreichische Heer seinen Marsch über Görlitz, Lauban und Löwenberg fort; das preußische fast immer in gleicher Höhe mit dem österreichischen zog über Bunzlau nach Liegnitz, wo es eine feste Stellung nahm. Am 25. September erschien das kaiserliche Heer vor Liegnitz, griff die feindlichen Linien an und beschoß die Stadt, so daß der Prinz von Bevern am 27. sie räumte und nordwärts abrückte, verfolgt von Husaren, Croaten und Grenadieren, welche dem

Feinde wieder reiche Beute abjagten. Prinz Karl und Daun brachen nun ebenfalls von Liegnitz auf und marschirten geradenwegs gegen Breslau, wo sie die preußische Armee unter dem Herzog von Bevern bereits aufgestellt trafen. Denn dieser Feldherr hatte nach seinem Abmarsche von Liegnitz die Oder bei Steinau überschritten, und war auf dem rechten Ufer in forcirten Märschen nach Breslau gezogen, um die Landeshauptstadt zu retten; sein Heer stellte er so auf, daß es Breslau im Rücken und das Flüßchen Lohe vor sich hatte; alle seine Positionen schützte er durch gut angelegte Verschanzungen. Das kaiserliche Heer schlug ihm gegenüber um Lissa das Lager auf.

Während sich hier die beiden Heere beobachtend gegenüberstanden, belagerte Graf Franz Nádasdy mit einem kaiserlichen Corps von 32.000 Mann Schweidnitz, das durch General von Seers mit 8000 Mann vertheidigt wurde. Die Besatzung hielt sich sehr tapfer, störte durch mehrere gelungene Ausfälle die Arbeiten der Belagerer, vermochte aber doch nicht die Entscheidung zu verhindern. In der Nacht vom 11. auf den 12. November wurden von den Kaiserlichen mehrere Vorwerke stürmend genommen, am folgenden Tage capitulirte General von Seers. Die Festung mit reichen Vorräthen, 162 Kanonen, 12 Mörsern und einer Kriegscassa von mehreren hunderttausend Gulden wurden Nádasdy übergeben; die preußische Besatzung erhielt freien Abzug mit allen Kriegsehren und fliegenden Fahnen.

Ein Zwischenspiel dieser kriegerischen Vorgänge bildete der Streifzug, welchen der kühne Reiterführer General von Haddik gegen Berlin unternahm. Der Gedanke zu dieser Unternehmung soll von dem Prinzen Karl von Lothringen stammen. Haddik entnahm zu diesem Wagstücke von seinem Corps, das zwischen

Bautzen und Görlitz stand, 3460 Mann und brach am 11. October von Elsterwerda, nördlich von Dresden, auf. Nach einem sechstägigen Gewaltmarsche über Dobrilugk, Luckau, Lübben, Buchholz und Königs-Wusterhausen stand er am 16. October Morgens vor der preußischen Hauptstadt. Ihre Besatzung bestand aus 7000 Mann, befehligt vom General von Rochow; trotz dieser Uebermacht glaubte er die Stadt nicht halten zu können, obwohl die Bürger auf das eifrigste bereit waren, bei der Vertheidigung mitzuwirken. Haddik griff ungesäumt das Köpeniker und Kottbuser Thor an, erstürmte beide und drang in die zunächst gelegenen Vorstädte ein. In die Stadt selbst aber konnten die Kaiserlichen nicht gelangen, da sie durch Wassergräben und Zugbrücken von den Vorstädten getrennt war. Haddik ließ sie daher zur Uebergabe auffordern. Rochow räumte Berlin, nachdem früher die Königin und der Hof nach Spandau in Sicherheit gebracht war. Nun kam es zwischen Haddik und dem Berliner Magistrate zu Verhandlungen und in Folge deren zu einem Vertrage, laut dessen Haddik gegen Erlegung von 185.000 Thalern versprach, der Stadt keine Gewalt anzuthun und sogleich abzuziehen. Als am 17. October Morgens 5 Uhr die bedungene Summe erlegt war, brach der kaiserliche General mit seinem Corps unverweilt auf, da er Nachricht erhalten hatte, der Fürst Moritz von Anhalt-Dessau sei im Anzuge. Er trat seinen Rückzug über Wusterhausen, Storkow und Beeskow an, wobei er die königliche Gießerei zu Schadow überfiel, die Gußöfen und Maschinen zerstörte, mehrere tausend Bomben ins Wasser werfen ließ und 23 messingene Formen nebst einer Menge Kugeln mit sich nahm. Von da marschirte er über Lieberose, Peiz, Kottbus, Spremberg und Hoyerswerda wieder in seine frühere Stellung zurück. —

Nachdem Prinz Karl von Lothringen und Feldmarschall Daun die Nachricht von Haddik's gelungenem Zuge erhalten hatten und Nádasdy's Corps nach der Eroberung von Schweidnitz sich wieder mit der Hauptarmee vereinigt hatte, begannen sie gegen die preußische Stellung vor Breslau angriffsweise vorzugehen. Sie mußten umsomehr auf eine Entscheidung in Schlesien dringen, als zu erwarten stand, daß Friedrich II., dem inzwischen die französische und die Reichsarmee zu schaffen gemacht hatten, schleunig zum Entsatze von Breslau herbeieilen werde. Der 22. November wurde von den kaiserlichen Feldherren zum Angriffe gegen die preußischen Stellungen bestimmt. Die Armee des Herzogs von Braunschweig-Bevern stand mit ihrer Hauptmacht auf dem linken Oderufer vor Breslau, hatte vor ihrer Linie die Lohe, einen versumpften Bach, und war durch Redouten, Gräben, Brustwehren, Wolfsgruben, Feldschanzen und Verhaue gut gedeckt. Um 9 Uhr Morgens begann das Feuer aus 40 österreichischen Geschützen gegen die von den Preußen besetzten Dörfer. Gegen Mittag warfen die Kaiserlichen binnen einer Stunde unter heftigem feindlichen Feuer sieben Brücken über die Lohe, überschritten das Flüßchen und griffen die feindlichen Verschanzungen an. Die erste österreichische Angriffscolonne unter Feldzeugmeister von Kheil nahm nach einem halbstündigen Kampfe das Dorf Gräbschen und die hinter demselben gelegene Redoute mit Sturm. Die zweite Colonne, geführt von Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Arberg und den Generälen Lascy, Maquire, Browne und Grafen von Wied, eroberte nach der blutigsten Gegenwehr Schmiedefeld und Höfchen. Die dritte Sturmcolonne unter Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Puebla und Marquis Clerici hatte den schwersten Kampf zu bestehen; sie sollte das von der Lohe, welche hier zwischen hohen Ufern fließt, durchschnittene und durch starke Schanzen

gedeckte Dorf Pilsnitz nehmen. Ein heißer Kampf entspann sich um diesen Punct. Dreimal wurde gestürmt, dreimal der Sturm abgeschlagen. Erst um halb 6 Uhr Abends, als es schon dunkelte, erfolgte der vierte Angriff, wobei die Brücke über die Lohe und jenseits eine Schanze nach der andern genommen wurden. Nachdem sich die Kaiserlichen schon im Dorfe festgesetzt hatten, unternahmen frisch angekommene preußische Truppen einen Angriff auf dasselbe, der aber ebenfalls, freilich mit schweren Verlusten auf beiden Seiten, abgeschlagen wurde. Die vierte Sturmcolonne der Kaiserlichen unter den Generälen Graf Nádasdy, Arenberg und Esterházy nahm die Dörfer Oltaschin, Kräutern und Kleinburg mit stürmender Hand.

Als die Nacht sich herabsenkte, waren alle Dörfer im Westen von Breslau in den Händen der Kaiserlichen und die Reste des preußischen Heeres zogen sich in die Festung zurück. Während die Schlacht auf dem linken Oderufer gewüthet hatte, war es auf dem rechten nur zu kleinen Gefechten und Scheinangriffen gekommen, um die dort stehenden preußischen Abtheilungen zu verhindern, Verstärkungen über den Fluß zu entsenden. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr groß, ein Beweis für die Tapferkeit und Ausdauer im Kampfe bei Freund und Feind. Die Kaiserlichen zählten 6000 Mann an Todten und Verwundeten; die Preußen hatten 9000 Todte, Verwundete und Gefangene, 5 Fahnen und 36 Geschütze verloren.

In der unmittelbar auf die Schlacht folgenden Nacht führte der Prinz von Bevern sein Heer durch die Stadt auf das rechte Ufer und ließ in der Festung nur eine Besatzung von einigen tausend Mann unter General von Lestwitz zurück, während die Kaiserlichen, dem Feinde auf dem Fuße folgend, dessen Lager und die Schanzen und durch ihre leichten Truppen auch schon die Vorstädte von Breslau in Besitz nahmen. Am 24. November

capitulirte General von Lestwitz und am folgenden Tage rückte das siegreiche Heer in die Stadt ein.

Der Herzog von Bevern hatte mit dem Reste seiner Armee bei Protsch Lager geschlagen, ihm gegenüber standen leichte kaiserliche Truppen unter General von Beck; als der Prinz die Stellungen derselben am Morgen des 24. November recognosciren wollte, gerieth er in einen Hinterhalt und wurde von einer Compagnie Croaten, unter Hauptmann Katinschitz, gefangen genommen.

Sowie durch den Sieg von Kolin Böhmen von den Preußen befreit wurde, so kam durch die Eroberung von Schweidnitz, durch den Sieg bei Breslau und durch die Besetzung dieser Stadt Schlesien in die Hände der Kaiserlichen.

23.

Begebenheiten auf den andern Kriegsschauplätzen — Die Russen in Ostpreußen und die Schweden in Preußisch-Pommern — Die Franzosen und das Reichsheer.

Schon im Frühling 1757 hatte sich in den Ostseeprovinzen unter dem Befehle des Feldmarschalls Grafen Apraxin eine russische Armee in der Stärke von 83.000 Mann gesammelt und war in der zweiten Hälfte des Monats Juni in Ostpreußen eingerückt, während russische Schiffe die preußische Küste beunruhigten und die Häfen blokirten. Dieser großen Streitmacht hatte Friedrich II. nicht mehr als 30.000—40.000 Mann unter dem Befehle des greisen Feldmarschalls von Lehwald entgegenzustellen. Am 4. Juli fiel das einzige Bollwerk

Preußens an der Ostgrenze, die Festung Memel, durch Capitulation in die Hände des russischen Generals Fermor. Inzwischen hatte die russische Hauptarmee den Niemen überschritten und näherte sich dem preußischen Heere, das auf dem rechten Ufer des Pregel bei Petersdorf gegenüber von Wehlau in einem stark verschanzten Lager stand. Um Lehwald zu bestimmen, diese feste Stellung freiwillig aufzugeben, ging Apraxin am 28. August über den Pregel, und in der That folgte ihm das preußische Heer. So stießen beide Armeen am 30. August bei Großjägerndorf aufeinander. Trotz seiner großen Tapferkeit und tüchtigen Führung wurde das preußische Heer von der russischen Uebermacht besiegt und zum Rückzuge nach Wehlau und in das Petersdorfer Lager gezwungen. Ganz unerwartet trat aber auch der Sieger den Rückzug an und marschirte, angeblich wegen Mangels an Lebensmitteln, mit seinem Heere an den Niemen und über denselben zurück und hielt vom preußischen Gebiete nur die Festung Memel besetzt. Raub und Brand in furchtbarer Weise bezeichneten die Wege des russischen Heeres. Der Rückmarsch scheint auf Anordnung des Großkanzlers Bestušew erfolgt zu sein, welcher einerseits durch englisches und preußisches Gold war bestochen worden und anderseits für den Fall, daß die seit dem 18. September schwer erkrankte Kaiserin Elisabeth in Kürze stürbe, Truppen in der Nähe von St. Petersburg bedurfte, um den schon damals angesponnenen Plan durchzusetzen, Katharina, mit Uebergehung ihres Gemahls Peter, die Thronfolge zuzuwenden. Allein Elisabeth genas wieder, zeigte sich über Apraxin's Rückzug auf das höchste entrüstet, entsetzte ihn vom Commando, verwies ihn nach Narwa und übertrug den Oberbefehl dem General Fermor.

In der Ostsee hätte nach den von dem britischen Ministerium gemachten Versprechungen eine englische Flotte dem König

Friedrich gegen die russischen Schiffe Beistand leisten sollen; als aber Kaiserin Elisabeth erklären ließ, daß das Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee von ihr als offene Kriegserklärung werde angesehen werden, unterblieb das Auslaufen der englischen Schiffe.

Weit später als von Rußland erfolgte von Seiten Schwedens das thätige Eingreifen in diesen Krieg.

Nachdem Schweden schon früher an Preußen den Krieg erklärt hatte, schloß es am 22. September 1757 mit Oesterreich und Frankreich einen Vertrag, wodurch es sich verpflichtete, gegen 3 bis 4 Millionen Livres französischer Subsidiengelder 20—25.000 Mann zum Kampfe zu stellen. Einige Wochen vorher, Anfangs September, war ein schwedisches Heer, 22.000 Mann stark, unter Generallieutenant von Hamilton von Stralsund in Preußisch-Pommern eingefallen und hatte die ihrer Garnisonen entblößten Städte Demmin, Anklam und Uckermünde besetzt. Aber zu weiterem energischen Vorrücken fehlte es den Schweden an leichten Truppen und Pontons; die Festung Stettin war für sie unbezwinglich, und als nach dem Rückmarsche der Russen über den Niemen Marschall Lehwald mit seinem tapfern Corps heranrückte, gelang es ihm leicht, die Schweden über die Peene und bis Stralsund zurückzudrängen.

Ohne Vergleich bedeutender war, was sich im Westen des österreichisch-preußischen Kriegsschauplatzes zutrug.

Am 1. Mai 1757, dem Jahrestage des Vertheidigungsbündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich, war ein zweiter Vertrag, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen diesen beiden Staaten enthaltend, zum Abschlusse gekommen, laut dessen sich Frankreich verpflichtete, zum Kriege gegen Preußen 105.000

Mann selbst zu stellen, 10.000 Mann von Bayern und Würtemberg gestellter Hilfstruppen in Sold zu nehmen und an Oesterreich jährlich 12 Millionen Gulden Subsidien zu zahlen, wogegen Maria Theresia versprach, 80.000 Mann Truppen ins Feld rücken zu lassen. Als Zweck dieses in so großem Maßstabe entworfenen Krieges wurde für Oesterreich die Wiedererwerbung von Schlesien, von Parma, Piacenza und Guastalla, dagegen für Frankreich die Erlangung der Fürstenthümer Chimay, Beaumont, der Städte Ostende, Nieuport, Ypern, Furnes, Mons und des Forts Knoke bezeichnet. Preußen sollte aber noch weiter geschwächt werden, indem das Herzogthum Magdeburg, das Fürstenthum Halberstadt und der Saalkreis an Sachsen, Vorpommern von der Oder bis zur Peene an Schweden, Cleve und Obergeldern aber an den Kurfürsten von der Pfalz zu fallen hätten. Don Philipp von Parma sollte für seine Oesterreich einzuräumenden Länder die österreichischen Niederlande und Luxemburg erhalten.

Noch in Folge des Vertrages von 1756 hatte im April 1757 ein französisches Heer, 100.000 Mann, unter dem Marschall d'Estrées bei Cöln und Düsseldorf über den Rhein gesetzt, von wo es langsam gegen die Weser vorrückte. Noch war es aber nicht zur Kriegserklärung zwischen Oesterreich-Frankreich einerseits und England-Hannover anderseits gekommen; daher ersuchte jetzt der Marschall d'Estrées den Herzog von Cumberland, König Georg's Sohn, welcher mit einem 54.000 Mann starken hannöverischen Heere an der Weser stand, um freien Durchzug durch die kurbraunschweigischen Lande. Als Cumberland hierauf erklärte, dies könne nicht stattfinden und die hannöverische Armee werde die Lande des Königs von Preußen und seiner Bundesgenossen vertheidigen, kam es ohne eigentliche Kriegserklärung zum Kampfe. D'Estrées ging am 10. Juli über

die Weser, griff am 26. Cumberland bei Hastenbeck an und drängte ihn aus seinen Stellungen, worauf sich dieser über die Wümme und Oste an die untere Elbe zurückzog; die starke Festung Hameln ergab sich zwei Tage nach der Schlacht. Vier Tage später erhielt der Marschall d'Estrées von seinem Könige das Abberufungsschreiben vom Oberbefehle, der dem Herzog von Richelieu übertragen wurde. Durch dänische Vermittlung kam es zwischen Cumberland und Richelieu zu Kloster Seeven am 8. September zu einem Vertrage, vermöge dessen die Feindseligkeiten eingestellt, die bei dem hannöverischen Heere befindlichen Miethstruppen in ihre Heimat entlassen wurden, die Hannoveraner Cantonnirungsquartiere bezogen und für die beiderseitigen Armeen eine Demarcationslinie festgesetzt wurde. So endete vorläufig der Krieg auf diesem Schauplatze sehr glücklich für die Franzosen, und die preußischen Länder auf dem linken Elbeufer wurden widerstandslos von ihnen besetzt.

Aber König Georg II. von England erklärte, freilich erst gegen Ende October, die Convention von Kloster Seeven für ungiltig, weil sie ohne Wissen und Theilnahme der Krone sei abgeschlossen worden, rief den Herzog von Cumberland von dem Heere in Deutschland ab und schloß auch als Kurfürst von Hannover ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen. An die Spitze des hannöverischen Heeres wurde auf König Georg's Wunsch der Herzog Ferdinand von Braunschweig gestellt. In Folge dessen begannen Ende November die Feindseligkeiten von neuem, doch blieben dieselben in diesem Jahre wegen des bereits eingetretenen Winters auf die Ueberrumpelung von Bremervörde und die Eroberung von Harburg durch die Hannoveraner und auf die Niederbrennung von Celle durch die Franzosen beschränkt. —

Die Ausführung des Reichstagsbeschlusses vom 10. und 17. Januar 1757, eine Reichsexecutionsarmee zur Rückeroberung Sachsens für August III. aufzustellen, hatte bei den bekannten zerfahrenen Zuständen des deutschen Reiches im 18. Jahrhunderte erst um die Mitte des Jahres begonnen. Ende Juni und Anfangs Juli sammelten sich die Contingente verschiedener deutscher Reichsfürsten um Würzburg und Nürnberg, die trotz ihrer bunten Zusammenwürfelung ein Reichsheer unter dem Befehle des kaiserlichen Feldmarschalls und Reichsfeldzeugmeisters Herzog Joseph Friedrich Wilhelm von Sachsen-Hildburghausen bilden sollten. Von dem Lager bei Fürth brach diese Reichsarmee auf, zog in kleinen Tagemärschen durch Thüringen und vereinigte sich Anfangs September an der Saale mit dem französischen Heere, das unter dem Befehle des Fürsten von Rohan-Soubise über Frankfurt herangerückt kam. Und da durch den Vertrag von Kloster Seeven die bisher in Niedersachsen operirende französische Armee jetzt zum größten Theile verfügbar wurde, so marschirten 45.000 Mann von derselben über Halberstadt gegen Magdeburg heran, um sich mit Soubise und der Reichsarmee zu vereinigen.

Friedrich II. erkannte rasch die Gefahren, welche ihm aus einer Vereinigung dieser drei Armeen erwachsen mußten, hielt Richelieu durch scheinbare Friedensanträge in seinem Marsche auf und schob sich mitten zwischen die beiden französischen Heere bis gegen Weimar hinein. Soubise und Hildburghausen zogen sich vor den vorrückenden Preußen allmälig bis hinter Eisenach ins Gebirge zurück. Als aber der König wieder abmarschirte, um dem von Haddik bedrohten Berlin zu Hilfe zu eilen, brachen sie aufs neue gegen Leipzig vor, um ihre Aufgabe, die Befreiung Sachsens, auszuführen. Die Gefahr für Berlin war schnell vorübergegangen und so kehrte Friedrich II. in Eil-

märschen nach Leipzig zurück, sammelte hier ein etwa 24.000 Mann starkes Heer und überschritt Anfangs November mit diesem bei Halle, Merseburg und Weißenfels die Saale. Die Reichsvölker und die Franzosen, 40.000 Mann stark, zogen sich von der Saale zurück und schlugen bei dem Städtchen Mücheln Lager. Der König recognoscirte die Stellungen seiner Feinde und zog sich bis Roßbach zurück, wo er ein Lager bezog. Diese Bewegung des Königs hielten Soubise und Hildburghausen für ein Zeichen der Furcht oder für den Anfang des Rückzuges und beschlossen, von ihrer Ueberzahl Gebrauch machend, am 5. November die Preußen anzugreifen. Da das preußische Lager an der Frontseite gut gedeckt war, so gedachten die verbündeten Generäle dasselbe durch einen südöstlichen Flankenmarsch zu umgehen, um es im Rücken anzugreifen, während der Graf von St. Germain mit 6000 Franzosen den Feind vorne beschäftigen sollte. Sobald König Friedrich diese Absicht seiner Gegner merkte, brach er sogleich mit seinem Heere aus dem Lager auf, griff selbst die noch im Marsche befindliche Armee so rasch und unerwartet an, daß sie sich gar nicht entfalten konnte, und errang, besonders durch des Generals Seydlitz kühne Reiterangriffe, in Zeit von zwei Stunden mit den geringsten Opfern einen vollständigen Sieg.

Das geschlagene französische Heer zog sich in einem fluchtartigen Rückzuge in der Richtung nach Hessen, die Reichsarmee aber nach Franken zurück.

24.

Schlacht bei Leuthen — Schlesien geht für die Kaiserlichen wieder verloren.

Nachdem sich der preußische König in dieser Weise durch den Sieg bei Roßbach seiner von Westen heranrückenden Gegner erwehrt hatte, beschloß er, sich nach Schlesien zu wenden, um dieses Hauptziel des Kampfes noch zu retten oder, wenn dies zu spät wäre, wieder zurückzuerobern. Er sammelte um den 10. November sein Heer bei Leipzig, brach von da nach Torgau auf, drängte den General Haddik, der an der Elbe stand, zurück, zog über Meißen durch die Lausitz und über Naumburg an der Queiß nach Schlesien.

Um die Kräfte der Kaiserlichen zu theilen, erließ er an den Marschall Keith den Befehl, abermals in Böhmen einzufallen. Keith rückte demnach mit seinem Armeecorps von Chemnitz über Marienberg und Sebastiansberg in Böhmen ein, wendete sich von da nach Kommotau, um die Straße nach Prag zu gewinnen, sandte ein Streifcorps gegen Brüx, Bilin und die Dresden-Prager Straße, während er selbst bei Lobositz über die Elbe ging, Leitmeritz überfiel und dort reiche Vorräthe erbeutete, die er theils mit sich nahm, theils zerstörte. Als jedoch die Generäle Loudon, Haddik und Marschall herangerückt kamen, zog sich Keith wieder in seine festen Stellungen im sächsischen Erzgebirge zurück.

Inzwischen war der König mit der Hauptarmee in Schlesien über Liegnitz gegen Breslau im Anmarsche. Bei Parchwitz stießen die Reste der bei Breslau geschlagenen Armee zu ihm. Als Prinz Karl von Lothringen Nachricht von dem Anmarsche Friedrich's erhielt, brach er mit seinem Heere aus dem Lager von Breslau auf, marschirte dem Feinde entgegen und

trachtete vor ihm Neumarkt, welches mit etwa 1000 Croaten besetzt war, zu erreichen; doch dies gelang nicht, die preußische Vorhut war früher, am 4. December, vor diesem Orte erschienen, erstürmte ihn und zersprengte die Besatzung desselben. Es wird versichert, daß diese Vorrückung gegen das ausdrückliche Abmahnen des vorsichtigen Daun geschehen sei, der die Preußen in der festen Stellung von Breslau zu erwarten rieth; Prinz Karl dagegen, ein trefflicher, liebenswürdiger und ritterlicher, doch im Felde niemals glücklicher Herr, versprach sich mehr von einem angriffsweisen Vorgehen wider den Feind.

Am Abend des 4. December stand das österreichische Heer zwischen Neumarkt und Lissa und stellte sich in Schlachtordnung in drei Treffen auf, um so den feindlichen Angriff für den nächsten Tag zu erwarten. Der Hauptfehler dieser Aufstellung lag in der ungemeinen Ausdehnung der Schlachtlinie der Kaiserlichen, der es an aller Tiefe gebrach, indem sich dieselbe von ihrem linken Flügel bei Sagschütz und Gohlau über Leuthen und Frobelwitz bis zu dem rechten bei Nippern in einer Länge von mehr als einer deutschen Meile hin erstreckte. Als König Friedrich von dem Hügel bei Heidau die Stellungen der Kaiserlichen recognoscirte, erkannte er sogleich die Schwächen derselben und verstand sie zu benützen. Er beschloß, den rechten Flügel seiner Gegner nur durch Scheinangriffe zu beschäftigen und sich mit ganzer Kraft auf den linken Flügel zu werfen, in der Art, daß er diesen durch einen Vormarsch in schiefer oder schräger Schlachtordnung mit halbrechts in Echelons (stufenweise in Abständen aufeinander folgenden Abtheilungen) angriff. Dadurch konnte es ihm gelingen, die linke Flanke des österreichischen Heeres zurückzudrängen und zu überflügeln, sie gegen das Centrum hin aufzurollen, so auch dieses und den rechten Flügel zu erschüttern und von der Rückzugslinie nach Schweidnitz abzudrängen.

Es war beiläufig 1 Uhr Nachmittag, als der österreichische linke Flügel, der unter Nádasdy's Befehl stand, von den Preußen bei Sagschütz angegriffen wurde. Der dort liegende Kieferberg, ein für die Stellung des ganzen kaiserlichen Heeres sehr wichtiger Punct, war von den würtembergischen Hilfstruppen besetzt; diese mußten nach dem tapfersten Widerstande den anstürmenden Preußen weichen und den, einen Theil des Schlachtfeldes beherrschenden Kieferberg dem Feinde überlassen; dadurch wurden Nádasdy's Reiter vom feindlichen Feuer in die Flanke genommen und mußten sich zurückziehen. Ebenso schnell und glücklich gelang den Preußen die Eroberung einer weiter rückwärts gelegenen Batterie, um welche sich die geworfenen würtembergischen Bataillone, vermehrt durch die ihnen zunächst aufgestellten bayerischen Hilfstruppen, gedrängt hatten. So wurde die österreichische Schlachtlinie durchbrochen, es entstand eine große Lücke in derselben und ihre äußerste linke Flanke, welche, um eine Ueberflügelung zu verhindern, zur Hauptlinie im rechten Winkel gebrochen aufgestellt worden war, stand nun abgeschnitten da, konnte sich des von allen Seiten erfolgenden Andrangs nicht erwehren und mußte ihre Stellung nach großen Verlusten räumen. Der Versuch, frische Regimenter in jene Lücken einrücken zu lassen, gelang nicht, weil sie bei ihrem Vorrücken in das Kreuzfeuer der feindlichen Batterien kamen. An eine Wiederherstellung der Schlachtlinie des linken Flügels war nicht mehr zu denken, es blieb sonach kein Mittel übrig, als die ganze Schlachtstellung eine rückgängige Bewegung machen zu lassen. Dies geschah und der geworfene Flügel setzte sich weiter rückwärts bei dem Dorfe Leuthen fest, um welches sich nun ein furchtbarer Kampf erhob. Die Vertheidigung dieses Dorfes war dem 1700 Mann zählenden Regimente „Roth-Würzburg“ anvertraut. Drei Angriffe der Feinde wurden zurückgeworfen und

erst als sie abermals mit Uebermacht heranrückten, erlag die heldenmüthige Schar; von dem ganzen Regimente Roth-Würzburg blieben nur vier Officiere und 33 Soldaten unverwundet und diesen gelang es noch, von den vier Fahnen des Regiments eine zu retten.

Das österreichische Heer war nun zwar im Weichen, aber bei jeder Bodenwelle, auf jedem Hügelrücken machte es Halt, um dem Vordringen der Feinde Widerstand zu leisten; erst zwischen 4 und 5 Uhr Abends bei bereits beginnender Dunkelheit des sehr trüben Decembertages war der Kampf zu Friedrich's Gunsten entschieden. Das Feuer erstarb allmälig, nur einzelne Schüsse rollten noch über das weite Todtenfeld. Die österreichische Armee zog sich über die Weistritz und Lohe in ihr früheres Lager zurück. Der Verlust der Kaiserlichen war ein außerordentlicher; er wurde auf 12.000 Gefangene und 6000 Todte und Verwundete geschätzt, während die Preußen nur 3000 Mann als Todte und Verwundete angaben; ferner fielen zahlreiche Kanonen, Fahnen und Wägen in die Hand der Feinde. Mit welcher Tapferkeit die Oesterreicher gekämpft hatten, zeigten die Verlustlisten. Drei Generäle waren gefallen, vier andere schwer verwundet worden. Vom Regiment Leopold Daun blieb nur ein schwaches Bataillon übrig; von dem Regimente Baden-Durlach verließen nur ein Officier und acht Soldaten das Schlachtfeld unverwundet; nicht minder waren Wallis und das schon erwähnte Roth-Würzburg getroffen worden, welches längere Zeit mit dem Regimente Kolowrat nur ein combinirtes Bataillon bilden konnte.

Am Morgen des 6. December stellte sich die kaiserliche Armee in Schlachtordnung auf und erwartete einen feindlichen Angriff; als aber dieser nicht erfolgte, bildete sie zwei große Marschcolonnen und nahm die Richtung nach Schweidnitz, von

wo sie sich nach Böhmen, Oberschlesien und Mähren wandte, um dort die Winterquartiere zu beziehen.

Nach dem Abzug des kaiserlichen Heeres rückte Friedrich II. über die Weistritz und Lohe gegen Breslau vor und begann sogleich die Beschießung und Berennung der Stadt; sie hielt sich, von der tapferen Besatzung unter Feldzeugmeister Salomon Sprecher von Bernegg muthvoll vertheidigt, bis zum 21. December, an welchem Tage erst, nachdem zwei Pulverthürme in der Stadt in die Luft gegangen waren und dadurch eine große Bresche im Walle entstanden war, der kaiserliche Commandant capitulirte.

Nun hatten die Kaiserlichen in Schlesien noch Schweidnitz und Liegnitz besetzt. An die Belagerung von Schweidnitz konnte Friedrich mitten im Winter nicht denken; aber Liegnitz, das keine eigentliche Festung war, sondern nur eine verschanzte Stadt, hoffte er bald zu gewinnen. Er ließ daher dem Commandanten dieser Stadt, Oberst Bilau, freien Abzug gegen das Versprechen anbieten, sammt der Garnison nicht mehr gegen ihn zu dienen; Bilau erwiderte, er wolle zu Liegnitz wie anderswo seiner Kaiserin seine Dienste weihen. Friedrich drohte zu stürmen und die Garnison über die Klinge springen zu lassen. Bilau antwortete: Wolle der König seine eigene Stadt stürmen und verbrennen, so stehe ihm das frei, er aber, um sich besser vertheidigen zu können, werde damit beginnen, die Vorstädte niederzubrennen. Als Bilau hierauf wirklich einen Ausfall machte und seine Truppen mit Brandfackeln den Vorstädten sich näherten, sandte der König augenblicklich einen Parlamentär und ließ für die waffentragende Besatzung freien Abzug anbieten, alle Verwundeten und Kranken aber hätten sammt der Artillerie zurückzubleiben. Bilau gab zur Antwort, er gedenke entweder zu Grunde zu gehen oder alles mit sich fortzuführen, was Eigenthum der Kaiserin sei. Friedrich, Bilau's Heldenmuth und Pflicht-

treue erkennend, gewährte ihm den Abzug, wie er gefordert wurde, und so zog der tapfere Oberst am 29. December mit 4000 Mann, allem Heergeräthe und den Kanonen von Liegnitz zur kaiserlichen Armee. Die Kaiserin lohnte Bilau's echten Kriegersinn und muthvolles Ausharren mit dem Maria-Theresien-Orden.

Damit endete das furchtbar blutige Kriegsjahr 1757. So glänzend es für Friedrich II. vor Prag begonnen hatte, so schreckbar rasch war wider ihn der Umschlag eingetreten; Kolin, Moys, Breslau, Hastenbeck, Großjägerndorf fielen nacheinander als furchtbare Schläge auf sein Haupt und erst den Tagen von Roßbach und Leuthen hatte er wieder seine und seines Staates Rettung zu danken.

1758.

25.

Verhandlungen und Zustände.

Die günstige Wendung, welche Ende 1757 das Verhältniß Preußens zu England genommen, wurde durch den am 4. April 1758 zwischen diesen beiden Staaten abgeschlossenen Vertrag von neuem bekräftigt. Es war ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, in welchem Friedrich II. und Georg II. erklärten, zu ihrer gegenseitigen Vertheidigung und zum Schutze ihrer Verbündeten den Krieg fortzusetzen und nicht einseitig mit einer der kriegführenden Mächte irgend einen Vertrag schließen zu wollen; ferner versprach der König von England, den König von Preußen mit einer Million Thaler zu unterstützen und sich an

das Parlament zu wenden, damit es in Deutschland ein Heer von 50.000 Mann auf britische Kosten unterhalte, wogegen auch Georg II. als Kurfürst von Hannover sein Heer um 5000 Mann vermehren wolle; endlich sollten die französischen Küsten, um die Franzosen von Preußen abzulenken, soviel als möglich beunruhigt und Emden durch englische Truppen besetzt werden. Eine Flotte in die Ostsee zu schicken, lehnte England ab, um nicht völlig mit Rußland und Schweden zu brechen. Dieser Vertrag wurde in den folgenden Jahren dreimal, zuletzt am 12. December 1760, ohne Veränderung erneuert.

Diesen neuerlich verbündeten Mächten standen nun ebenso wie früher in erster Linie Oesterreich, Frankreich und Rußland gegenüber. In Oesterreich waren Kaiserin, Volk und Heer einmüthig für die Fortsetzung des Kampfes; an den Höfen von Versailles und St. Petersburg gab es zwar nicht machtlose Parteien, welche aus lauteren und unlauteren Gründen für einen Frieden mit Preußen wirkten; aber Ludwig XV. und Elisabeth waren persönlich für die Aufrechthaltung des Bündnisses mit Oesterreich und für den Krieg mit Preußen gestimmt und so wurden bald alle Hoffnungen zu nichte, welche Friedrich für die Herstellung des Friedens hegte, zu dessen Realisirung er bereits geheime Unterhandlungen mit mehreren französischen Staatsmännern, so mit dem Minister des Aeußern, Cardinal Bernis, angeknüpft hatte. Schweden nahm zwar auch fortdauernd, jedoch nur im geringsten Grade, Theil am Kriege. Auf Deutschland endlich, mit Ausnahme der beiden Hauptmächte, welche sich im Kampfe gegenüberstanden, wirkte der Krieg im schwersten Maße, allein mehr passiv, als daß die deutschen Fürsten thätig an demselben theilgenommen oder gar in das politische Getriebe irgendwie entscheidend eingegriffen hätten.

Um so eifriger und lebhafter wurde am Regensburger Reichstage verhandelt, zahllose langathmige Noten und Denkschriften wurden überreicht und gewechselt, ohne irgend einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Namentlich beklagte sich der Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin bitter wegen des von Preußen an seinem Lande verübten Landfriedensbruches. Friedrich II. hatte nemlich im December 1757 unter dem Vorwande, der Herzog habe die Schweden unterstützt, Mecklenburg zu dem Zwecke mit preußischen Truppen besetzt, um die in Pommern cantonnirende Armee des Marschall Lehwald auf die wohlfeilste Weise mit allen Bedürfnissen zu versorgen, und den Herzog zur Flucht nach Lübeck genöthigt. Zugleich wurde das überfallene Land zur Zahlung einer Kriegsbeisteuer von 2½ Millionen Thalern, zu schweren Leistungen an Fuhren, Lieferungen von Getreide und anderen Feldfrüchten, welche sich während der Kriegsdauer bis auf 17 Millionen Thaler beliefen, und zur Stellung von 3000 Recruten für die preußische Armee gezwungen. Der Herzog von Mecklenburg erwirkte wohl kaiserliche Hofdecrete und oberstrichterliche Entschließungen gegen Preußen, welche ihm aber nicht zu seinem Lande zu verhelfen vermochten.

Am furchtbarsten lastete der Druck des preußischen Joches auf dem unglücklichen Sachsen. Ueber 30.000 Mann wurden aus diesem Lande ausgehoben und ins preußische Heer gesteckt. Die schwersten Contributionen wurden von den einzelnen Städten erhoben; bis November 1757 hatten Leipzig 1,069.983, Dresden 120.000, Chemnitz 12.000, Bautzen 8000, Görlitz 100.000, das Stift Merseburg 70.000, das Stift Naumburg 60.000 und die sächsische Ritterschaft 500.000 Thaler erlegen müssen; im November wurde ungeachtet der erhaltenen Zusicherung der Schonung Leipzig zur Zahlung von weiteren 600.000

und im April 1758 von 800.000 Thalern verhalten, und als der Stadtrath diese letztere Summe nicht mehr aufbringen konnte, wurde er in seinem eigenen Rathhause in enge Haft gesetzt. Die in der Stadt befindlichen italienischen Krämer mußten als Douceurgelder für das erste Leibgardebataillon 14.000 Thaler abliefern. Dresden, welches seit Beginn des Krieges an Geld- und Kriegsbedürfnissen im Werthe von mehr als zwei Millionen Thalern geleistet hatte, mußte neuerdings 500.000 Thaler erlegen. Außerdem schrieb das preußische General-Feldkriegscommissariat für das ganze Land eine jährliche Steuer von vier Millionen Thalern aus. Das Porzellan der Meißner Fabrik nahm der König von dort hinweg, ließ es in Hamburg verkaufen und behielt die dafür eingegangenen Summen. Man schätzt die von Friedrich II. während des Krieges aus Sachsen erhobenen Contributionen und Lieferungen, die Kriegsschäden durch Plünderung und Brand ungerechnet, auf 50 Millionen Thaler. Aber auch Mißhandlungen anderer Art, welche dem Könige keinen Nutzen einbrachten, wie seine Brandschatzungen, hatte Sachsen zu erdulden. Sächsische Beamte, welche ihrem Eide treu blieben, wurden wie Verbrecher behandelt und in Ketten zu Fuße neben den Truppen fortgeschleppt. Dem Commandanten von Dresden, General Fink, befahl Friedrich, Pulver in die Keller des königlichen Schlosses zu bringen, um es in die Luft zu sprengen, und in die katholische Kirche Schießscharten zu brechen; Fink hatte aber den Muth, die Ausführung dieses Befehles, als seiner Ehre zuwiderlaufend, zu verweigern. Da Friedrich den Minister Brühl für seinen heftigsten Feind hielt, so ließ er die Güter desselben plündern und verwüsten; das Schloß Nischwitz wurde auf des Königs Befehl durch seine Soldaten vollständig zerstört, die Mauern wurden niedergerissen, die Fußböden aufgebrochen, die Bildsäulen zerschlagen und die

Fruchtbäume umgehauen. Der prachtvolle Palast des Grafen in Dresden wurde in ein Hospital für 2000 Kranke und Verwundete verwandelt und völlig zu Grunde gerichtet. Einen prächtigen Pavillon im Garten mußte der Magistrat auf Kosten der Stadt abbrechen lassen. Die Brühl'sche Herrschaft Pförten wurde durch 200 Husaren geplündert und das Schloß niedergebrannt. Die Einwohner wurden mit Gewalt vom Löschen abgehalten. Endlich zwang man alle Bewohner des Kurstaates, dem Könige von Preußen den Eid der Treue zu schwören, ein Ansinnen, das einen offenen Bruch des Völkerrechtes in sich schloß.

Auch das mit Preußen verbündete Anhalt hatte unter ähnlichen Bedrückungen zu leiden. Es wurde zu schweren Lieferungen an Korn und Mehl und zur Stellung von Recruten verhalten; im Jahre 1757 betrugen die Lieferungen an Lebensmitteln für Preußen aus dem kleinen Fürstenthum Anhalt-Dessau allein über 100.000 und während des ganzen Krieges über eine Million Thaler; im Jahre 1759 mußten die vier anhaltischen Fürstenthümer 360.000 Thaler, 2200 Recruten und 1800 Pferde liefern. Das Bisthum Hildesheim mußte bei seiner Besetzung durch die preußischen Truppen schwere Kriegssteuern zahlen und 80.000 Thaler zur Ausrüstung eines neuerrichteten Husarenregimentes beitragen aus dem Bambergischen wurden 90.000 Thaler eingetrieben u. s. w.

Noch viel schädlicher als diese im Großen verübten Erpressungen wirkte die auf Friedrich's Befehl in ärgster Weise betriebene Münzverschlechterung auf das Gemeindewohl ein. Im Jahre 1757 ließ er in den sächsischen Münzstätten, zum Theil mit sächsischem Wappen, Münzen von noch leidlichem Gehalte prägen; im folgenden Jahre wurden in Dresden unter preußischem Stempel aus je einer Mark zwanzig Thaler in

Mariengroschen geschlagen; im Jahre 1759 wurden in Leipzig von den Juden Ephraim und Hitzig unter sächsischem Stempel mit der verfälschten Jahreszahl 1753 Geldstücke geprägt, welche nach und nach bis zum Jahre 1762 so geringhältig wurden, daß nur 33½, später sogar 45 Thaler derselben eine Mark Silber enthielten. In den letzten Kriegsjahren war ein Augustd'or nur 1 Thaler 13 bis 14 Groschen Silber werth, während alte Friedrichs- und Augustd'ors 20 Thaler in schlechter Münze galten. Das alte gute Geld und silberne Hausgeräthe wurde überall von Juden zu scheinbar hohen Preisen, aber immer unter dem wirklichen Werthe mit leichtem Gelde aufgekauft und in solches umgeprägt. König Friedrich erkannte den Nothstand sehr wohl, der aus einer solchen Münzverschlechterung für Land und Volk folgen mußte; daher trachtete er auf alle Weise, das schlechte Geld von seinem Lande abzuhalten und es soviel als möglich in anderen Ländern in Umlauf zu bringen. Die natürliche Folge dieser Prägung leichten Geldes war eine vollständige plötzliche Verrückung des Geldwerthes und das Steigen der Preise aller Gegenstände, worunter die Besitzer des schlechten Geldes weniger während des Krieges als nach demselben durch die Herabsetzung der zu leicht geprägten Münzen im Werthe litten. Kaufleute, Wechsler, Lieferanten und Pächter von Grundstücken gewannen, Bürger und Bauern erlitten mitunter enorme Verluste.

Am härtesten aber verfuhr König Friedrich mit den Katholiken Schlesiens. Er erließ (am 25. März 1757) eine Verordnung, welche monatlich in jeder Kirche vorgelesen werden mußte, deren Inhalt dahin ging, daß „jeder, der einen Soldaten zum Ausreißen verleite oder ihm dazu behilflich sei, oder Ausreißer nicht anhalten und an die nächste Garnison abliefern würde, ohne Unterschied der Person, ob weltlich oder geistlich,

Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib oder andere Verwandte, ohne weitläufigen Proceß, ohne Gnade und ohne Zulassung eines Geistlichen aufgehenkt und, selbst wenn es erst nach dem Kriege bekannt würde, die Strafe dennoch vollzogen werden solle." Der Bischof von Breslau mußte einen Hirtenbrief erlassen, in welchem er den Geistlichen befahl, jeden beichtenden Soldaten auch ohne besondere Veranlassung vor der Absolution zur Haltung seines dem Könige geschworenen Eides zu ermahnen. Wenn sich durch die Aussage eines Soldaten herausstellte, daß ein Priester gegen diesen Hirtenbrief gehandelt, so sei der Tod durch Henkershand seine Strafe. Dieses grausame Gesetz wurde in der That und sogar an einem Unschuldigen vollzogen. Ein desertirter und wieder ergriffener Soldat sagte nemlich aus, der Priester Andreas Faulhaber zu Glatz habe ihm in der Beichte auf seine Frage, „ob es eine Sünde sei, die nicht vergeben werden könne, wenn er als Katholik entweiche, da der König doch evangelisch sei", geantwortet, „es sei eine große Sünde, aber doch nicht so groß, daß sie nicht könnte vergeben werden." Faulhaber wurde verhaftet, weigerte sich aber, den Vorschriften der Kirche gemäß, über einen Beichtgegenstand Rede und Antwort zu stehen. Als König Friedrich diesen Vorgang erfuhr, befahl er an Faulhaber das Todesurtheil zu vollziehen, welcher Befehl an dem Unglücklichen, ohne daß ihm ein Beichtvater gestattet wurde, am 25. März 1758 ausgeführt wurde.

Daß ein solches die heiligsten Gefühle verletzendes Verfahren auf die Katholiken einen tiefen, dem Könige nachtheiligen Einfluß übte, ist begreiflich. Aber nicht blos in solchen vereinzelten Fällen, sondern auch im allgemeinen hatten die Katholiken Schlesiens die Härte Friedrich's zu fühlen. So verbot er, Katholiken Stellen zu verleihen, welche über 300 Thaler eintrügen. Die Evangelischen Schlesiens entband er von der Leistung der Stola-

gebühren, der Abgaben an Zehenten, Garben und Broten, welche sie noch immer an die katholischen Pfarrer ihrer Wohnorte zu entrichten hatten; die Katholiken aber mußten noch fortdauernd (bis 1775) diese Parochialabgaben an die evangelischen Pfarrer leisten. Seit dem Jahre 1758 mußte die katholische Stifts- und Klostergeistlichkeit Schlesiens alljährlich den zehnten Theil ihrer Einkünfte an die preußische Kriegscasse abliefern, unter dem Vorwande, der Papst habe dem Wiener Hofe zur Fortsetzung des Krieges den zehnten Theil der Einkünfte des gesammten Clerus in den Reichslanden überlassen.

Dies war die traurige Lage der von dem blutigen Kampfe unter Brudervölkern am meisten heimgesuchten deutschen Länder bei Beginn des dritten Kriegsjahres. Kann es Wunder nehmen, wenn durch so ärgerliche Vorfälle und Zustände der Sinn Mancher verwirrt und namentlich in katholischen Ländern eine Erbitterung wider den Preußenkönig hervorgerufen wurde, die häufig keine Grenzen kannte und selbst zu den verwerflichsten Anschlägen Zuflucht nahm? Es wird berichtet, daß um diese Zeit König Friedrich's Leben fast gleichzeitig zweimal durch Meuchelmörder bedroht wurde. Ein Fanatiker machte dem Fürstbischofe Adam von Würzburg brieflich den Antrag, gegen eine Geldsumme den König durch Mord aus dem Leben räumen zu wollen; der Bischof setzte Kaunitz davon in Kenntniß und würdigte den Verbrecher keiner Antwort. Und ebenso entwarfen im Winter 1758 zwei Neapolitaner und ein Mailänder einen Anschlag auf Friedrich's Leben; doch die österreichische Polizei kam dahinter und Kaunitz selbst benachrichtigte den König hievon, damit er Vorsichtsmaßregeln treffen konnte.

26.

Belagerung von Olmütz — Daun in Sachsen — Begebenheiten auf den andern Kriegsschauplätzen.

Anfangs Februar 1758 legte Prinz Karl von Lothringen das Obercommando der Armee nieder, indem er dem Kaiser und der Kaiserin erklärte, die Unfälle, welche das Heer unter seiner Führung erlitten, hätten in ihm die Besorgniß hervorgerufen, daß sein eigenes widriges Schicksal hierbei im Spiele sei und in der Folge vielleicht neue Nachtheile herbeiführen könne. Dies veranlaßte ihn zu dem Vorschlage, einen vom Glück mehr begünstigten General zum Oberbefehlshaber zu ernennen. Die Kaiserin nahm die Entsagung an und übertrug das Obercommando an Daun, welchem am 7. März gleichzeitig mit dem Prinzen Karl das Großkreuz des Theresienordens war verliehen worden.

Der Feldzug dieses Kriegsjahres begann schon Anfang Jänner mit einem Gefechte zwischen einer 4000 Mann starken preußischen Heeresabtheilung und dem österreichischen General de Ville, der bei Grätz in Oesterreichisch-Schlesien den feindlichen Angriff vollständig zurückschlug. Die Fortsetzung dieser Feindseligkeiten wurde hierauf durch heftige Schneefälle für längere Zeit unterbrochen. Bald darauf mußte General Thürheim, der mit 3—4000 Mann Schweidnitz besetzt hielt, nach drei bestandenen Stürmen (am 17. April) capituliren, und so ging diese wichtige Festung wieder in die Hände der Preußen über. Und jetzt, nachdem Friedrich keinen feindlichen Punct mehr in seinem Rücken wußte, brach er mit 40.000 Mann aus Schlesien auf und fiel in Mähren ein. Sein Marsch ging von Neisse über Troppau gegen Olmütz. Während der König sich zur Be-

lagerung dieser Festung anschickte, bezog Daun bei Leitomischl eine beobachtende Stellung. Olmütz wurde durch 9000 Mann unter dem Befehle des Feldzeugmeisters von Marschall, eines ausgezeichneten Officiers, vertheidigt, welcher alle Angriffe der Preußen mit glänzendem Erfolge zurückwarf und dem es bei einem Ausfalle (am 5. Juni) gelang, neun preußische Geschütze zu vernageln.

Nachdem Daun sein Heer auf 70.000 Mann gebracht hatte, brach er von Leitomischl auf und zog über Gewitsch zum Entsatze von Olmütz heran. Er rückte höchst vorsichtig in gedeckten Märschen an, so daß er dem Feinde keine Gelegenheit zum Angriffe bot und jeden offenen Kampf vermied. So umging er über Prerau in einem östlichen Flankenmarsche die preußische Armee und stand am 1. Juli auf dem Heiligenberge hinter Olmütz, warf das an dieser Seite die Festung cernirende preußische Belagerungscorps auseinander und stellte die Verbindung zwischen der Stadt und seinem Heere her. Damit waren für Friedrich alle Mühen und Kosten der Belagerung verloren. Gleichzeitig traf den König noch ein anderer schwerer Schlag. Zur Verproviantirung des vor Olmütz stehenden preußischen Heeres zogen 4000 Wagen mit Lebensmitteln, Munition und Geld sammt einer Herde von 2500 Stück Hornvieh unter einer Bedeckung von 10.000 Mann über Troppau heran. Die Führer der leichten österreichischen Truppen, die Generäle Loudon, Ziskowitz und Jahnus erhielten davon Nachricht, brachen sogleich auf und griffen diesen Zug am 30. Juni bei Domstadtl in Mähren an, überwältigten nach der tapfersten Gegenwehr die Bedeckung, erbeuteten bei 2000 Wägen, 13 Kanonen, 3000 Pferde und nahmen 42 Officiere mit mehreren tausend Mann gefangen.

Der dadurch eintretende Mangel an Proviant und Munition und Daun's Zug bis unter die Mauern von Olmütz

nöthigten den preußischen König, die Belagerung dieser Festung aufzugeben und den Rückzug aus Mähren anzutreten. Olmütz war gerettet. Maria Theresia ernannte den tapferen Vertheidiger dieser Stadt, Feldzeugmeister von Marschall, zum Feldmarschall und Gouverneur von Luxemburg.

Friedrich's II. Rückzug aus Mähren ging über Zwittau nach Böhmen, dann über Leitomischl, Hohenmauth, Pardubitz, Königgrätz, Nachod und Friedland nach der Lausitz und nach Schlesien, nachdrücklichst verfolgt von den leichten kaiserlichen Truppen unter ihren bekannten Führern. Daun folgte mit dem Hauptheere langsam nach und schützte das linke Elbeufer vor feindlichen Streifzügen und Verheerungen. Am 10. August war Böhmen wieder vom Feinde geräumt. Daun hatte aber schon einige Tage vorher die Verfolgung aufgegeben; denn er hatte von Wien den Befehl erhalten, nicht in Schlesien, sondern in die Lausitz einzumarschiren, um die kaiserliche Armee in nähere Verbindung mit den russischen und schwedischen Heeren zu bringen und so, wenn möglich, eine gemeinsame Unternehmung gegen den Mittelpunct der Stellungen Friedrich's auszuführen.

Diesem Befehle gemäß war die kaiserliche Armee über Reichenberg nach Zittau marschirt und schlug dort an derselben Stelle Lager, wo sie gerade vor einem Jahre nach der Koliner Schlacht gestanden. Eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres unter den Generälen de Ville und Harsch war sogleich nach dem Entsatze von Olmütz nach Schlesien aufgebrochen, um dort Fouqué's Stellungen zu bedrohen, während die leichten Truppen der österreichischen Hauptarmee aus dem Lager von Zittau großartige Streifzüge tief hinein in die feindlichen Lande unternahmen. General Palasty rückte bis an die Thore von Frankfurt an der Oder, Loudon aber besetzte Muskau, Forste, Kottbus und eroberte Peiz in der Mark Brandenburg.

Während sich in der erzählten Weise die Oesterreicher und Preußen in Mähren, Schlesien und Sachsen gegenüberstanden, hatten die Verbündeten der Kaiserin Maria Theresia, Rußland und Frankreich, ihre Armeen von Osten und Westen gegen Preußen vorrücken lassen.

Das russische Heer unter General Fermor hatte bereits im Januar Ostpreußen besetzt, war aber dann in äußerster Langsamkeit von Königsberg über Posen gegen Küstrin vormarschirt, so daß es erst Mitte August vor dieser Festung erschien; als Fermor sich zur Belagerung derselben anschicken wollte, kam König Friedrich mit 32.000 Mann von Schlesien und Sachsen herangerückt, ging unterhalb Küstrin über die Oder und griff am 25. August das russische Heer bei Zorndorf an. Es war eine furchtbar blutige Schlacht, Russen und Preußen kämpften mit gleichem Heldenmuthe und gleicher Ausdauer; Friedrich's kühner Reiterführer, General Seydlitz, errang durch seine Cavallerieangriffe seinem Könige wenigstens insoweit den Sieg, daß die Preußen das Schlachtfeld behaupteten und Fermor sich, aber erst am 1. September, nach Landsberg, später aber sogar über die Weichsel zurückzog. Friedrich ließ die Russen nur mehr durch ein etwa 17.000 Mann starkes Corps unter dem Grafen Dohna beobachten und kehrte nach Sachsen zurück, wo inzwischen Prinz Heinrich von Daun arg bedrängt wurde. Ebenso wie dieser Feldzug mißlang den Russen die Belagerung von Kolberg, dessen kleine Besatzung, unterstützt von den braven Bürgern, alle Angriffe abschlug.

Die Schweden drangen zwar von Pommern in die Uckermark ein und besetzten dort mehrere Städte, wagten aber nicht, sich des von Truppen fast ganz entblößten Berlins zu bemächtigen, was ihnen ohne große Mühe hätte gelingen können. Als ihnen im Spätherbste dieses Jahres das preußische Corps unter

Dohna entgegenrückte, zogen sie sich wieder nach Schwedisch-Pommern zurück.

Die Reichsarmee operirte unter dem Befehle des Pfalzgrafen Friedrich, Herzogs von Zweibrücken, von Franken und Böhmen aus gegen Sachsen ohne irgendwelche Erfolge, bis sie sich später mit der kaiserlichen Hauptarmee des Feldmarschalls Daun verband.

In Nordwestdeutschland stand Herzog Ferdinand von Braunschweig mit dem hannöverischen Heere den Franzosen gegenüber, welche von dem Grafen Clermont befehligt wurden. Es gelang dem Herzog leicht, das arg verwahrloste französische Heer über den Rhein zurückzudrängen, selbst über den Fluß zu setzen und Clermont am 23. Juni bei Krefeld zu schlagen. Erst nachdem das französische Heer bedeutend verstärkt worden war und an Contades einen tüchtigeren Feldherrn erhalten hatte, drang es wieder, unterstützt von dem durch Hessen heranziehenden Soubise, gegen den Rhein vor, jedoch so langsam, daß Ferdinand von Braunschweig sich ohne jeglichen Verlust zurückziehen konnte. Und auf dem rechten Ufer angelangt, wagten die Franzosen nicht, das hannöverische Heer anzugreifen, sondern verharrten dort lange Zeit unthätig demselben gegenüber.

27.

Schlacht bei Hochkirch — Daun vor Dresden — Schluß des Feldzuges von 1758.

Ohne Vergleich von größerer Bedeutung waren die Ereignisse, die in der zweiten Hälfte 1758 auf dem sächsischen und schlesischen Kriegsschauplatze vorfielen.

Im Lager bei Görlitz, wohin Daun das kaiserliche Heer aus seiner Stellung bei Zittau geführt hatte, empfing er die neuen Instructionen für den weitern Verlauf des Feldzuges; sie enthielten die Weisung, sich gegen Sachsen zu wenden und dieses Land von den Feinden zu befreien. Er brach am 26. August mit seinem Heere auf, zog über Bautzen, Mariastern und Radeberg nach Stolpen und setzte sich mit der Reichsarmee in Verbindung, die von Westen her unter dem Pfalzgrafen Friedrich, Herzog von Zweibrücken, gegen Dresden anrückte, um diese Stadt in einer gemeinsamen Operation anzugreifen. Aber schon war auch, am 10. September, König Friedrich, der erst wenige Tage vorher bei Zorndorf mit den Russen gekämpft hatte, im Anmarsche und drängte die österreichischen Vortruppen, welche unter Loudon die Straße von Dresden über Bischofswerda nach Bautzen besetzt hielten, bis Stolpen zurück. Hier aber hatte Daun in seiner gewohnten umsichtigen Weise eine so feste Stellung genommen, daß Friedrich sich nicht getraute, „an ihr die Nase zu zerstoßen", sondern zwischen Bischofswerda und Bautzen lagerte. Jetzt erachtete es Daun an der Zeit angreifsweise vorzugehen, brach am 5. October aus seinem Lager auf und marschirte in der Richtung gegen Schlesien ab. Der König folgte ihm auf dem Fuße. Bei Putzkau ließen sich die Preußen in ein Gefecht mit der Nachhut des kaiserlichen Heeres ein; doch diese schlug unter Loudon nicht nur den Angriff ab, sondern fügte dem Gegner großen Schaden zu, indem sie 500 Mann gefangen nahm und drei Geschütze eroberte.

Daun setzte seinen Marsch über Kunewalde und Löbau fort, wendete sich aber von dem letzteren Orte nordwärts, verkehrte seine Fronte und stellte sein Heer in drei Treffen mit dem Angesichte gegen die von Bautzen her zu erwartende preußische Armee zwischen Hochkirch, das vor seiner Front lag, und

Kittlitz, wo er sein Hauptquartier nahm, auf. Den rechten Flügel lehnte er an das Löbauer Wasser und an die Ortschaft Weißenberg; der linke unter Loudon's Befehl war durch den langen bewaldeten Rücken der Hochkircher Berge gedeckt. So erwartete die kaiserliche Armee ihren Gegner, um sich entweder in dieser günstigen Stellung von ihm angreifen zu lassen oder um selbst im geeigneten Augenblicke thätig vorzugehen. Zwei Tage verstrichen, ohne daß sich vom Feinde etwas sehen ließ; endlich am dritten Tage, den 10. October, gewahrte man vom kaiserlichen Lager aus das preußische Heer im Anmarsch.

Friedrich II. hatte sich bei dem Abmarsche Daun's gegen Schlesien der Täuschung hingegeben, dieser habe den völligen Rückzug nach Böhmen angetreten, und erst jetzt am Vormittage des 10. October, als die dichten Herbstnebel fielen, gewahrte er, daß er die ganze österreichische Armee vor sich habe; denn seine Vorhut befand sich bereits in der Nähe von Hochkirch, theilweise schon im Bereiche der schweren österreichischen Geschütze. Dennoch beschloß er, Daun gegenüber Lager zu schlagen. Er stellte seinen rechten Flügel auf die Höhen zwischen Hochkirch und Rodewitz, wo er selbst das Hauptquartier nahm, und den linken von dem Grunde hinter dem Dorfe Tschorna bis gegen Weißenberg hin auf. Nördlich davon auf dem rechten Ufer des Löbauer Wassers stand das Retzow'sche Corps dem Prinzen von Baden-Durlach gegenüber, um die Bautzener Straße zu behaupten.

Die Stellung des kaiserlichen Heeres, wie sie Daun gewählt hatte, war eine ausgezeichnete. Nicht nur, daß es die beherrschenden Puncte im Hochkircher Gebirge und den Spittel- und Stromberg inne hatte, so daß jede Bewegung und Veränderung der feindlichen Stellungen sogleich bemerkt werden konnte; es war auch in allen seinen Aufstellungen durch Höhen und Waldungen

vollkommen gedeckt. Um so ungünstiger und gefährlicher waren die Standpuncte, die Friedrich seinem Heere angewiesen hatte. Sein rechter Flügel war durch das Loudon'sche Corps gänzlich umfaßt und von dem linken Flügel durch das Thal des Dorfes Niethen vollkommen getrennt; dem linken Flügel selbst aber machten die steilen Ufer des Löbauer Wassers die leichte und schnelle Verbindung mit dem Retzow'schen Corps unmöglich. Ueberhaupt war das ganze Terrain, über welches sich das preußische Lager ausbreitete, ein in hohem Grade zerrissenes, auf welchem es in Folge der vielen Gründe, Bäche und Hohlwege, von denen es durchschnitten war, an innerem Zusammenhang und an ausreichenden Verbindungswegen fehlte. Die beiden Lager befanden sich so nahe aneinander, daß eine Entfernung von kaum 300 Schritten die beiderseitigen Vorposten trennte.

So standen sich die beiden Feldherrn, die sich bereits bei Kolin, bei Leuthen und bei Olmütz gemessen, wieder gegenüber und in wenigen Stunden sollten abermals auf den Hügeln von Hochkirch die blutigen Würfel des Kriegsglückes rollen. Die Tage des 11., 12. und 13. October verliefen ohne jegliche größere Unternehmung, nur kleine Vorpostengefechte fielen vor. Da sonach der König nicht angriffsweise verfahren zu wollen schien, so beschloß Daun, so sehr dies gegen seine gewohnte Weise des Kriegführens war, selbst den Kampf herauszufordern. Doch that er das mit aller erdenklichen Vorsicht, um des Erfolges sicher zu sein. Schon am 12. October hatte er an seine Unterbefehlshaber eine „Generaldisposition“ erlassen, worin er in klarer und gemessener Weise einen allgemeinen Angriff auf Friedrich's Lager für den Frühmorgen des 14. October anordnete. Vor Tagesanbruch sollte der rechte Flügel des preußischen Lagers bei Hochkirch überfallen werden, während gleichzeitig gegen das feindliche Centrum und den linken Flügel die kaiser-

lichen Colonnen vorrücken sollten, um auch hier nach dem Gelingen des Ueberfalles zum Angriffe zu schreiten und die errungenen Vortheile auf allen Seiten zu sichern und zu vergrößern. Diese Absicht seinem kriegserfahrenen Gegner zu verbergen, stellte sich Daun, als wolle er sich vertheidigungsweise verhalten und als ob er selbst einen Angriff erwarte; er ließ vor der Front seiner Schlachtlinie Redouten aufwerfen und seinen linken Flügel durch Verhaue decken.

Abends acht Uhr am 13. October verließen, von Marschall Daun selbst geführt, die kaiserlichen Truppen des linken Flügels ihr Lager, worin sie jedoch, um den Feind zu täuschen, die ganze Nacht hindurch die Wachtfeuer hell lodern ließen, marschirten über den Hochkircher Bergrücken und standen mit Reiterei und Geschütz am 14. Morgens um vier Uhr in vollständiger Schlachtordnung bis auf wenige hundert Schritte dem preußischen Lager gegenüber. In Folge der ausgezeichneten Anordnungen Daun's und begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht und den dichten Nebel war der Beginn dieses großartigen Ueberfalls vollkommen gelungen. Die Preußen hatten nicht die geringste Ahnung der drohenden Gefahr, sie schliefen alle entkleidet in ihren Zelten und selbst die Pferde der Reiterei waren am Abend vorher abgesattelt worden. Es schlug eben die fünfte Morgenstunde von dem Thurme des Dorfes Hochkirch, als von den Colonnen, die Daun selbst herangeführt hatte, und von den leichten Truppen Loudon's der Angriff auf den rechten Flügel des preußischen Lagers erfolgte. Rasch waren die Vorposten zurückgeworfen, die preußische Batterie vor Hochkirch erobert, während Loudon Steindörfel einnahm. Jetzt geht es gegen das Dorf selbst; die vor demselben aufgestellte Batterie von 26 Kanonen, der Schlüssel der ganzen Stellung, wird im ersten Ansturm genommen. Inwischen hatte sich der Feind von der

ersten Bestürzung und Verwirrung etwas erholt; die von dem Ueberfall nicht unmittelbar betroffenen Abtheilungen des preußischen Heeres hatten rasch zu den Waffen gegriffen, sich gesammelt und geordnet und boten nun dem kühnen Gegner die Stirne. Hochkirch wird von mehreren unter der Führung des Königs selbst herangerückten preußischen Regimentern auf das heldenmüthigste vertheidigt. Furchtbar wogt der Kampf Mann gegen Mann, vor dem Orte und in den engen Gassen desselben, fast nur mit Bajonnet und Kolben; dreimal wird er von den Kaiserlichen genommen und ebenso oft wieder ihnen von den mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfenden Preußen entrissen. Da eröffnen die auf den rückwärtigen Anhöhen aufgestellten österreichischen Batterien ein heftiges Feuer gegen Hochkirch; vor dem Orte formiren sich abermals aus sieben Regimentern Fußvolk die Sturmcolonnen, schreiten, in ihrer linken Flanke von Loudon's Reitern auf das beste unterstützt, nochmals zum Angriff, erobern trotz der tapfersten Gegenwehr das Dorf und behaupten sich in demselben.

Dies entschied die Schlacht. Der rechte Flügel des preußischen Heeres wich mit Verlust von vierzig Geschützen aus allen seinen Positionen. Gleichzeitig mit dem Angriffe auf Hochkirch hatte auch der Kampf im Centrum begonnen; die Generäle Herzog von Ursel, Kinsky und Vogelsang führten ihre Colonnen gegen die Redouten bei Rodewitz, wo sich das Hauptquartier des Königs befand, und erstürmten das hinter diesem gelegene Lager sowie den Flecken selbst. Hingegen war der erste Angriff des rechten österreichischen Flügels mißlungen; erst als der General der Cavallerie Graf O'Donnell die Linien rasch wieder hergestellt hatte und General Lascy mit seinen Reitern gegen das preußische Fußvolk vorbrach, kam es auch hier bei den Feinden zum Weichen. Um zehn Uhr Morgens befand sich die königliche

Armee im vollen Rückzuge, den der König, begünstigt durch das stark durchschnittene Terrain, in ausgezeichneter Weise durchführte. Er nahm ihn über Burschwitz, die kleine Spree durch Klein-Bautzen auf die Kreckwitzer Höhen, gefolgt von Loudon's leichten Truppen, die sich auf den gegenüberliegenden Anhöhen festsetzten.

Furchtbar waren auf beiden Seiten die Verluste. Hochkirch und Rodewitz waren während des Kampfes in Flammen aufgegangen. Das preußische Heer verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 10.000 Mann, darunter den Marschall Keith, der inmitten des wüthenden Kampfes um Hochkirch fiel, und den Herzog Friedrich Franz von Braunschweig, welchem eine Kanonenkugel den Kopf wegriß, als er eben sein Pferd besteigen wollte. Der Herzog Moriz von Anhalt-Dessau gerieth schwer verwundet in die Gefangenschaft der Kaiserlichen, aus welcher er aber sogleich entlassen wurde. Die Generale Gneist und Krokow hatten schwere, der König selbst, der Markgraf Karl und viele Generale leichtere Verletzungen empfangen oder Pferde unter dem Leibe verloren. Als Siegesbeute fielen den Oesterreichern 110 Geschütze, 32 Fahnen und Standarten, sämmtliche Zelte und ein großer Theil des Gepäckes in die Hände. Ihr Verlust betrug an 5000 Todte und Verwundete.

Schon am 15. October Nachts halb zehn Uhr ritt Daun's Adjutant, Major von Rotschütz, von 24 blasenden Postillons begleitet durch die stillen Straßen Wiens; er überbrachte die Nachricht von dem großen Siege der Kaiserin nach Schönbrunn und diese begab sich mit der ganzen Familie sogleich zu Fuß in die Marienkirche zu Hietzing, um dort in der Mitternachtsstunde dem Herrn für den verliehenen Sieg zu danken.

Zehn Tage nach der Niederlage von Hochkirch brach König Friedrich mit seinem Heere auf und marschirte in der Richtung gegen Schlesien ab. Daun folgte ihm und besetzte den Berg Landskrone bei Görlitz, während das preußische Heer vor dieser Stadt Lager schlug. Friedrich hatte den Entschluß gefaßt, nach Schlesien zu ziehen, um die Festung Neisse, die von dem kaiserlichen General Harsch blokirt und seit dem 24. October belagert wurde, zu entsetzen. Nachdem sich die beiden Feldherrn bei Görlitz drei Tage gegenüber gestanden waren, ohne daß es zu Gefechten gekommen wäre, setzte Friedrich seinen Marsch über Lauban und Löwenberg fort, stets gefolgt von Loudon's leichten Truppen, welche seiner Nachhut häufig schweren Schaden zufügten.

Daun verließ ebenfalls die Lausitz, aber in entgegengesetzter Richtung; er wendete sich gegen Dresden, um in einer gemeinsamen Operation mit dem Reichsheere diese Stadt zu bedrohen. Er ging am 7. November oberhalb Pirna über die Elbe, schlug eine Meile südlich von Dresden Lager und vereinigte sich mit dem Reichsheere, das unter dem Befehle des Reichsfeldmarschalls Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken im westlichen Sachsen stand. Der Plan der beiden Oberfeldherren ging dahin, die Stadt in einem großen Bogen im Süden nnd Westen zu umspannen, das in und um Dresden stehende preußische Armeecorps aus seinen Stellungen zu verdrängen und es zu nöthigen, auf einer der drei freigelassenen Straßen auf dem rechten Elbeufer nach Großenhain, Königsbrück oder nach Bischofswerda abzuziehen. Dieses Unternehmen sollte jedoch aus Rücksicht für die schöne Stadt und in Folge der eifrigsten Verwendung der königlichen Familie mit möglichster Schonung durchgeführt werden. Namentlich sollte eine Niederbrennung der Stadt durchaus vermieden werden. So erfreulich diese Rücksicht

für die Stadt und ihre Bewohner sein mochte, so war sie doch ein Hemmschuh für die kaiserlichen Feldherren und schließlich Ursache des Mißlingens der ganzen Unternehmung. Am 9. November schritt Daun zum Angriff auf Dresden; die kaiserlichen Truppen erstürmten den Thiergarten und mehrere daselbst gelegene Redouten; für den nächsten Morgen war sonach von ihrer Seite ein Angriff auf die Vorstädte zu erwarten.

General Graf Schmettau, der preußische Commandant in Dresden, hatte von Friedrich II. den Befehl erhalten, die Stadt bis zum äußersten zu vertheidigen und jedes Mittel anzuwenden, um sie nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Denn allerdings war Dresden der wichtigste strategische Punct für den König in diesem Kriege; Sachsen war die Vormauer seiner eigenen Lande und eine reiche Vorrathskammer für seine Heere; nach dem Verluste dieser Stadt wäre er zur Räumung des ganzen Landes genöthigt gewesen. Da nun die Vorstädte so nahe an die Stadt und an deren Wälle und Gräben gebaut waren, daß die ebendort fünf bis sechs Stockwerke hohen Häuser die Stadtwälle selbst überragten, so hätte die Erstürmung der Vorstädte und das Festsetzen des Gegners in den unversehrten Gebäuden derselben das Preisgeben von Dresden selbst unmittelbar nach sich gezogen. General Schmettau ließ daher am 10. November um zwei Uhr Morgens an die längs den Stadtwällen gelegenen Häuserreihen Feuer anlegen, in Folge dessen fast die Hälfte der Vorstädte niederbrannte. Diese Maßregel des preußischen Generals war für Daun Veranlassung, den Angriff auf Dresden einzustellen, um nicht die völlige Vernichtung der ganzen Stadt herbeizuführen. Am 16. November verließ er mit seinem Heere die Stellungen vor Dresden, und zog über Pirna nach Böhmen ab, wo er seine Armee die Winterquartiere beziehen ließ.

Inzwischen endete auch der Feldzug der abgesonderten österreichischen Corps der Generäle Harsch und de Ville in Schlesien. Als Friedrich II. und Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, mit ihren Armeen von Sachsen und der Lausitz in Schlesien einrückten, hoben die kaiserlichen Feldherren die Belagerungen von Neisse und Kosel auf und zogen sich nach Böhmen und Mähren zurück, wo sie ebenfalls Winterquartiere nahmen.

Der König von Preußen kehrte hierauf wieder um und langte bereits am 20. November in Dresden an. Dort entbot er die sächsischen Staatsminister zu sich, befahl ihnen, binnen zwei Tagen Stadt und Land zu räumen, und erließ die Erklärung: „Sachsen könne nicht mehr, wie bisher geschehen sei, als ein Land angesehen werden, das der König in seinen Schutz genommen, sondern er werde es fortan als eine eroberte Provinz behandeln". Wenige Tage später wurden in der That alle sächsischen Regierungsdepartements dem preußischen General-Intendanten Grafen von Finkenstein untergeordnet. Den preußischen Truppen wurden ihre Winterquartiere an den Süd- und Westgrenzen von Sachsen angewiesen, um das Land gegen die österreichische und gegen die deutsche Reichsarmee zu decken.

Die Russen hatten sich, wie oben erwähnt wurde, schon früher über die Weichsel, die Schweden nach ihrem Pommern zurückgezogen, und auch die Franzosen kehrten im November über den Rhein zurück, um zwischen diesem Strome und der Maas Winterquartiere zu beziehen.

Welches waren nun die Ergebnisse dieses Kriegsjahres für die beiden sich gegenüberstehenden Hauptmächte? Welche von beiden hatte das Ziel, das sie sich bei Beginne des Feldzuges gesetzt, erreicht? Allerdings war es der österreichischen Armee nicht gelungen, Schlesien zu erobern; Friedrich's kühner Marsch von der Lausitz gegen Schweidnitz hatte jene Provinz

wieder in seine Hand gebracht; in Sachsen konnte sich Daun den Winter über nicht halten, weil er aus Schonung für Dresden von dem Angriffe auf diese Stadt abstehen mußte. Aber nichtsdestoweniger bestand der Erfolg von Daun's Kriegsführung darin, daß es ihm vollkommen gelungen war, die Entwürfe des preußischen Königs zu durchkreuzen und die Durchführung seines Feldzugsplanes zu vereiteln. Friedrich's Absicht war nemlich dahin gegangen, vorerst Schweidnitz zu nehmen, dann in Mähren einzufallen, Olmütz zu belagern, das zum Entsatze heranziehende österreichische Heer zu schlagen und die Festung zu erobern, während von Sachsen aus Prinz Heinrich in Böhmen eindringen und Prag nehmen sollte. Die wackere Haltung der Besatzung von Olmütz, Daun's ausgezeichnete Märsche zum Entsatz der bedrängten Stadt vernichteten des Königs Pläne auf Mähren und Böhmen, und des österreichischen Feldherrn geschickte Kriegführung in der Lausitz machte den Preußen einen nochmaligen Angriff auf die österreichischen Länder unmöglich.

1759.

28.

Diplomatische Verhandlungen — Kriegspläne — Beginn des Feldzuges.

Die Waffen ruhten, die Truppen lagen in den Winterquartieren, das diplomatische Spiel, das während des Kriegsgetümmels zurücktreten mußte, konnte nun wieder beginnen. Die Ereignisse des verflossenen Jahres hatten keinem der streitenden Theile solche Schläge versetzt, daß er dadurch zum Frieden um

jeden Preis wäre bewogen worden; aber dennoch machten sich hie und da Stimmen geltend, die ernstlichst zur Beendigung des Krieges riethen.

Am Hofe Ludwig's XV. bildete sich im Laufe des Jahres 1758 eine starke Friedenspartei, welche an dem Minister Bernis selbst ihren Führer fand; doch ihre Absichten scheiterten vollständig, als Bernis (November 1758) seine Entlassung erhielt und der kriegslustige, Oesterreich freundliche Marquis von Stainville, Herzog von Choiseul, bisher französischer Gesandter am Hofe Maria Theresia's, sein Nachfolger wurde. Die erste Folge dieses Ministerwechsels war der Abschluß eines neuen geheimen Vertrages, am 30. December 1758, zwischen Oesterreich und Frankreich, worin ausgemacht wurde, den Krieg fortzusetzen und nur gemeinsam Frieden oder Waffenstillstand zu schließen. Frankreichs Verpflichtungen jedoch wurden, dem Vertrage vom 1. Mai 1757 gegenüber, bedeutend verringert. Statt zwölf Millionen Gulden Subsidien sollte es der Kaiserin fortan nur 3.456,000 Gulden jährlich zahlen, und ebenso wurde ihm der Unterhalt von 10.000 Mann bayrischer und würtembergischer Hilfstruppen abgenommen. Der Kaiserin Maria Theresia wurde die Erwerbung von Schlesien und Glatz sowie eine Entschädigung für den Kurfürsten von Sachsen versprochen; für sich bedang Frankreich keine Abtretung. Das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Oesterreich dauerte ungeschwächt fort. Dem entgegen wurde das Bündniß Preußens mit England erneuert und dem Könige Friedrich am 1. December 1758 eine weitere Zahlung von 680.000 Pfund Sterling zugesichert, jedoch die Beschützung der preußischen Ostseeküste verweigert. Denn zwischen den drei Ostseemächten Rußland, Schweden und Dänemark war auf Rußlands Anregung ein Uebereinkommen geschlossen worden, wornach Dänemark durch Sperrung des

Sundes die englische Flotte von der Ostsee ausschloß; ein Eindringen englischer Schiffe ins baltische Meer hätte mithin zum Seekriege mit Rußland geführt, was England vor allem vermeiden wollte.

Am schwersten lastete auch während der Waffenruhe im Winter von 1758 auf 1759 der Druck des Krieges auf den von den Preußen besetzten deutschen Ländern. Sachsen sollte alljährlich 4 Millionen Thaler zahlen; nachdem aber Friedrich es als ein erobertes Land erklärt hatte, wurde für das Jahr 1759 die Leistung von 9 Millionen Thalern Kriegssteuer und die Stellung von 12.000 Mann Recruten ausgeschrieben. Die Stadt Leipzig allein sollte 300.000 Thaler erlegen und als sie die Unerschwinglichkeit dieser Forderung erklärte, wurden neunzig der angesehensten Bürger verhaftet, Executions-Mannschaft in ihre Häuser gelegt und die vorhandenen Waaren mit Beschlagnahme bedroht, um die geforderte Summe zu erpressen. Die Anhaltischen Fürstenthümer Dessau, Bernburg und Zerbst mußten 360.000 Thaler, 2200 Recruten und 1600 Pferde liefern, weit mehr als das dreifache dessen, was Napoleon fünfzig Jahre später von denselben Gebieten eintrieb. Und allenthalben, wohin die Preußen kamen, wurden Werbeplätze angelegt, um die Armee auf einen möglichst hohen Stand zu bringen. So verfloß die Waffenruhe in Vorbereitung für den kommenden Feldzug.

Um diese Zeit schrieb Friedrich II. Betrachtungen über die Kriegführung der Oesterreicher nieder, die als das Urtheil eines großen Gegners über die kaiserliche Armee und ihre Feldherren höchst beachtenswerth sind. „Die Entwürfe der österreichischen Feldherren“, sagt der preußische König, „gründen sich auf erdrückende Uebermacht; sie befolgen den Grundsatz, nichts ohne die größte Sicherheit des Erfolges zu unternehmen, mittelst Schein- und Seitenangriffen die preußische Hauptmacht in eine

falsche Richtung abzulenken, blos da mit Nachdruck zu Werke zu gehen, wo der Widerstand nur schwach sein kann, und sich in der Vertheidigung zu halten, wenn die Preußen stark sind". In den Vordergrund stellt Friedrich nun die treffliche Wahl von unangreifbaren Feldlagern und Stellungen. „Vor sich Wasser oder hohle und tiefe Wege, die Flügel an Hohlwege, Moräste, Abgründe, Flüsse oder Städte gelehnt, so lagern sie jederzeit; jegliche Anhöhe auf ihren Seiten nützen sie, um seitwärts streichende Stücke darauf zu pflanzen; im Rücken legen sie Hinterhalt. So decken sie sich. Mit außerordentlicher Vorsicht lassen sie vorher die Gegend untersuchen, mit äußerster Sorgfalt bringen sie jedes Kriegswerkzeug an die passendste Stelle. Sie wollen sich niemals zur Schlacht zwingen lassen und suchen durchschnittenes Land zum Schauplatz des Krieges. Auf Wegen zwischen Gebirgen, Gehölzen, Flüssen und Sümpfen führen sie wo möglich ihre Bewegungen aus. Eine zweite Ueberlegenheit der Oesterreicher besteht in der Menge und Bedienung ihrer Geschütze, die sie auf mäßige Höhen zu stellen lieben, weil von solchen das wirksamste Feuer ausgeht. Sie ordnen mit vieler Kunst ihr Heer in drei Treffen, das erste am Fuß der Anhöhen und auf ihrer sanften Erhebung, in erhöhter Stellung das zweite, welches wie das erste viele Geschützreihen zwischen sich hat und außerdem einige Reiterei zu des ersten Treffens Unterstützung wie zur Verfolgung des geschlagenen Feindes. Ihr drittes Treffen dient zur Verstärkung derjenigen Stellen, wo der Feind durchzubrechen droht. Ein drittes Uebergewicht haben sie durch die Zahl ihrer leichten Truppen, welche, wenn das Heer sein Lager verläßt, die Bewegungen verdecken". Ueber seinen gefährlichen Gegner Daun urtheilt der König von Preußen so: „Daun benützt seine leichten Truppen nicht genug; namentlich versteht er nicht mit ihnen die Zufuhr abzuschneiden und die Vorrathsspeicher zu bedrohen, das

preußische Heer im Rücken zu beunruhigen und zu fassen. Daun sondert gern kleinere Heerhaufen ab. Zur größeren Sicherheit seiner Seiten, behufs leichterer Beobachtung des Feindes, und um den Angreifern in Seite und Rücken zu fallen, stellt er solche ein paar tausend Schritte von seinem Lager auf. Wenn das Hauptheer in Bewegung ist, besetzen solche Abtheilungen die Gegend zur Seite der Straße, Berggipfel und Wälder. Um dem Feinde zu schaden, macht Daun häufig starke Absendungen, niemals unter 3000 Mann, und zuweilen fünf oder sechs solche zur selben Zeit. Zu Kriegslisten verwendet er die Reiterei. Wenn er sie in voller Reihe aufmarschiren läßt, so hat er einen unerwarteten Hintergedanken". Friedrich tadelt am österreichischen Heere, daß es in starkem Geschützfeuer nicht ausdauere, und an den österreichischen Feldherren, daß sie allzu langsam ihre Entwürfe ausführten.

Der Feldzug des Kriegsjahres 1759 sollte von den gegen Preußen verbündeten Mächten mit 350.000 Mann begonnen werden, von denen 109.000 Mann auf Oesterreich, 76.000 auf Rußland, 12.000 auf Schweden, 20.000 auf das deutsche Reich, 115.000 auf Frankreich, 10.000 auf Sachsen entfielen. Doch waren dies nur die auf dem Papier stehenden Zahlen; in der Wirklichkeit blieben alle Heere an Zahl weit hinter der verabredeten Stärke zurück. König Friedrich stellte seinen Gegnern 205.000 Mann entgegen, welche aus 130.000 Mann seines eigenen Heeres und aus den 75.000 Mann der unter dem Befehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stehenden hannöverischen Armee bestanden. Diese war aus Engländern, Hannoveranern und anderen deutschen in englischem Solde stehenden Truppen, besonders Hessen, gebildet. Mit diesen Streitkräften deckte er die ausgedehnten Angriffslinien auf seine Länder in der Art, daß er selbst am Fuße der Schweidnitzer Berge lagernd mit

50.000 Mann die Ausgänge aus Böhmen und Oesterreichisch-Schlesien bewachte, während Fouqué, der mit 13.000 Mann zwischen Leobschütz und Ratibor stand, Oberschlesien zu decken hatte. Dem Prinzen Heinrich fiel die Aufgabe zu, mit 40.000 Mann Sachsen gegen Böhmen hin und gegen das durch Oesterreicher verstärkte Reichsheer in Thüringen und Franken zu schützen. General Graf Dohna sollte mit nur 25.000 Mann in Pommern die Schweden und Russen zugleich beschäftigen und Herzog Ferdinand von Braunschweig stand mit 75.000 Mann den Franzosen in Hessen und Westphalen gegenüber.

Scheinbar waren Friedrich's Feinde in großer Uebermacht, doch schien dies nur mehr so, als es in Wirklichkeit war. Abgesehen davon, daß die Armeen keineswegs in der festgesetzten hohen Truppenzahl ins Feld rückten, hatte Friedrich den unschätzbaren Vortheil für sich, daß er in concentrirten Stellungen die Angriffe seiner Gegner erwarten und daß er, allein den Oberbefehl führend, nach einem einheitlichen Plane verfahren konnte, während nicht nur die gegen ihn verbündeten Höfe, sondern auch ihre Feldherren über den Feldzugsplan und dessen Ausführung uneinig waren. Am Wiener Hofe wünschte man, daß die österreichische Hauptmacht Schlesien besetze, ein französisches Heer Sachsen erobere und die Russen, über Posen anrückend, sich in Schlesien mit Daun vereinigen sollten. Die Franzosen hingegen wünschten, daß, während sie mit aller ihrer Kraft die Eroberung Hannovers unternähmen, Daun in Sachsen einrücke und die Russen geradenwegs auf Berlin marschirten; denn Frankreich wollte die an England verlorenen Colonien in dem zu erwartenden Frieden durch die Rückgabe des eroberten Hannover wieder gewinnen. Den Russen aber lag viel mehr daran, sich in Ostpreußen, Polen und an der Ostsee festzusetzen, um hier Häfen zu gewinnen. Schließlich kam man überein, daß die

Franzosen unter Contades mit 80.000 Mann in Westphalen angriffsweise verfahren sollten, während Daun durch die Lausitz und Fermor über Posen vorzurücken hätte, um den König zu umfassen und Berlin zu bedrohen.

Daun stand mit der kaiserlichen Hauptmacht bei Beginn des Frühlings im nordöstlichen Böhmen und hatte die Absicht, hier so lange in geschützten Stellungen zu verharren, bis er die Nachricht erhielte, daß die Russen bereits über Posen vormarschirt wären. Dann beabsichtigte er, durch die Lausitz vorzurücken, die Vereinigung mit den Russen durchzuführen und so einen Hauptschlag gegen König Friedrich zu unternehmen. Dieser glaubte die scheinbare Unthätigkeit Daun's zu einem Ueberfalle der österreichischen Magazine in Mähren und Böhmen benützen zu können. General Fouqué wurde zu einem Streifzuge nach Mähren beordert, der den zu Hof und Sternberg aufgehäuften Vorräthen gelten sollte; aber die ausgezeichneten Vorkehrungen des kaiserlichen Generals de Ville, der in Schlesien befehligte, vereitelten die Unternehmung und nöthigten Fouqué zum Rückzug. Glücklicher war Prinz Heinrich, der von Sachsen aus in Böhmen einbrach und dem es gelang, die reichen Magazine zu Saaz, Budin und Kommotau zu überrumpeln, die letztere Stadt einzuäschern, und nachdem er seine Absicht erreicht hatte, sich wieder (20. April) nach Sachsen zurückzuziehen. Bis Ende Juni — so lange standen sich die Oesterreicher in Böhmen und die Preußen in Sachsen und Schlesien nur beobachtend gegenüber — kam es hier zu keiner größeren Unternehmung. Nur einzelne Streifzüge, wie ein gelungener Einfall de Ville's in Schlesien und ein Vormarsch Prinz Heinrich's gegen Franken, wobei sich die Reichsarme bis Nürnberg zurückzog, unterbrachen die durch die Verhältnisse gebotene Waffenruhe.

29.

Schlacht bei Kunersdorf.

Bei Beginn der günstigen Jahreszeit waren die Russen, bei welchen statt des zurückberufenen Fermor jetzt Soltikow den Oberbefehl führte, über die Weichsel bis Posen vorgerückt und näherten sich der Oder. Jetzt erachtete es Daun an der Zeit, aus Böhmen vorzubrechen, um die Vereinigung mit der russischen Armee herzustellen. Er rückte in die Oberlausitz ein und bezog mit 50.000 Mann ein festes Lager bei Marklissa. Ihm gegenüber stand König Friedrich in ebenfalls sehr festen Stellungen bei Schmottseifen nächst Löwenberg in Schlesien, wodurch er die Vereinigung der beiden Armeen, der österreichischen und der russischen, zu verhindern hoffte.

Die Russen waren aus Posen in die Neumark eingerückt, hatten den preußischen General Wedell, der sich ihnen bei Kay unweit Züllichau entgegenstellte, am 23. Juli besiegt und marschirten bis Frankfurt an der Oder vor, wo sie sich auf den Höhen von Kunersdorf lagerten. Daun war zwar durch die ihm gegenüberstehende preußische Hauptmacht festgehalten; jedoch sandte er von seinem linken Flügel 18.000 Mann unter Loudon die Neisse und Spree abwärts zur Verstärkung der Russen ab. Loudon gelang es in ebenso kühnen als trefflich durchgeführten Märschen über Priebus und Guben, an dem bei Sagan stehenden Armeecorps des Prinzen Heinrich vorbei, vor diesem und dem König selbst die Oder zu erreichen und über den Fluß setzend sich mit Soltikow zu vereinen. Denn Friedrich hatte sogleich, nachdem er die Nachricht von Wedell's Niederlage erhalten, den Befehl über die Armee zu Schmottseifen seinem Bruder Heinrich übergeben und war mit einem Theil derselben, mit

anderen Verstärkungen, die er an sich zog, und mit den Resten von Wedell's Corps den Russen entgegengezogen, um ihrem höchst bedrohlichen Vorrücken Halt zu gebieten. Mit 48.000 Mann und 233 Geschützen setzte er bei Reitwein unterhalb Frankfurt über die Oder, Willens, die Armeen der Verbündeten in ihrer Stellung bei Kunersdorf östlich von Frankfurt anzugreifen.

Das vereinigte österreichisch-russische Heer befand sich auf einer Reihe von Hügelrücken, die sich über das breite Oderthal erhebend von Südwest nach Nordost hinziehen, gegen Norden, von wo Friedrich herankam, steil abfallen und durch drei tiefe schluchtenartige Einschnitte, den seit der Schlacht sogenannten Loudonsgrund, den Kuh- und Beckergrund, in ebenso viele Terrainabschnitte, die Judenberge, die Hügel um den Spitzberg bis Kunersdorf und die Mühl- und Walkberge, zerlegt werden. Nördlich von den letzteren zieht sich von Osten nach Westen ein schmales Thal hin, durch welches ein Bach, das Hühnerfließ, der Oderniederung zufließt; in Südosten endlich war die ganze Stellung von einem Walde umzogen. Auf dieser Höhengegend von den Judenbergen, an deren Westabhang der Frankfurter Judenkirchhof lag, bis zum Beckergrunde dehnte sich das Lager der russischen Infanterie, 46.000 Mann, und der Artillerie, 300 Geschütze stark, mit der Front gegen Süden hin. Die Reiterei stand weiter westwärts in der Oderniederung unfern der Frankfurter Dammvorstadt. Dort lagerte auch Loudon mit seinen 18.000 Mann, über welche er sich freie Disposition vorbehalten hatte. Das Heer Soltikow's befand sich in seiner Stellung bei Kunersdorf bereits seit dem 1. August und hatte dieselbe durch Verschanzungen, Redouten mit großen Batterien, Wolfsgruben und Verhaue zu decken gesucht.

König Friedrich war am 11. August bei Bischofssee im Norden der Stellung seiner Gegner angelangt, umging in der

folgenden Nacht den linken Flügel der russischen Armee und stellte am 12. August sein Heer auf der Roppen'schen Haide in Schlachtordnung auf. Während er von da durch den vorliegenden Wald zum Angriff vorging, ließ er die Russen in ihrem linken Flügel durch das Corps des General Fink angreifen und verleitete dadurch Soltikow in der That zur Meinung, daß von hier aus der Hauptangriff erfolge. Mittlerweile hatte aber Friedrich den Vormarsch seiner ganzen Armee durch den Wald bis an den Rand desselben durchgeführt, und nun begann er gegen 12 Uhr Mittag den Kampf mit einer heftigen Kanonade aus 60 Geschützen gegen den linken russischen Flügel, der das Feuer mit 40 Kanonen energisch erwiderte. Nachdem die Russen in ihren Stellungen auf dieser Seite durch die Uebermacht der preußischen Artillerie erschüttert waren, ließ Friedrich die Infanterie zum Angriffe vorgehen, die nach einem kurzen Kampfe ihre Gegner warf und deren Stellungen von den Mühlbergen bis zum Kuhgrunde und bis Kunersdorf vollständig in Besitz nahm. Damit war für Friedrich die Schlacht schon halb gewonnen; er strebte aber nach einem ganzen Siege und ließ seine Bataillone zum Sturme über den Kuhgrund gegen den Spitzberg vorgehen. Auch dieser Angriff gelang, Kunersdorf wurde gewonnen, der jenseitige Höhenrand erstiegen und der Spitzberg in die Gewalt des linken Flügels der Preußen gebracht, die sich bereits dem Loudonsgrunde und den Judenbergen näherten.

Zwei Drittheile des russischen Heeres waren geschlagen, zwei Drittheile der Stellungen, die es vor der Schlacht inne hatte, waren ihm entrissen und neunzig Kanonen befanden sich bereits in den Händen der Sieger. Doch noch immer — es war bereits fünf Uhr Abends — wollte Friedrich den Kampf nicht einstellen, sondern befahl neuerdings das Vor-

rücken gegen die Positionen der Russen am Loudonsgrunde und auf den Judenbergen. Aber hier kam der Kampf zum Stehen. Das heftige Feuer der russischen schweren Artillerie vereitelte jeden Angriff und drängte die Preußen in den Stand der Vertheidigung zurück. Mehrere Angriffe der preußischen Reiterei unter Seydlitz wurden gleichfalls abgeschlagen und durch österreichische und russische Reiterregimenter derart zurückgeworfen, daß sich ein Theil der feindlichen Cavallerie auf die eigene Infanterie stürzte und sie überritt. Dennoch hielt sich die preußische Infanterie noch immer in den eroberten Stellungen. In diesem Augenblicke zeigte sich, wie einst bei Kolin, was brave, obenein unerwartet auftretende und noch dazu ganz frischkräftige Cavallerie gegen eine Infanterie vermöge, die, wie ausgezeichnet auch in ihren Leistungen, bereits durch übermäßige Anstrengungen aus dem Gleichgewicht gebracht und durch Kartätschenfeuer erschüttert ist. „Fünfzig Kanonen“, sagt ein Fachmann, „und der rechtzeitige Einbruch einer intacten Cavallerie verwandelten hier den schon errungenen Sieg in eine Niederlage, von der bis dahin in der preußischen Armee kein Beispiel gewesen war“. General Loudon nemlich, als er die Unordnung gewahrte, in welcher sich die obwohl noch mit beharrlicher Tapferkeit fechtenden preußischen Bataillone bereits befanden, rückte mit vier österreichischen Grenadiercompagnien zu Pferde und zwei Dragoner-Regimentern, im ganzen 14 Escadronen, durch die Bodenverhältnisse, den Pulverdampf und den herrschenden großen Staub gedeckt, ganz unbemerkt aus der Niederung und dem nach ihm benannten Grunde auf die Höhe, formirte sich hier schnell und griff mit Ungestüm die preußische Infanterie auf der rechten Flanke und selbst im Rücken an.

Dieser ebenso ausgezeichnet angelegte als kühn ausgeführte Angriff entschied die Schlacht. Die preußische Infanterie, die

bisher so siegreich vorgerückt war und zuletzt im Geschützfeuer so tapfer verharrt hatte, vermochte Loudon's Angriffen nicht mehr Widerstand zu leisten. Sie wich, wurde zerstreut und bald befand sie sich der ganzen Schlachtlinie entlang in voller Auflösung, in regelloser Flucht. Generäle und Officiere, welche die Fliehenden zum Stehen bewegen wollten, fielen; dem Könige selbst wurden zwei Pferde unter dem Leibe niedergeschossen und nur dem Umstande, daß ein in seiner Tasche verwahrtes goldenes Etui die Flintenkugel aufhielt, die ihn getroffen, dankte er sein Leben. Auf den Mühlbergen versuchte ein Theil der preußischen Infanterie sich festzusetzen und Widerstand zu leisten; doch ein neuer Angriff Loudon's, unterstützt von russischen Bataillonen und Kanonen, warf beim ersten Ansturm die schon Flüchtigen auch aus diesen ihren letzten Stellungen. Um sieben Uhr Abends war der Kampf zu Ende und das preußische Heer nahm in einer unbeschreiblichen Unordnung die Flucht gegen Bischofssee. „Nie“, sagt ein preußischer Mitkämpfer dieser Schlacht „habe ich die preußische Armee in einem solchen Zustande gesehen“. Sie hatte an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten 550 Officiere und 18.000 Mann verloren. Unter den Schwerverwundeten befand sich Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühlings“, der nach zwölftägigem Leiden am 24. August zu Frankfurt an der Oder seinen Wunden erlag. 172 Geschütze, 26 Fahnen und 2 Standarten gingen den Preußen verloren. Der Verlust der verbündeten Russen und Oesterreicher belief sich auf 680 Officiere und 15.000 Mann. Loudon ging den Flüchtigen bis an und über den Hühnerfließ nach, soweit er es mit den beschränkten Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, eben vermochte. Die Russen dagegen betrieben die Verfolgung sehr lau; selbst die Brücken über die Oder, welche Friedrich zum Rückzug auf das linke Ufer benützte, ließen sie unangegriffen,

obwohl sie dieselben leicht hätten besetzen oder zerstören und dadurch die Preußen in die größte Bedrängniß bringen können.

Diesem Säumniß der russischen Generäle dankte Friedrich II. seine Rettung. Soltikow blieb unbeweglich mit seiner siegreichen Armee auf dem Schlachtfelde und gestattete so dem preußischen Könige, seine zersprengten Truppen bei Lebus zu sammeln und mit diesen den kleinen österreichischen Heeresabtheilungen, welche entschlossen gegen Berlin vorzudringen strebten, entgegenzutreten. Haddik war nämlich bereits bis Beeskow und Baruth vorgedrungen und auch Loudon war über die Oder zurückgegangen, um Berlin zu bedrohen. Erst am 17. August rückten die Russen bis Müllrose vor, vereinigten sich mit Haddik und blieben hier wieder durch vierzehn Tage stehen. Dann wandten sie sich über Lieberose in die Lausitz und marschirten endlich durch Schlesien und über die Oder nach Polen zurück, ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen Daun's und Loudon's, ungeachtet des ausdrücklichen Befehles von St. Petersburg, in Schlesien zu bleiben und Breslau zu nehmen. König Friedrich, der den Russen lange Zeit gefolgt, erkannte nun, daß er von ihnen nichts mehr zu fürchten habe und konnte die Truppen, mit denen er Soltikow gegenüberstand, anderwärts, namentlich in Sachsen verwenden.

30.

Eroberung von Dresden — Gefangennehmung des Fink'schen Corps bei Maxen.

Während bei Kunersdorf gekämpft wurde, war Daun mit der österreichischen Hauptarmee von Lauban in der Lausitz über Penzig, Rothenburg und Priebus vorgerückt; seine Vortrup-

pen standen bereits in Sorau, Sommerfeld, Christianstadt, Guben und Krossen. Da aber die russischen Generäle zu einer gemeinsamen Unternehmung nicht mehr zu bewegen waren, und Daun in seinem Rücken von dem Prinzen Heinrich bedroht wurde, so marschirte er links ab und schlug bei Teichnitz unfern Bautzen Lager.

In Sachsen war, nachdem Prinz Heinrich zur Unterstützung des Königs gegen die Oder abmarschirt war, die Reichsarmee Ende Juli unter dem Befehle des Herzogs von Zweibrücken eingerückt. Leipzig, Wittenberg und Torgau ergaben sich und nun erschien das Reichsheer, durch Oesterreicher verstärkt, vor Dresden, welches General Schmettau am 4. September gegen freien Abzug der Besatzung, aller Cassen und Vorräthe, den Kaiserlichen überlieferte. Dresden war den Preußen für immer verloren. General Wunsch, den Friedrich zur Rettung des Platzes abgeschickt hatte, kam um wenige Stunden zu spät; doch gelang es ihm, Wittenberg und Torgau wieder zu nehmen und mit dem inzwischen an der Elbe erschienenen Prinzen Heinrich mit 40.000 Mann Dresden so ernstlich zu bedrohen, daß Daun von Görlitz heranmarschirt kam und sich am 29. September dem Prinzen gegenüber bei Schilda lagerte. Obwohl dem König an der Wiedererlangung der sächsischen Hauptstadt unendlich viel gelegen war, so konnte Prinz Heinrich doch nicht wagen, Daun in seinen gut gewählten starken Positionen anzugreifen; und als nach dem Abzuge der Russen Friedrich ein ansehnliches Corps von 15.000 Mann unter General Hülsen als Verstärkung dem Prinzen Heinrich zusandte, ging Daun zwar nach Dresden zurück, nahm aber hier so feste Stellungen ein, daß der König, der sich am 14. November unfern Meißen mit dem Heere seines Bruders vereinigt hatte, nicht wagte, ihn geraden Weges anzugreifen.

Friedrich II. gab sich aber der Hoffnung hin, Daun werde bald aufbrechen und Sachsen verlassen, um in Böhmen die Winterquartiere zu beziehen, und glaubte, ihm auf dem Rückzuge dahin eine Schlappe beibringen zu können. Er ließ daher 13.500 Mann unter General Fink erst Dippoldiswalde, dann Maxen im Rücken Daun's besetzen, um diesen von der geraden Straße nach Böhmen abzuschneiden und zum Aufgeben Dresdens zu zwingen. Allein diese Unternehmung mißlang trotz der Witze, welche Friedrich bereits über Daun machte, vollständig. Dieser beschloß nämlich, Fink in Maxen durch mehrere österreichische Heerestheile von Dippoldiswalde und durch Reichstruppen von Dohna aus angreifen zu lassen, während er die Hauptarmee derart aufstellte, daß der König verhindert wurde, zu Gunsten Fink's eine Schwenkung zu machen. Am 20. November erfolgte der Angriff auf Fink. Das Vorrücken der Oesterreicher gegen die preußischen Stellungen war bei dem stark durchbrochenen Boden und den steilen Bergabhängen, die über Glatteis hinan erklommen werden mußten, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Doch trotz dieser Hindernisse und trotz des heftigsten feindlichen Feuers drangen die österreichischen Grenadiere mit der größten Entschlossenheit unaufhaltsam vorwärts, und ohne große Opfer gelang die Eroberung von Maxen. Indessen wurden die Preußen auch in ihrer rechten Flanke und im Rücken von General Brentano umschlossen und, als sie bei Rohrsdorf sich wieder sammeln wollten, von einer Höhe zur andern bis hinter Falkenhain zurückgetrieben. In der folgenden Nacht suchte Fink auf Seitenwegen zu entkommen, fand sie aber alle von den leichten österreichischen Truppen besetzt. Auch die Reichstruppen hatten mit Erfolg bei Dohna gekämpft und den General Wunsch eingeschlossen. Da Fink bereits fast seine ganze Artillerie verloren, beinahe alle Munition verschossen, durch den Verlust an Todten,

Verwundeten, Gefangenen und Ueberläufern die Hälfte seiner Truppen eingebüßt hatte, da er von allen Seiten von muthigen überlegenen Feinden eingeschlossen war, deren unwiderstehliche Angriffe für den nächsten Morgen neuerdings bevorstanden, so blieb ihm, um nicht vollends vernichtet zu werden, nichts übrig, als sich zu ergeben. Feldmarschall Daun ließ alles zu einem erneuten Angriffe vorbereiten, als mit Anbruch des Morgens ein preußischer General bei den äußersten österreichischen Vorposten erschien und mit dem commandirenden Feldmarschall zu sprechen wünschte. Dieser entsandte den Feldmarschall-Lieutenant Lascy mit dem Auftrage, keine anderen Bedingungen einzugehen, als daß das ganze Corps Fink's die Waffen niederlege und sich kriegsgefangen ergebe. Und so wurde auch die Capitulation abgeschlossen, vermöge welcher 10—12.000 Preußen mit 71 Kanonen den Kaiserlichen in die Hände fielen.

Obwohl der Winter, einer der strengsten des achtzehnten Jahrhunderts, schon mit voller Macht hereingebrochen war, bezog weder Daun, der bei Plauen, noch der König, der bei Wilsdruf stand, die Winterquartiere. Ja noch im Anfange Decembers führte der österreichische Feldherr einen kühnen Handstreich gegen die Preußen aus. Auf dem rechten Elbeufer bei dem Dorfe Kölln gegenüber von Meißen stand das Corps des Generals Diericke. Die Verbindung mit dem linken Ufer wurde nur durch eine Schiffbrücke vermittelt, welche jetzt bei dem starken Eisgange im Flusse hatte ausgehoben werden müssen. Daun erkannte, daß man dieses Corps früher würde aufheben können, ehe es demselben gelingen werde, sich über die Elbe zurückzuziehen oder vom linken Ufer Hilfe zu erlangen. Er beauftragte daher mit dieser Unternehmung den General Beck, welcher sie so glücklich ausführte, daß er am 3. December

dieses preußische Corps nach heftiger Gegenwehr überwältigte und 1500 Mann sammt dem General gefangen nahm.

Loudon hatte sich Mitte November von den Russen getrennt und war über Czenstochau und Krakau nach Oesterreichisch-Schlesien marschirt, wo er mit dem in Preußisch-Schlesien ihm gegenüberstehenden General-Lieutenant Fouqué einen Waffenstillstand bis 14. März 1760 schloß und die Winterquartiere bezog.

Auf dem Kriegsschauplatze im nordwestlichen Deutschland, wo die hannöverisch-englische Armee unter dem Befehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig den Franzosen unter Contades und Broglio gegenüberstand, war es dem Herzog gelungen, durch geschickte Märsche und durch den Sieg bei Minden (am 31. Juli 1759) seine Gegner zurückzuwerfen, nicht nur Hannover zu halten, sondern auch Westphalen und Hessen von den Feinden zu befreien und die Franzosen zum Rückzuge bis an den Rhein und Main zu zwingen. Der Feldzug hatte dort bis in den letzten Monat des Jahres 1759 gewährt; erst im kommenden Januar bezogen die beiderseitigen Heere die Winterquartiere, Herzog Ferdinand in Westphalen und Hessen, die Franzosen am linken Ufer des Rheins und Mains.

Der Feldzug der Schweden in diesem Kriegsjahre war ohne jeglichen Erfolg geblieben; sie waren zwar bis gegen Prenzlau vorgerückt, hatten sich jedoch nach unbedeutenden Gefechten vor dem kleinen Heerestheile des Generals Manteuffel zurückgezogen und am rechten so wie die Preußen am linken Peeneufer die Winterquartiere genommen.

1760.

31.

Verhandlungen, Rüstungen und Feldzugspläne.

Das Kriegsjahr 1760 begann für Friedrich unter sehr ungünstigen Vorzeichen. Dresden befand sich in Daun's Händen und durch den Besitz dieser Stadt war ihm nicht allein ein großer Theil von Sachsen gesichert, sondern sie konnte ihm auch als trefflicher Stützpunct zu den Operationen gegen die Mark, sowie zur Deckung der linken Flanke des in Schlesien einfallenden Heeres dienen. Die Niederlagen von Kay, Kunersdorf und Maxen hatten in das preußische Heer furchtbare Lücken gerissen, welche zwar hie und da durch neugeworbene Recruten in der Zahl ersetzt werden konnten; jedoch die Ausdauer und Tapferkeit, die Zuversicht und Tüchtigkeit, die bisher dem preußischen Heere eigen gewesen, fehlte den Neugeworbenen. Von den alten Kriegern, mit welchen Friedrich bei Prag und Leuthen gesiegt hatte, waren wohl nur wenige mehr in seinen Reihen; ebenso waren viele seiner besten Generäle und Officiere theils todt, theils verwundet oder gefangen; dadurch litt das Heer an einem bedenklichen Mangel an bewährten Führern. Daher ist die allgemeine Entmuthigung erklärbar, die sich damals fast der ganzen Armee bemächtigte.

Auch schlugen Friedrich's Hoffnungen auf auswärtige Verwicklungen, wodurch die gegen ihn verbündeten Mächte anderwärts beschäftigt werden sollten, und auf Separatfriedens-Unterhandlungen fehl. Im August 1759 war König Ferdinand von Spanien gestorben; ihm folgte sein Bruder Karl,

bis dahin König von Neapel. Da auf Neapel Don Philipp von Parma und Piacenza, auf diese Herzogthümer aber Oesterreich und wieder auf die Stadt Piacenza der König von Sardinien Ansprüche hatte, so hoffte König Friedrich, es werde aus diesen Verwicklungen in Italien ein Krieg erwachsen, welcher seine mächtigsten Gegner, die Oesterreicher und Franzosen, beschäftigen und theilweise lähmen würde. Er ließ daher durch seine Agenten den König von Sardinien zu einem Angriffe auf Piacenza, Mailand und Mantua, dagegen Karl III. von Spanien und Ferdinand IV. von Neapel zu einem Einfall in den Kirchenstaat und Toscana reizen, indem er ihnen vorstellte, er wolle und könne die Franzosen und Oesterreicher in Deutschland so lange festhalten, bis jene Gebiete erobert seien. Alle drei Könige wiesen jedoch die ihnen gestellten Zumuthungen zurück. Auch die Versuche Friedrich's, ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Osmanen zu Stande zu bringen, die Oesterreich in Ungarn angreifen sollten, sowie ein beabsichtigtes Bündniß mit Dänemark scheiterten.

Ebenso erfolglos blieben seine Bestrebungen, es zwischen England und Frankreich zum Frieden zu bringen. Das französische Volk sehnte sich zwar nach Ruhe und Erleichterung der ohnehin schweren, durch den Krieg noch drückender gewordenen Lasten. Zudem verlief für Frankreich der Krieg gegen England zur See und in den Colonien höchst unglücklich; die englische Flotte, welche der französischen entschieden überlegen war, hatte in mehreren Seetreffen gesiegt, englische Heeresabtheilungen eroberten Guadeloupe und Canada und der Verlust von Pondichery brach Frankreichs Macht und Einfluß in Ostindien vollends. Dennoch waren Ludwig XV. und die Pompadour für die Fortführung des Krieges in Deutschland, weniger aus Freundschaft für Oesterreich als aus

Abneigung gegen Friedrich. Auch die Kaiserin Elisabeth von Rußland war nicht zu einem Friedensschlusse mit Friedrich zu bewegen; sie blieb dem Bunde mit Maria Theresia treu und trat am 7. März 1760 dem am 30. December 1758 zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossenen Bündnisse bei. Der für Friedrich II. schwärmende Großfürst Peter war am russischen Hofe vereinzelt und der Versuch des preußischen Königs, durch Vermittlung Keith's, des englischen Gesandten in St. Petersburg, den Günstling der Kaiserin Peter Šuwalow mittelst eines Geschenkes von 400.000 Thaler zu bestechen, gelang nicht.

So blieb dem Könige bei Beginn des Krieges im Frühlinge nichts zur Abwehr, als seine eigene Thatkraft und das Bündniß mit England. Dieses wurde am 9. November 1759 erneuert; England zahlte nicht nur die versprochenen vier Millionen Thaler, sondern erhöhte auch die Zahl seiner Truppen in Deutschland und die wegen der Stellung von Hilfscorps an Hessen und Braunschweig zu zahlenden Summen.

Nach den Entwürfen und Versprechungen der einzelnen Höfe und nach den Plänen der Feldherren sollte Frankreich 115.000 Mann stellen, denen das preußisch-hannöver'sche Heer unter Braunschweig, 75.000 Mann stark, entgegenstand; die Oesterreicher sollten 130.000, die Russen 120.000, das deutsche Reich 20.000, die Schweden 10.000, also insgesammt 395.000 Mann, ins Feld stellen. Jedoch standen die in der That verwendbaren Truppenmassen allenthalben mehr oder weniger hinter diesen Zahlen zurück und betrugen im Ganzen höchstens 200.000 Mann. Unter diesen waren nach dem Urtheile sachverständiger Zeitgenossen die österreichischen Soldaten unbedingt die tüchtigsten und befanden sich jetzt, im fünften Kriegsjahre, in ebenso guter Verfassung als bei dem Beginne des Krieges.

Die Armee, über welche Friedrich unmittelbar verfügen konnte, zählte nicht mehr als 90.000 Mann.

Der Feldzugsplan der Verbündeten ging dahin, Sachsen ganz zu befreien und Schlesien zu erobern. Demnach sollte ein aus Reichstruppen und Oesterreichern bestehendes Heer unter Daun Sachsen behaupten und den König beschäftigen; Loudon hätte dann von Böhmen in Schlesien einzufallen und, ebenso wie das von Polen vorrückende russische Heer unter Soltikow, sich mehrerer Festungen, wie Breslau, Glogau, zu bemächtigen. Friedrich's Bestreben ging dahin, die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern zu verhindern; er selbst stellte sich Daun in Sachsen gegenüber und wollte in dem Falle, als es durch einen Hauptangriff der Feinde nöthig erschiene, den Oberbefehl in Schlesien übernehmen; seinen Bruder Heinrich sandte er mit einem 35.000 Mann starken Heere den Russen entgegen. Einstweilen wurde Fouqué mit der Abwehr Loudon's von Schlesien betraut.

Die Entscheidung lag somit abermals in Schlesien und Loudon war es, dem die schwierigste Aufgabe zur Lösung zufiel.

32.

Loudon's Siege in Schlesien.

Ernst Gideon Freiherr von Loudon stammte aus einer alten weit verzweigten aber verarmten Familie der Grafschaft Ayre in Schottland. Er war 1716 in Liefland geboren und diente von 1732 an in der russischen Armee unter dem Feldmarschall Münnich; 1739 nahm er als Oberlieutenant seinen Abschied und trug seine Dienste zuerst dem Könige Friedrich II. von Preußen an, der jedoch, wie erzählt wird,

Loudon's Anerbieten mit den Worten zurückwies, „weil ihm das Gesicht des Mannes mißfalle". Von Berlin wandte sich der junge Liefländer nach Wien und trat ohne alle Empfehlung und ohne Vermögen in österreichische Dienste. Seine erste Anstellung fand er hier unter Trenk's Panduren. Anfangs avancirte er langsam; erst nachdem er sich seit 1757 als ein unübertroffener Führer im kleinen Kriege hervorgethan, erhielt er größere Commanden. Und als er an den Tagen von Olmütz und Hochkirch durch sein heldenmüthiges Eingreifen das Glück an Oesterreichs Fahnen fesselte, als er durch sein rechtzeitiges und entschlossenes Auftreten in der Schlacht bei Kunersdorf den von den Preußen schon errungenen Sieg in eine der empfindlichsten Niederlagen derselben verwandelte, da war es sein Name, dem Volk und Heer wie keinem anderen zujubelte, dem man mit dem größten Vertrauen entgegenkam, den man der größten Erfolge für fähig hielt. Geradheit, Uneigennützigkeit, Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, edler unbeugsamer Sinn waren die Charakterzüge, wahrer Heldenmuth, Geistesgegenwart, Umsicht und Kaltblütigkeit die Feldherrn-Eigenschaften Loudon's. Im gewöhnlichen Umgange wortkarg, verschlossen, ja leutescheu, war er ganz ein Anderer, wenn die Zeit zu handeln kam. Nur wenn es Pflicht und Sitte forderten, erschien er bei Hofe und selbst dann suchte er sich dem Bemerktwerden zu entziehen. Als einst an einem großen Hoftage Maria Theresia umherblickte und ihren tapfern Feldherrn nicht sah, fragte sie die Umstehenden: „Wo ist denn aber Loudon?" „„Sehen ihn nicht Euer Majestät dort, wie gewöhnlich, hinter der Thüre stehen, ganz beschämt über seine großen Verdienste?"" erwiderte der Herzog von Arenberg. Doch zu Pferde, an der Spitze eines Heeres, im Augenblicke der That, schien denselben Mann, der sich im rauschenden Gewühle des Hofes schüchtern zurückzog, ein neues

Wesen zu beseelen; alles lebte und brannte in ihm; sein Auge glühte, seine Gesichtszüge belebten sich und sein Machtwort widerhallte mit unwiderstehlicher Gewalt in den Tausenden, die sich unter seiner Führung unüberwindlich glaubten.

Das war der Mann, den jetzt Maria Theresia, der allgemeinen Stimme folgend, zum Generalfeldzeugmeister und Geheimrathe ernannte und mit dem Oberbefehle über das gegen Schlesien operirende Heer betraute.

Mit 50.000 Mann eröffnete Loudon den Feldzug in Schlesien, ohne vorderhand noch auf die Mitwirkung des wie gewöhnlich äußerst langsam vorrückenden russischen Heeres zu zählen. Er drang aus Böhmen gegen Glatz vor und setzte sich die Eroberung dieser Festung als das erste zu erreichende Ziel. Denn durch den Besitz derselben gewann er einen sicheren Stützpunct für seine ferneren Unternehmungen in Schlesien und konnte dadurch zugleich seine Vereinigung mit den Russen vorbereiten, wenn diese ihre Absichten auf Breslau richteten. Loudon traf seine Anstalten mit solcher Umsicht und Geschicklichkeit, daß sowohl Friedrich II. und Prinz Heinrich als der ihm mit 15.000 Mann zur Deckung Schlesiens gegenüberstehende General Fouqué über seine Absichten vollständig getäuscht wurden. Dieser hatte vom preußischen Könige die für seine schwache Heeresabtheilung allzuschwierige Aufgabe erhalten, sowohl das Gebirge zu behaupten, als auch die Festungen des Flachlandes, Schweidnitz, Neisse und Breslau, zu decken. Als Loudon mit seiner Hauptmacht durch die Grafschaft Glatz vorbrach und seiner Vorhut die Richtung gegen Breslau gab, glaubte Fouqué, des Gegners Plan sei gegen die Hauptstadt Schlesiens gerichtet. Er gab deshalb seine feste Stellung bei Landshut auf, wendete sich gegen Breslau und stellte sich zu dessen Deckung bei Kanth auf. Sowie es Loudon gelungen war, durch die Scheinbedrohung Breslau's

Fouqué zum Abmarsche von Landshut zu verleiten, besetzte er sogleich die festen Stellungen daselbst und begann mit allem Eifer die Belagerung von Glatz.

Landshut war für den österreichischen Feldherrn von der größten Wichtigkeit; denn es diente ihm sowohl zur Deckung der Belagerung von Glatz, wie als wichtige Einbruchsstation in Schlesien. Friedrich II. mißbilligte das durch Fouqué's Marsch auf Breslau erfolgte Preisgeben des Gebirges und schickte seinem tapferen General den bestimmten Befehl, sogleich aufzubrechen, über Schweidnitz vorzurücken und die Höhen von Landshut den Oesterreichern wieder zu entreißen. Fouqué erkannte zwar die Unmöglichkeit, Landshut gegen Loudon zu behaupten, wollte aber eher mit seinem ganzen Corps unterliegen, als den gemessenen Befehl seines Königs unausgeführt lassen. Am 17. Juni griff er demnach die Stellungen der Oesterreicher bei Landshut an und besetzte sie nach kurzem Kampfe, da Loudon den Generälen Jahnus und Gaisruck den Befehl ertheilt hatte, sich auf Reichshennersdorf zurückzuziehen und die Preußen um Landshut sich festsetzen zu lassen, um dort einen Hauptschlag gegen sie in Ausführung zu bringen. Fouqué hatte weder vom Könige, der von Daun in Sachsen festgehalten wurde, noch von dem Prinzen Heinrich, der von Sagan aus gegen die Russen marschirt war, auf Hilfe zu hoffen. Loudon's Absicht ging deßhalb nicht nur dahin, sich des für beide kriegführende Theile äußerst wichtigen Punctes von Landshut wieder zu bemächtigen, um die Belagerung von Glatz ungestört zu Ende führen zu können, sondern er wollte Fouqué's Corps vollständig vernichten, und nur darum hatte er ihm die Stellungen bei Landshut fast ohne Widerstand überlassen.

Zu spät hatte Friedrich II. das Verderbliche seiner ersten Anordnung erkannt und am 22. Juni Fouqué den

Befehl zugeschickt, ungesäumt die Stellung bei Landshut zu räumen und nach Breslau zurückzugehen; dazu war jetzt schon jeder Ausweg abgeschnitten. Denn Loudon, nachdem er Fouqué's verschanztes Lager allseitig umschlossen hatte, schritt bereits am 23. Juni morgens 2 Uhr zum Angriff auf dasselbe, obwohl eben ein furchtbares Gewitter mit Sturm und Regengüssen losbrach. Dem General Ellrichshausen, der durch seinen Adjutanten melden ließ, seine Truppen könnten im Regen nicht feuern, erwiderte Loudon: „Es regne auch auf der Seite der Preußen".

Vier von der Höhe von Reichshennersdorf emporgeschleuderte, in der Luft zerspringende Haubitzgranaten gaben das Zeichen zur allgemeinen Vorrückung der Oesterreicher, welche in vier Abtheilungen gegen die Stellungen der Feinde auf den Bergen erfolgte. Die erste Colonne erstürmte, vom General Nasselly geführt, den verschanzten Doctorberg und drängte dann fünf feindliche Bataillone, die hinter dem Berge aufgestellt waren, zurück. Die zweite unter General Ellrichshausen entriß in der Zeit von dreiviertel Stunden dem mit unvergleichlicher Tapferkeit sich vertheidigenden Feinde den Buchberg; die Verbindungslinie zwischen beiden wurde durch Artilleriefeuer rasch zerstört und damit war der ganze linke feindliche Flügel bis auf den Kirchberg nächst Landshut zurückgetrieben. Der rechte preußische Flügel hatte den Mühlberg und den Weißenbacherberg besetzt; diese wurden von den Generälen Wolfersdorf und Jahnus angegriffen und, obwohl auch hier die Preußen mit gleicher Tapferkeit sich wehrten, genommen. Fechtend zogen sich die Feinde auf den neben dem Kirchberge liegenden Galgenberg zurück.

Diese beiden Hügel bildeten den Kern von Fouqué's Aufstellung und was die Oesterreicher bisher genommen hatten, waren nur die Vorwerke der feindlichen Stellung gewesen.

Bevor Loudon zum Angriff auf den Galgenberg schritt, ließ er auf seinen beiden Flügeln Cavallerie über den Bober setzen, um in Verbindung mit den dort schon befindlichen Truppen dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Inzwischen war es Tag geworden und nun schritt Loudon zum Angriffe auf den Kirch- und Galgenberg und auf Landshut selbst. Die Truppenabtheilung, welche die Stadt zu erstürmen hatte, wurde in ihrem Vorrücken längere Zeit durch das heftige Feuer der preußischen Geschütze aufgehalten; erst als auch die österreichische Artillerie ihr Feuer mit größtem Erfolge hatte wirken lassen, gelang die Eroberung. Da hiedurch die preußische Stellung auf dem Kirchberge im Rücken bedroht war, so suchte Fouqué, dessen Truppen noch immer in guter Ordnung waren, vor allem den Galgenberg zu behaupten. Als auch dieß durch wiederholte Angriffe der Oesterreicher unmöglich geworden war, zog sich der heldenmüthige General mit der kleinen Schaar, die er noch um sich hatte, unausgesetzt kämpfend über den Bober auf das linke Ufer zurück, indem er den General Schenkendorf, der den rechten Flügel führte, anwies, nach derselben Richtung den Ausweg zu suchen. Kaum aber auf dem linken Ufer angelangt, sah er alle Höhen und Wege durch die Oesterreicher besetzt und das Quarré, welches er mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Truppen bildete, von allen Seiten durch die kaiserliche Reiterei angegriffen. Noch immer wehrte sich die kleine Heldenschar mit ihrem Feldherrn in der Mitte und wies die ungestümen Angriffe der österreichischen Reiter wiederholt zurück. Erst als das Regiment Grün-Loudon dem schon erschütterten Feinde in den Rücken kam, während die Dragoner von Löwenstein, eines der schönsten und bravsten Cavallerie-Regimenter, schäumend von Ingrimm sich wie Rasende gegen die feindlichen Bajonnete stürzten, wurde das Quarré zersprengt. Die kampf-

glühenden Dragoner hieben fast alles nieder, weil niemand um Pardon rief. Fouqué lag aus drei Wunden blutend unter seinem erschossenen Pferde; sein Reitknecht — Trautschke hieß der Brave — deckte ihn mit seinem eigenen Leibe, bis die österreichischen Officiere Frank und Eichbeck die Lage des preußischen Generals entdeckten, von ihren Pferden sprangen und dem Feldherrn vom Boden aufhalfen. Fouqué übergab dem Obersten der kühnen Löwenstein-Dragoner Baron Voit seinen Degen und dieser bot ihm dafür sein Pferd an. „Ich würde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben“, sagte Fouqué. „Mein Sattelzeug wird unendlich an Werth gewinnen, wenn es mit dem Blute eines Helden bespritzt wird“, entgegnete Voit. Fouqué bestieg das Pferd und wurde zu Loudon geführt, der mit seinen Officieren den überwundenen Helden mit der größten Hochachtung empfing. Die letzten Reste des preußischen Heerhaufens, Infanterie unter Schenkendorf und Cavallerie unter Malachowski, streckten nun auch die Waffen.

Außer den drei Generälen Fouqué, Schenkendorf und Malachowski wurden 8318 Preußen zu Kriegsgefangenen gemacht, 250 Mann retteten sich durch die Flucht, die übrigen blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Von den Oesterreichern waren bei der tapfern Gegenwehr der Preußen in ihrer vortheilhaften Stellung 48 Officiere und 750 Mann gefallen und 81 Officiere und 2000 Mann verwundet worden. Achtundsechzig Kanonen, 9 Haubitzen, 38 Munitionswägen, 34 Fahnen und 2 Standarten fielen in die Hände der Sieger.

Nach dem Siege bei Landshut übertrug Loudon die Belagerung von Glatz dem General Harsch. Am 26. Juli wurde aus allen Batterien das Feuer gegen die Festung eröffnet und sogleich, ehe noch Bresche geschossen war, ein Sturm gewagt, der so vollständig gelang, daß in wenigen Stunden die alte

Festung in den Händen der Oesterreicher war. Da man von dieser die Werke der neuen Festung bestreichen konnte, so übergab Oberstlieutenant d'O auch diese ohne Capitulation. Zweitausend Mann, 200 Kanonen nebst einer außerordentlichen Menge von Kugeln, Bomben, Pulver, Patronen und ein gefülltes Magazin fielen dem Eroberer in die Hand.

Unmittelbar nach diesem Erfolge wandte sich Loudon einer weiteren großen Unternehmung zu. Er ging geraden Weges auf Breslau los, um diese Stadt in seine Gewalt zu bekommen, bevor Prinz Heinrich, der einige Meilen von Glogau auf dem rechten Ufer der Oder, die Russen beobachtend, stand, zum Entsatze heranrücken konnte. Am 31. Juli erschien Loudon vor der schlesischen Hauptstadt, ein Sturm auf die Stadt war wegen der tiefen Wassergräben nicht möglich und zu einer regelrechten Belagerung fehlte es an Geschütz und Munition. Es blieb ihm daher kein anderes Mittel übrig, als den tapferen Commandanten General Tauenzien zur Uebergabe der Stadt zu bewegen oder diese durch Beschießung zu erzwingen. Aber an der Entschlossenheit Tauenzien's scheiterten beide Mittel, und da schon am 5. August Prinz Heinrich zum Entsatze Breslau's bis Parchwitz herangerückt war und die Russen nur allzulangsam vormarschirten, brach Loudon das Lager vor Breslau ab und ging nach Striegau zurück.

33.

Daun in Sachsen und Schlesien — Schlacht bei Liegnitz — Totleben und Lascy in Berlin.

Während dieser Vorgänge in Schlesien standen sich in Sachsen Daun und Friedrich II. gegenüber. Hier kam es

zwar nicht zu entscheidenden Schlachten, aber dem österreichischen Feldherrn war es gelungen, den König von Preußen so lange zurück- und von der Theilnahme an den Kämpfen Loudon's in Schlesien fernzuhalten, bis dieser die großen Erfolge von Landshut und Glatz errungen hatte.

Während der ersten Monate des Jahres 1760, als die beiderseitigen Armeen noch in Winterquartieren lagen, waren einzelnen österreichischen Heeresabtheilungen mehrere Ueberfälle gegen die feindlichen Vorposten gelungen. Erst mit Beginn des Monats Juni kam es zu größeren Truppenbewegungen.

Sowie nämlich König Friedrich von Loudon's Operationen in Schlesien Kunde erhielt, wollte er dem General Fouqué zu Hilfe kommen; jedoch Daun vereitelte durch geschickte Bewegungen des Königs Plan und machte dadurch Loudon die Vernichtung des Fouqué'schen Corps möglich. Als Friedrich II. am 14. Juni mit dem größten Theile seiner in Sachsen stehenden Armee zum Marsche nach Schlesien aufbrach und auf das rechte Elbeufer überging, bezog Daun bei Boxdorf unangreifbare Stellungen, welche ihm auch noch den Vortheil gewährten, daß er damit dem Feinde den kürzeren und besseren Weg nach Schlesien verlegte. Nach Verlauf einiger Wochen kamen aus Schlesien neuerdings Nachrichten von der bedrängten Lage Fouqué's und abermals versuchte Friedrich das kaiserliche Heer durch künstliche Bewegungen zu täuschen, um sich den Weg nach Schlesien freizumachen. Nachdem Daun von Dresden aufgebrochen war, hatte er auf dem rechten Elbeufer eine Heeresabtheilung unter General Lascy mit dem Auftrage zurückgelassen, diese Stadt zu decken und des Königs Armee zu beobachten. Die Nähe dieses Corps war dem Könige in seinen Bewegungen sehr hinderlich, er versuchte es daher durch einen Nachtmarsch bei Lichtenberg zu überfallen; Lascy war aber dem

Könige zuvorgekommen und befand sich bereits im vollen geordneten Rückmarsch gegen Dresden. Friedrich versuchte hierauf nochmals nach Schlesien zu gelangen, fand aber Reichenbach und damit die Straße nach Schlesien schon von seinen Gegnern besetzt. Es blieb ihm somit nichts übrig, als umzukehren und sein Streben zunächst dahin zu richten, Dresden in seine Gewalt zu bringen.

Bei dieser Gelegenheit hoffte er den leichten Truppen, aus denen das Corps Lascy's bestand, einen Hauptschlag versetzen zu können. Er ließ daher am 7. Juli bei Gödau durch seine Reiterei die österreichischen Vorposten angreifen; allein das Dragoner-Regiment Liechtenstein hielt kühn und glücklich so lange Stand, bis die ganze Reiterei zur Unterstützung vorrücken konnte. Und nun griff diese, von Lascy selbst und von dem sächsischen Generallieutenant Zeschwitz geführt, die Preußen so muthig und erfolgreich an, daß sie in voller Verwirrung zurückgetrieben wurden. Als der preußische König zur Aufnahme seiner flüchtigen Reiter mit seiner ganzen Infanterie und Artillerie vorrückte, zog sich auch Lascy wieder in sein Lager zurück.

Friedrich II. versuchte ein drittesmal, den ihm so unbequemen Gegner in die Falle zu locken. Am 8. Juli ertheilte er bei der Parole den Befehl, daß am nächsten Tage die ganze Armee gegen Reichenbach zu marschiren habe; Nachmittags aber eröffnete er seinen Generälen, daß er am kommenden Morgen in entgegengesetzter Richtung aufbrechen werde, um Lascy zu überfallen. Dieser jedoch hatte durch seine Kundschafter sowohl von dem ersten Befehle als von der späteren Zusammenberufung der Generäle Nachricht erhalten und vermuthete sogleich, es sei auf eine Ueberrumpelung seiner Heeresabtheilung abgesehen. Noch vor Mitternacht brach er daher mit allen seinen Truppen auf und marschirte gegen Dresden ab, um sich jenseits dieser Stadt mit

der Reichsarmee zu vereinigen. Als die Preußen am Morgen vorrückten, konnten sie nicht einmal Lascy's Nachtrab einholen. Der preußische König zog nun mit seinem ganzen Heere an die Elbe, setzte über dieselbe und traf alle Anstalten zu einer regelrechten Belagerung von Dresden. Diese Stadt war von österreichischen und Reichstruppen, 14.000 Mann, besetzt und General Macquire führte den Oberbefehl. Vom 14. Juli an ließ Friedrich II. die Stadt aus fünfzig Feuerschlünden beschießen und vom 19. Juli an mit Bomben und glühenden Kugeln bewerfen, wodurch ein heftiger Brand entstand, der fünf Kirchen und über 400 Häuser in Schutt und Asche legte. General Macquire vertheidigte sich aber auf das tapferste und harrte mit Heldenmuth auf den von Daun zu gewärtigenden Entsatz. Dieser war auf die Nachricht von Friedrich's Angriff auf die Hauptstadt Sachsens sogleich von seinem Lager bei Otterndorf in Schlesien aufgebrochen und nöthigte Friedrich durch sein unwillkommenes Erscheinen die Belagerung aufzuheben. Der König marschirte am 28. Juli von Dresden ab, setzte über die Elbe und legte in den fünf Tagen vom 3. bis 7. August den zwanzig Meilen langen Weg bis Bunzlau in Schlesien zurück. Aber auch dahin war ihm Daun zur Unterstützung Loudon's gefolgt, hatte bereits am 6. August das Lager bei Schmottseifen bezogen und vereinigte sich zwei Tage später, 8. August, bei Jauer mit dem von Breslau heranmarschirten Loudon. —

Der russische Feldherr Soltikow stand mit seinem starken Heere bei Breslau auf dem rechten Oderufer, war aber durchaus nicht zu bewegen, über den Fluß zu gehen Das äußerste, wozu er sich herbeiließ, war, daß er 20.000 Mann unter Černičew über die Oder gehen und bis Neumarkt vorrücken ließ. Daun's Hauptaugenmerk war nunmehr darauf gerichtet, die Vereinigung

des Königs mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, zu verhindern, indem er ihm die gerade Straße nach Schweidnitz, Černičew aber die nach Breslau verlegte. In der That war es jetzt Daun gelungen, den König bei Liegnitz allseitig zu umschließen, und er wollte nun das preußische Lager in der Front angreifen; Lascy sollte den rechten Flügel umgehen und Loudon sich im Rücken und in der linken Flanke aufstellen, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden.

Friedrich II. war durch diese Bewegungen der österreichischen Generäle in eine verzweifelte Lage gebracht und in dieser verdankte er nur einem Verrathe, den sein Feldherrngenie sogleich auf das beste auszunutzen wußte, seine Rettung. Der 15. August war von Daun für den allgemeinen Angriff auf das preußische Lager bestimmt. Am Abende des 14. aber wurde dem Könige der ganze Angriffsplan der Oesterreicher verrathen. Ein Ausländer, der früher in der österreichischen Armee als Officier gedient hatte und in dem letzten Feldzuge aus dem kaiserlichen Dienste entfernt worden war, hatte Mittel gefunden, sich unter irgend einem Vorwande im Hauptquartier des Feldmarschalls Daun herumzutreiben und auf unbekannte Weise sich Kenntniß von dem Entwurfe der österreichischen Generäle verschafft. In der Erwartung einer großen Belohnung beschloß er von seiner Entdeckung bei Daun's Gegner Gebrauch zu machen, wußte sich durch die Vorposten zu schleichen und fand Gelegenheit, noch zur rechten Zeit dem Könige von Preußen alles zu entdecken. Friedrich hatte ohnehin beabsichtigt, in der folgenden Nacht aufzubrechen und in der Richtung gegen Glogau zu marschiren, um die Vereinigung mit seinem Bruder zu versuchen. Durch den Verrath wurde er in seinem Vorsatze bestärkt und traf zugleich Anstalten, Loudon, der ihm hier entgegenstand, anzugreifen und zurückzuwerfen. Jenseits

Liegnitz um 4 Uhr morgens am 15. August stießen die beiden Feldherren aufeinander. Loudon, obwohl durch diesen ganz unerwarteten Angriff von Seite der ganzen Armee Friedrich's überrascht, traf sogleich die besten Anordnungen zur Abwehr. Jedoch nach einem zweistündigen hartnäckigen Kampfe waren die Kaiserlichen zurückgedrängt und Loudon sah sich genöthigt, dem Könige das Schlachtfeld zu überlassen; durch starkes Artilleriefeuer deckte er seinen Rückzug, der in größter Ordnung erfolgte. Auf beiden Seiten war auf das heldenmüthigste gekämpft worden. Dies bewiesen die Verluste. Die Oesterreicher verloren 3800 Mann an Todten und Verwundeten, 2100 an Gefangenen und 68 Kanonen, die Preußen 3500 an Todten und Verwundeten, 10 Kanonen und 6 Fahnen.

Nach der Schlacht zogen sich Daun und Loudon nach Striegau und Černičew's Corps ging, ohne einen Schuß gethan zu haben, wieder über die Oder zurück. Dem Könige lag nun der Weg nach Breslau zur Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich offen und er gebot wieder über eine Armee von 50.000 Mann mit 250 Kanonen.

Die weiteren Unternehmungen in Schlesien wurden durch die Hartnäckigkeit der russischen Feldherren gelähmt, die sich zu keiner gemeinsamen Unternehmung, ja selbst nicht zum Ueberschreiten der Oder bewegen ließen. Vergeblich waren Daun's unabläßige Bemühungen, die Theilnahme ihrer starken Armee zur Wiedereroberung Schlesiens zu erlangen. Erst als an des erkrankten Soltikow Stelle wieder Fermor trat, kam man nach siebenwöchentlichen Verhandlungen überein, daß ein russisches Corps unter Romanzow, eine Division stark, auf dem rechten Oderufer gegen Krossen, und zwei russische Divisionen unter Totleben und Černičew, unterstützt von 20.000

Oesterreichern unter Lascy, auf dem linken Oderufer gegen Berlin vordringen sollten.

Totleben's Marsch über Guben und Beeskow gelang vollständig, am 3. October erschien er vor Berlin; General Rochow, der Commandant der Stadt, glaubte sie mit seinen drei Bataillonen nicht vertheidigen zu können und wollte sie, über die Aufforderung Totleben's zur Uebergabe, räumen. Aber der alte Feldmarschall Lehwald, die Generäle Seydlitz, Krokow und andere Officiere, die sich zur Heilung ihrer Wunden hier befanden, bewogen ihn, sich zu vertheidigen. Totleben beschoß die Stadt, griff die eiligst aufgeworfenen Schanzen an, zog sich aber bei dem Anrücken des Prinzen von Würtemberg, welcher auf die Kunde von Berlins Bedrohung sogleich mit 6000 Mann aus seinen Stellungen gegen die Schweden herbeieilte, nach Köpnick zurück. Hier traf am 6. October Černičew mit seiner Heeresabtheilung ein und nun gingen beide russische Generäle vereint gegen Berlin vor. Inzwischen war aber auch der preußische General Hülsen, den die Reichsarmee aus Sachsen verdrängt hatte, herangekommen; die Russen warteten daher mit dem Angriffe bis zum Eintreffen Lascy's, der aus Schlesien über Kottbus, Luckau und Zossen anrückte. Gegen die vereinte Macht der Russen und Oesterreicher, 42.000 Mann, konnte Berlin nicht gehalten werden. Die preußischen Generäle Prinz von Würtemberg und Hülsen zogen sich nach Spandau und Brandenburg zurück und am 9. October capitulirte Berlin. Den Oesterreichern wurde die Friedrichsstadt sammt drei Thoren eingeräumt, die anderen Stadttheile besetzten die Russen. Den Bewohnern wurde Sicherheit der Person und des Eigenthums und Freiheit von Einquartierung zugesichert. Die Stadt mußte 1,500.000 Thaler Kriegssteuer und 200.000 Thaler als Geschenk an das Heer bezahlen. Die königlichen Cassen mit 60.000

Thalern, 183 Kanonen, 18.000 Infanteriegewehre, viele andere Kriegsbedürfnisse und Vorräthe aus dem königlichen Zeughause, aus den Bekleidungs-Depôts und anderen Magazinen wurden von den Russen mitgenommen. Vieles, was nicht fortgeschafft werden konnte, wurde in die Spree geworfen oder vernichtet; das königliche Gußhaus, alle königlichen und anderen Fabriken, welche für die Armee arbeiteten, alle Münzstätten und Pulvermühlen wurden zerstört. Auch Potsdam wurde besetzt und mußte 70.000 Thaler Brandschatzung zahlen, auch dort wurden die Magazine geräumt und die königliche Gewehrfabrik zerstört. Auf Lascy's Corps fielen von dieser reichen Beute nur 300.000 Thaler und 12 Kanonen. Die königlichen Schlösser und Gärten blieben ganz unberührt und Oesterreicher wie Russen hielten die strengste Mannszucht und Ordnung.

Lascy wollte den gegen Brandenburg zurückgegangenen Preußen nachsetzen, Totleben und Černičew aber drangen auf Rückzug; denn schon marschirte König Friedrich zum Entsatze Berlins heran. Sobald er nemlich von dem kühnen Zug der Russen und Oesterreicher Nachricht erhalten hatte, war er aus seinem Lager von Bunzelwitz bei Schweidnitz aufgebrochen und in Gewaltmärschen über Striegau, Jauer und Guben seiner Hauptstadt zu Hilfe geeilt. Sein Plan jedoch, Totleben's und Lascy's Corps zu vernichten, war schon vereitelt; denn die Russen hatten sich bereits über die Oder an die polnische Grenze zurückgezogen und Lascy war in Torgau angelangt, das kurz vorher sich an die Reichsarmee ergeben hatte.

34.

Schlacht bei Torgau.

Wenn der russisch-österreichische Streifzug nach Berlin abgesehen von dem Schrecken, den er in den feindlichen Reihen hervorrief, und von der reichen Beute, die er eintrug, auch sonst keinen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Krieges übte, so war er doch für die weiteren Operationen des österreichischen Heeres deshalb von Wichtigkeit, weil durch den raschen Abmarsch Friedrich's aus Schlesien Daun Luft zu weiteren Unternehmungen bekam.

Daun war dem Könige, als er gegen Berlin zum Entsatze dieser Stadt marschirte, bis Kamenz gefolgt und brachte dort in Erfahrung, daß durch den bereits erfolgten Rückzug der russischen und österreichischen Streifcorps für das königliche Heer jedes weitere Vorrücken entfiele; da vermuthete er sogleich, daß sich Friedrich jetzt nach Sachsen wenden werde, um dieses Land, aus welchem seine Generäle durch die Reichsarmee in Verbindung mit einem starken österreichischen Corps unter Haddik vollständig waren verdrängt worden, zurückzuerobern. Ohnehin konnte in Schlesien in dem schon angebrochenen Spätherbste die Belagerung einer großen Festung nicht begonnen werden; daher marschirte Daun sogleich zur Deckung Sachsens an die Elbe und langte am 22. October bei Torgau an. Er hatte vollkommen richtig geurtheilt; schon am folgenden Tage erschien der König mit seinem Heere bei Wittenberg und ging bei Roslau über die Elbe mit dem Entschlusse, Daun entweder durch geschickte Bewegungen aus seiner festen Stellung hinauszumanövriren oder ihn durch eine Schlacht zum Rückzuge zu zwingen. Gelang dies nicht, so drohten den Preußen große Gefahren. Es war ihnen

dann nicht nur die Ausbeutung Sachsens entzogen, sie mußten auch fürchten, bei der Nähe der Russen von den Marken und von Schlesien abgedrängt und nach Magdeburg zurückgeworfen zu werden. Da der König von Preußen schon oftmals erfahren hatte, daß Daun seinen kunstvollen Manövern und Märschen mit gleichen entgegenzutreten verstehe, so entschied er sich für eine Schlacht.

Die kaiserliche Armee stand auf einem Höhenrücken, den Süptitzer Bergen, welche sich nordwestlich von Torgau in der Richtung von Süden nach Norden hinziehen. Ihr rechter Flügel lehnte sich an das Dorf Süptitz, ihr linker an Zinna; ihre Stellungen wurden durch Bäche mit sumpfigen Ufern, durch Teiche und im Norden durch einen Wald, die Dommitzscher Haide, gedeckt. Gegen Osten, wo sich die Hügelreihen in die Elbeniederung verflachen, war das Lager der Kaiserlichen am wenigsten geschützt und lag einem Angriff am meisten offen. Hier erwartete Daun mit 65.000 Mann den von Norden mit 44.000 Mann heranmarschirenden König; da aber von Daun's Heer das Corps des Generals Lascy, 22.000 Mann stark, zur Deckung des Rückzugs über die Elbe nächst Torgau aufgestellt war und von diesem nur einige Bataillone zur Schlacht herangezogen wurden, so waren sich beide Heere der Zahl nach ziemlich gleich.

Friedrich II. beschloß gegen die Stellung der Kaiserlichen einen Doppelangriff zu unternehmen, wobei er selbst am linken Flügel mit 28.000 Mann mittelst eines Bogenmarsches die Oesterreicher umgehen und ihnen in den Rücken fallen wollte, während General von Ziethen mit dem rechten Flügel das österreichische Centrum angreifen sollte. Diesem Entwurfe gemäß setzte sich das preußische Heer am 3. November 1760 um halb 7 Uhr Morgens von seinem Lager bei Schilda in Bewegung; der

linke Flügel, vom Könige selbst befehligt, marschirte in drei Colonnen in einem langen Bogen gegen Osten um und durch den Dommitzscher Wald, um den rechten Flügel des kaiserlichen Heeres zu umgehen. Dieser Marsch durch den Wald ging sehr langsam von statten; denn es mußte sehr oft angehalten werden, um die getrennten Abtheilungen wieder anschließen zu lassen. Dazu kam der unvorhergesehene Angriff des österreichischen Dragoner-Regiments Saint-Ignon, welches den Zug des feindlichen Heeres aufzuhalten suchte. Dieses brave Regiment hatte sich im Walde verborgen, um die erste sich nähernde feindliche Truppe zu überfallen; allein der Anschlag wurde durch einige auf den Vorposten gemachte Gefangene verrathen und der Feind wußte darnach seine Gegenanstalten zu treffen. Als die Husaren des preußischen Vortrabs sich näherten, brachen die kaiserlichen Dragoner auf einen lichten Raum des Waldes heraus und warfen sich mit dem größten Ungestüm auf die Husaren, die von ihnen nur für eine Recognoscirungs-Abtheilung gehalten wurden. Diese waren zwar bald geworfen und wurden hitzig verfolgt; allein jetzt sah sich das kaiserliche Dragoner-Regiment mitten in der ganzen ersten Colonne des heranmarschirenden feindlichen Heeres. Mit großer Entschlossenheit und mit ziemlichem Glücke hauten sich die Dragoner hier durch; allein ehe sie noch wieder geordnet waren, stießen sie auf die zweite Colonne und nun war im dichten Walde keine Möglichkeit mehr durchzukommen; bis auf wenige, die sich retteten, wurde das ganze Regiment mit dem General Saint-Ignon gefangen.

Inzwischen hatte Daun von dem Anmarsche der Preußen Nachricht erhalten und demgemäß mittelst eines völligen Gegenmarsches seine Stellung dergestalt geändert, daß er mit seinem ersten Treffen Front gegen den von Norden herankommenden König

machte, während die Angriffe des nun im Rücken der Oesterreicher bereits herangerückten Generals Ziethen das zweite Treffen abzuwehren hatte. Es war also eine förmliche Doppelschlacht, welche sich hier die beiden größten Feldherren ihrer Zeit lieferten.

Es war beiläufig halb zwei Uhr nach Mittag, als der preußische König mit den ersten zwei Colonnen seiner Armee an dem Rande des Waldes gegenüber der österreichischen Aufstellung angelangt war; da er jetzt heftiges Kanonenfeuer von Süden her ertönend vernahm, das von einem Vorpostengefechte des Ziethen'schen Corps herrührte, so glaubte er, Ziethen sei im vollen Kampfe gegen die österreichische Armee begriffen, und ließ daher sogleich, obwohl sein drittes Treffen noch weit zurück war, seine Truppen zum Angriffe schreiten. Unter heftigem Sturm und Regen begann derselbe, wurde aber nach einstündigem Kampfe, besonders durch die ausgezeichneten Leistungen der österreichischen Artillerie, derart abgeschlagen, daß sich die Preußen mit einem Verluste von zwei Drittheilen ihrer Mannschaft zurückziehen mußten. Zwar versuchten mehrere preußische Batterien sich links neben dem Walde aufzustellen; aber sie konnten nicht zum laden kommen, weil Officiere, Kanoniere, Knechte und Pferde durch das österreichische Kartätschenfeuer in einem Augenblicke erschossen oder verwundet wurden. Die Kanonade war so fürchterlich, daß Friedrich zum General von Syburg sagte: „Haben Sie jemals eine stärkere Kanonade gehört? Ich wenigstens niemals!" Der Kern des preußischen Heeres, die tapferen Grenadiere erlitten eine fast an Vernichtung grenzende Niederlage. Der König selbst mußte zurückreiten, um nicht von der mit dem größten Ungestüm vorbrechenden kaiserlichen Reiterei gefangen genommen zu werden.

Der zweite Angriff der Preußen, unterstützt durch frische Bataillone, gelang anfänglich besser; sie drangen fast bis auf

die Süptitzer Höhen vor. Doch hier kam das Gefecht zum Stehen und als jetzt Daun selbst an der Spitze der Infanterie-Reserve in die preußischen Linien einbrach und fünf Cavallerieregimenter in die Front und linke Flanke derselben einhauen ließ, wurden sie wieder mit schweren Verlusten von den Höhen hinabgeworfen. Noch einen dritten Angriff wagten die Preußen an derselben Stelle; lebhaftes Feuer aus Gewehren und Geschützen leitete ihn ein; durch einen heftigen Ansturm der preußischen Infanterie und zweier eben auf dem Schlachtfelde angelangter Kürassierregimenter wurde die österreichische Infanterie zurückgedrängt und gerieth theilweise in Unordnung; als aber die kaiserliche Reiterei neuerdings mit ungemeiner Heftigkeit gegen das preußische Fußvolk vorbrach, das Regiment Prinz Heinrich fast ganz niederhieb und die übrigen wieder in den Wald zurückwarf, war bei Einbruch der Nacht die Schlacht für die Preußen verloren. Ziethen hatte zwar, auf der Leipziger Straße gegen die Süptitzer Höhen vorgerückt, mehrmals versucht sie zu ersteigen, war aber von dem Corps des General Lascy jedesmal zurückgeworfen worden. Auch hier trat bis zum Einbruch der Nacht keine für die Preußen günstige Wendung ein.

Beide Feldherren, König Friedrich und Daun, mußten sich jetzt hinter ihre Armee zurückbegeben, denn beide waren verwundet. Dem Könige waren zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden; eine Kugel hatte ihn an der Brust getroffen und ihm eine Quetschwunde verursacht; der mit Pelz gefütterte Mantel, Ueberrock, Leibrock und Weste hatten ihre Kraft gelähmt. Daun war schon bei dem zweiten Angriffe der Preußen, als er seine Truppen selbst gegen den Feind führte, durch eine Flintenkugel in den Schenkel verwundet worden, hatte aber trotz des großen Blutverlustes und der zunehmenden Schwäche

den Kampf bis zum Einbruch der Nacht geleitet und sich erst, nachdem auch der letzte Angriff der Preußen war zurückgeschlagen worden, nach Torgau begeben.

So war, wie gesagt, die Schlacht allseitig für die Kaiserlichen gewonnen; da trat in den ersten Stunden der Nacht einer jener im Kriege so häufigen Zufälle ein, welche einem, wie es scheint, schon entschiedenen Kampfe plötzlich eine andere Wendung zu geben vermögen. Und da Ziethen diesen Zufall auch sehr geschickt zu benützen verstand, so fielen die günstigen Folgen desselben dem preußischen Könige zu.

Den Schlüssel zu den Süptitzer Höhen bildete von der einen Seite ein Damm, der zwischen zwei zu Füßen der Anhöhen gelegenen Teichen hinlief. Daun hatte die Wichtigkeit dieses Punctes sehr wohl erkannt und zur Sicherung desselben 12 schwere Geschütze aufgestellt; den beiden Officieren, einem Hauptmann und einem Lieutenant, war befohlen, bei Verlust ihres Kopfes den Posten nicht zu verlassen. Als Daun verwundet sich nach Torgau begab, übernahm den Oberbefehl General Graf O'Donell, der dem rechten Flügel eine andere Aufstellung gab, wobei auch der Posten auf dem Damme aufgegeben werden sollte. Vergebens berief sich der Hauptmann auf den gemessenen Befehl des Oberfeldherrn, und wollte nicht vom Platze. „Herr", rief O'Donell, indem er ein Pistol zog, „ich schieße Sie nieder, wenn Sie nicht folgen! Wissen Sie nicht, daß Daun verwundet ist und ich jetzt das Commando habe?" Auf das fügten sich der Hauptmann und der Lieutenant, doch nicht ohne zuvor einige Officiere des nahestehenden darmstädtischen Reichs-Contingents zu Zeugen angerufen zu haben, daß ihnen Gewalt geschehen.

General Ziethen war mit seinem Corps am Fuße der Süptitzer Höhen, die er vergeblich zu stürmen versucht hatte, stehen geblieben, wartend, es werde dem Könige gelingen, die

Kaiserlichen zu werfen, um dann dem ihm ertheilten Befehle gemäß denselben in den Rücken zu fallen. Als die Nacht hereingebrochen war, erkannte er, daß des Königs Plan gescheitert sei und um nun dessen Rückzug zu decken, ließ er seine Truppen mehr links ziehen, um sich mit der Armee des Königs zu vereinigen. Bei dieser Bewegung gewahrte Oberstlieutenant von Möllendorf, daß der Damm zwischen den Süptitzer Teichen unbesetzt sei, und marschirte darüber. Diesem Beispiele folgte General Saldern mit der ganzen übrigen Infanterie und diese gelangte nun jenseits der Teiche durch das Süptitzer Wäldchen auf den Höhenrand. Denn das Dorf Süptitz und die Höhen waren jetzt nur von einem einzigen österreichischen Bataillone besetzt; Ziethen's Infanterie griff das Dorf an, nahm es und sein Corps setzte sich auf den Höhen fest.

Als der verwundete Daun in Torgau von diesem Vorgange Nachricht erhielt, sah er sogleich, daß alle Vortheile des vorausgegangenen siegreichen Kampfes verloren seien, und befahl, daß die Armee noch in der Nacht über die Elbe marschire und sich auf dem rechten Ufer nach Dresden zurückziehe; nur das Corps des Generals Lascy sollte zur Deckung der Hauptarmee den Rückzug auf dem linken Ufer antreten. Der Rückzug wurde in solcher Stille und Ordnung durchgeführt, daß bei anbrechendem Morgen die ganze Armee mit allem Geschütz und Feldgepäck auf dem linken Ufer zum Abmarsche bereit stand und alle Pontons ohne irgend einen Verlust aus dem Wasser gehoben waren. Die beiden Officiere, die ihre Stellung bei dem Damme verlassen hatten, ließ Daun vor ein Kriegsgericht stellen und nur die eidliche Aussage ihrer Darmstädter Kameraden rettete sie vom Tode.

Die Schlacht von Torgau, der letzte große Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen, war eine der blutigsten in

diesem Kriege, denn in derselben hatten an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten die Preußen 14.000, die Oesterreicher 16.000 Mann verloren.

35.

Ereignisse auf den andern Kriegsschauplätzen.

Während dieser Vorgänge an der Elbe hatte in Schlesien Loudon noch eine größere Unternehmung versucht. Er rückte vor Kosel, schloß am 20. October diese Festung ein und wollte sie, da zu einer regelrechten Belagerung die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt war, sogleich mit Sturm nehmen. Jedoch die Tapferkeit der Besatzung, die heftigen Herbstregen und die sumpfigen Umgebungen der Festung hinderten das Gelingen dieses Wagestückes. Als General Golz mit einem beträchtlichen preußischen Corps herangerückt kam, kehrte Loudon wieder in seine festen Stellungen im Gebirge zurück.

Auf den übrigen Kriegsschauplätzen war es während des Jahres 1760 zu keinen besonders bedeutenden oder folgenreichen Ereignissen gekommen.

Ende August war eine russische und schwedische Flotte vor Kolberg erschienen und hatte vom 20. August bis 2. September und dann nach einer dreitägigen durch einen Seesturm veranlaßten Unterbrechung neuerdings am 5. September die Festung bombardirt, während 7000 Mann Schweden sie von der Landseite umschlossen. Allein die kleine Besatzung unter dem tapfern Obersten Heyden vertheidigte die Stadt, trefflich von der Bürgerschaft unterstützt, auf das heldenmüthigste. Und als General Werner mit 4000 Mann zum Entsatze heranrückte,

zogen sich die Belagerungstruppen mit Hinterlassung von 22 Geschützen, vielem Pulver, Kugeln und Belagerungsgeräthe zurück; obwohl die Flotte noch bis zum 23. September die Stadt beschoß, so war Kolberg doch gerettet.

Auch sonst hatte der kleine Krieg in Pommern für die Schweden keine günstigen Erfolge. General Werner schlug sie am 3. October in dem Gefechte bei Pasewalk und nöthigte sie, über die Peene zurückzugehen. Im November wurde zwischen den Preußen einerseits und den Russen und Schweden anderseits ein Waffenstillstand geschlossen, welcher die Ruhe der Winterlager bis zum 16. März 1761 sicherte.

Auf dem Kriegsschauplatze im nordwestlichen Deutschland standen die Franzosen, 90.000 Mann unter Broglio am Oberrhein und Main und 25.000 Mann unter St. Germain am Niederrhein, dem vereinigten englisch-preußischen Heere, 75.000 Mann unter Herzog Ferdinand von Braunschweig, gegenüber. Erst Mitte Juni wurde hier der Feldzug eröffnet. Broglio rückte vom Main gegen Hessen und St. Germain von Düsseldorf aus vor. Die Hannoveraner wurden zurückgedrängt und die Franzosen besetzten Kassel. Auch auf dem linken Rheinufer mißlangen die Unternehmungen der Verbündeten gegen die Franzosen. Die Belagerung von Wesel mußte aufgehoben werden, und der Erbprinz von Braunschweig wurde in dem blutigen Gefechte von Campen am 16. October von den Franzosen geschlagen und mußte sich wieder über den Rhein zurückziehen.

So trat nun wieder allseitig in Folge des einbrechenden Winters Waffenruhe ein. Die kaiserliche Hauptarmee unter Feldmarschall Daun bezog in und um Dresden und im östlichen Sachsen die Winterquartiere; des preußischen Königs Haupt-

quartier war Leipzig, sein Heer lag in Cantonirungen von der Elbe bis in das sächsische Erzgebirge. Auch auf dem schlesischen Kriegsschauplatze bezogen Oesterreicher und Preußen, beide der Ruhe und Erholung im hohen Grade bedürftig, Winterquartiere. Allen kriegführenden Mächten fühlte man eine durch den schon so lange währenden Kampf immer steigende Ermüdung und Abspannung an. Auch die Leidenschaftlichkeit, mit der sich früher die Feinde gegenüberstanden, nahm besonders zwischen Oesterreich und Preußen merklich ab. Maria Theresia gestattete den verwundeten Preußen den Gebrauch der Bäder in Böhmen und in der Grafschaft Glatz; die Zufuhren zur Leipziger Messe erhielten freien Durchzug und der Postverkehr durch die beiderseitigen Heere wurde wieder aufgenommen.

Feldmarschall Daun begab sich während der Zeit der Waffenruhe zur Heilung seiner Wunden nach Wien. Als er sich der Stadt näherte, kam ihm Maria Theresia mit der ganzen kaiserlichen Familie zwei Meilen weit entgegen und brachte ihn wie im Triumphe nach der Hauptstadt.

1761.

36.

Verhandlungen und Rüstungen.

Trotz vielfacher im Winter von 1760 auf 1761 gepflogener Verhandlungen blieb die politische Lage und Stellung der kriegführenden Mächte zu einander auch in diesem Jahre im

Großen und Ganzen dieselbe, wie sie in den vorhergehenden gewesen.

In Großbritannien war am 25. October 1760 Friedrich's treuer Freund und Bundesgenosse, König Georg II., gestorben. Sein Enkel und Nachfolger Georg III. stand nicht in dem innigen persönlichen Verhältnisse zu dem Könige von Preußen, wie es bei seinem Großvater der Fall gewesen, und war auch der Fortsetzung des Krieges auf dem Festlande abgeneigt; jedoch den Bemühungen Pitt-Chatham's gelang es, daß der frühere Subsidienvertrag mit Preußen erneuert und auch die erforderlichen Gelder für das hannöverische Heer und für die übrigen mit Preußen und England verbündeten Fürsten vom Parlament bewilligt wurden. In Frankreich sehnten sich Volk und König nach Beendigung des so lange währenden Krieges. Um dies möglichst bald zu erreichen, wurden außerordentliche Anstrengungen für den bevorstehenden Feldzug gemacht und der Abschluß von Schutz- und Trutzbündnissen mit Mächten, welche bisher an dem Kriege noch nicht theilgenommen hatten, erstrebt. So kam am 15. August 1761 der bourbonische Familienvertrag zwischen Frankreich und Spanien zu Stande, laut dessen beide Mächte einander ihre Besitzungen gewährleisteten und einer für den anderen zu stehen sich verbanden; zugleich verpflichtete sich der König von Spanien am 1. Mai 1762 den Krieg an England zu erklären. Kaiserin Elisabeth von Rußland war, obwol schon körperlich sehr leidend, für die Fortsetzung des Kampfes und für das Festhalten an dem Bündnisse mit Oesterreich.

Das allgemein gefühlte Bedürfniß nach Frieden veranlaßte die kriegführenden Mächte, Bevollmächtigte zu Friedensverhandlungen in Augsburg zusammentreten zu lassen; diese Conferenz löste sich jedoch sehr bald wieder auf, sie war

nicht einmal über die Formen- und Etiquette-Fragen hinausgekommen.

Die gegen Preußen verbündeten Mächte kamen überein, daß für den bevorstehenden Feldzug Frankreich 150.000, Oesterreich 130.000, Rußland 100.000, das Reich 16—18.000 und Schweden 12.000 Mann stellen sollten; das betrug zwar über 400.000 Mann, doch waren es höchstens 300.000, welche in der That ins Feld zu rücken kamen. Als Kriegsplan wurde festgesetzt, daß, während Daun mit 60.000 Mann die Behauptung Sachsens zufiel, Loudon mit 70.000, verstärkt durch das 60.000 Mann zählende russische Hauptheer unter Buturlin, Schlesien erobern solle; einem andern russischen Heere von 40.000 Mann unter Romanzow sowie einer russischen und schwedischen Flotte wurde die Eroberung Kolbergs zugewiesen. Die Franzosen sollten ganz abgesondert für sich gegen das hannöverische Heer operiren.

Den zwar an Zahl großartigen, aber zersplitterten Streitkräften seiner Gegner hatte Friedrich II. etwa 170.000 Mann entgegenzustellen; Herzog Ferdinand und der Erbprinz von Braunschweig befehligten wieder das den Franzosen gegenüberstehende hannöverische Heer, 70.000 Mann, im nordwestlichen Deutschland. Prinz Heinrich sollte gegen Daun in Sachsen eine beobachtende Stellung einnehmen; der König selbst behielt sich die Vertheidigung Schlesiens gegen Loudon und Buturlin vor; dem Prinzen von Würtemberg übertrug er die Beschützung Pommerns, namentlich Kolbergs. Der preußische König, dem der Operationsplan der Russen und Oesterreicher durch den von ihm bestochenen russischen General Totleben verrathen worden war, erkannte sehr wohl, daß er sich in diesem Feldzuge auf Vertheidigung und Abwehr beschränken und nur bestrebt sein müsse, das zu vereiteln, was seine Feinde gegen

ihn unternehmen würden. Er konnte sein Heil jetzt nur im Hinhalten und Abwarten finden, und daher kam es, daß die beiden letzten Kriegsjahre nicht mehr wie die früheren große Schlachten aufzuweisen haben. Für den König von Preußen kam es jetzt nur darauf an, seine Streitkräfte so zu vertheilen, daß seine Länder dadurch möglichst gedeckt würden, und Stellungen einzunehmen, deren Lage und Stärke den Feind von entscheidenden Angriffen abschreckte.

Die Mittel zur Fortsetzung des Krieges herbeizuschaffen war für Friedrich trotz der furchtbaren Erpressungen, die er sich in Sachsen, Mecklenburg und Anhalt erlaubte, mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Die von ihm eroberten Länder und seine eigenen Erbstaaten waren bereits dergestalt ausgesogen, daß sie nicht mehr so viel liefern konnten, wie früher. Die Noth war in den vom Kriege heimgesuchten Ländern ungemein groß. Das Getreide mußte der Landmann um den fünften Theil des Marktpreises in die Militärmagazine abliefern. Handel und Gewerbe stockten, ansteckende Krankheiten wütheten in mehreren Gegenden und das Elend erreichte in manchen den höchsten Grad. Die englischen Hilfsgelder allein und dann das verzweiflungsvolle Mittel der Prägung schlechten Geldes machten es möglich, die Rüstungen und das Heer zu bezahlen. Der Ausfall an kriegsgeübten Truppen im letzten Feldzuge war kaum zu decken; namentlich waren Artilleristen und Pferde nicht in nöthiger Zahl zu erlangen, obwohl die Aushebungen mit der größten Härte durchgeführt wurden. Aus zusammengelaufenem lüderlichen Gesindel wurden acht Freibataillone gebildet, welche in Freundes- oder Feindesland, wo sie zu hausen kamen, schwere Gewaltthätigkeiten verübten. Auf Friedrich's Befehl wurde bei Eintreibung von Kriegssteuer und Lieferungen für sein Heer die äußerste Strenge angewendet; wo Naturalien nicht

selbst geleistet werden konnten, sollten sie in Geldbeträge umgewandelt und diese durch Einziehung von Geiseln und Androhung von Brand und Plünderung erzwungen werden. Die Magazine in Sachsen mußten mit zweimonatlicher Verpflegung für die Heere gefüllt werden und eben so rücksichtslos wurden die Aushebungen betrieben.

Am schwersten trafen die Kriegsleiden wieder Sachsen und namentlich Leipzig. Die Bewohner dieser Stadt waren im verflossenen Sommer dem Reichsheere freundlich entgegengekommen: aus Strafe dafür legte ihnen König Friedrich die Zahlung einer Kriegssteuer im Betrage von 1,000.000 Thalern auf; allein der Magistrat verweigerte standhaft die Leistung dieser enormen Summe. Vergeblich waren die Drohungen, die Stadt als eine eroberte zu betrachten, und selbst das Aufhängen von Pechkränzen an den Häusern als Vorbereitung zum Niederbrennen schreckte die Einwohner nicht. Nun griffen die Preußen zu dem barbarischen Mittel, 120 der angesehensten Einwohner und Magistratsbeamten wie Verbrecher gefangen zu setzen, und zwar so, daß sie, in enge Zimmer zusammengedrängt, mit Entbehrung der gewöhnlichsten Bequemlichkeiten ohne warme Speisen auf Stroh liegen mußten. Nach zehn peinlichen Tagen gab man zwar den größten Theil der Gefangenen frei, doch nur um die zurückbehaltenen 17 desto strenger zu behandeln. Sie wurden äußerst hart gefangen gehalten; der tägliche Morgengruß lautete: „Nun, ihr Hunde, wollt ihr bezahlen?“. Erst die Drohung, diese angesehenen Männer und Familienhäupter als Recruten nach Magdeburg zu liefern, brach nach vier Monaten ihren Muth.

37.

Loudon in Schlesien — Erstürmung von Schweidnitz — Begebenheiten auf den andern Kriegsschauplätzen.

Am 22. April endete der für die Winterszeit abgeschlossene Waffenstillstand an der schlesischen Grenze. Früh Morgens am folgenden Tage rückte Loudon in Schlesien ein und besetzte sogleich einen großen Strich dieses Landes über Jauer bis gegen Liegnitz hin. Der preußische General Golz zog sich vor ihm gegen Schweidnitz zurück und vereinigte sich dort am 13. Mai mit dem von Sachsen herübermarschirten Heere des Königs selbst. Da Loudon vor Beginn jeder größeren Unternehmung die Ankunft der Russen abwarten wollte, welche sich bereits unter Buturlin den schlesischen Grenzen näherten, so bezog er, ohne sich vorderhand in weitere Unternehmungen einzulassen, eine feste Stellung an der böhmisch-schlesischen Grenze.

Inzwischen rückten die Russen mit äußerster Langsamkeit, täglich nur 1½ Meile zurücklegend, vor; denn Kaiserin Elisabeth war sehr leidend, und Buturlin wollte sich bei ihrem Nachfolger Peter, dem maßlosen Bewunderer Friedrich's, durch eine kräftige Kriegführung nicht in gehässiges Licht stellen. Bei Namslau in Oberschlesien sollten die Russen über die Oder setzen und sich mit Loudon vereinigen; dieser entsandte daher einige Heeresabtheilungen, um den Verbündeten die Hand zu reichen. Er selbst ging auf Neisse los; aber König Friedrich kam ihm zuvor, erschien früher bei dieser Festung und verhinderte durch meisterhafte Bewegungen nicht blos das weitere Vordringen des kaiserlichen

Feldherrn, sondern auch dessen beabsichtigte Vereinigung mit den Russen. Da somit Loudon und Buturlin ihr Vorhaben, einander in Oberschlesien die Hand zu reichen, vereitelt sahen, so versuchten sie die Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere in Niederschlesien. Die Russen marschirten die Oder abwärts, und jetzt war es Loudon, welcher durch seine kunstvollen und raschen Märsche den preußischen König überflügelte und die Vereinigung mit Buturlin, nachdem dieser bei Leubus am 19. August über die Oder gegangen war, bei Jauer durchführte.

Friedrich II., welcher dieser großen, wider ihn angesammelten Macht im offenen Felde nicht Widerstand zu leisten vermochte, marschirte in die Nähe von Schweidnitz zurück und bezog ein festes Lager bei Bunzelwitz, welches er durch Schanzen, Palissaden, Minen, Wolfsgruben und dergleichen möglichst unangreifbar zu machen suchte. Dennoch schlug Loudon im Kriegsrathe einen Sturm auf dasselbe vor; allein Buturlin erklärte, daß er mit seinem Heere nichts wagen dürfe noch wolle, ja daß er selbst die österreichischen Truppen bei einem Angriffe auf dieses Lager höchstens mit einer kleineren Heeresabtheilung unterstützen würde. Da beschloß Loudon, mit dem österreichischen Heere jenen Angriff allein zu unternehmen, als ihn eine heftige Krankheit für mehrere Tage zur Unthätigkeit verurtheilte. Inzwischen hatte Friedrich, die ihm gegönnte Zeit bestens benützend, sein Lager dergestalt in Vertheidigungsstand gesetzt, daß Loudon allein es anzugreifen nicht mehr wagen durfte. So blieb dem kaiserlichen Feldherrn nichts übrig, als das feindliche Lager sorgfältig im Auge zu behalten und seinerseits in den festen Stellungen, die er einnahm, zu verharren.

Wie wir wissen, waren es vornehmlich politische Gründe, die den russischen Oberbefehlshaber von energischen Unternehmungen gegen den Preußenkönig zurückhielten; da nun auch

Schwierigkeiten in der Verpflegung der großen vereinigten Armeen Buturlin's und Loudon's eintraten, so brachen die Russen am 9. September auf, verließen das österreichische Heer, marschirten nach Liegnitz, gingen dann über die Oder und zogen sich langsam nach Polen zurück. Nur 12.000 Mann unter Černičew ließ Buturlin bei Loudon zurück. Nachdem König Friedrich des Abzuges der Russen sicher war, brach er am 26. September sein Lager bei Bunzelwitz ab und marschirte gegen Neisse, um Loudon vom Gebirge weg in die Ebene zu locken und ihn dann durch unvermuthete Eilmärsche von seinen Verbindungen mit Sachsen und der Lausitz abzuschneiden. Doch Loudon ging nicht in die ihm gelegte Falle, sondern verstand es, des Königs Abmarsch zur Ausführung einer der kühnsten Thaten dieses Krieges zu benützen.

Es galt, die Festung Schweidnitz unvermuthet zu überfallen und mit Sturm zu nehmen. Als Tag und Stunde des Angriffs wurde von Loudon der 1. October 3 Uhr Morgens bestimmt. Dabei sollte so lange als möglich das Feuer vermieden und nur mit dem Bajonnete vorgedrungen werden; nach Erstürmung des Glacis aber hätten die Colonnen sogleich in den bedeckten Weg und in den Graben zu springen, sich der Zugbrücken der Forts zu bemächtigen, keines Geschützes als des eroberten feindlichen sich zu bedienen; nach Eroberung der Forts sollte sogleich zum Sturme auf die Stadt geschritten werden und die Sturmcolonnen sollten zugleich mit den in die Stadt sich zurückziehenden Feinden in dieselbe eindringen. Dies waren Loudon's Anordnungen für den bevorstehenden Angriff. Die für den Sturm bestimmten Truppen wurden in vier Abtheilungen geschieden, deren jede eines der vier Forts anzugreifen hatte. Eine Abtheilung Croaten wurde zu einem Scheinangriffe auf

die Festung selbst von der Seite des Schweidnitzer Wassers beordert. Wenn jedoch Loudon darauf zählte, den Feind unvorbereitet zu finden, so sah er sich getäuscht. General Zastrow, der Befehlshaber von Schweidnitz, hatte durch Ueberläufer oder Bauern Nachricht von einem bevorstehenden Angriffe erhalten und seine Besatzungstruppen derart vertheilt, daß er vier Bataillone in die Außenwerke verlegte und mit einem Bataillon die Stadt besetzt hielt.

Am festgesetzten Tage um 3 Uhr Morgens begann der Angriff auf die Forts. Die kaiserlichen Truppen rückten auf allen Seiten, ohne einen Schuß zu thun, in der größten Geschwindigkeit und Stille an und hielten sich auch dann nicht auf, als sie sich entdeckt sahen. Trotz Wolfsgruben, Fußangeln und spanischen Reitern machten sich die Grenadiere, die an der Spitze jeder Abtheilung standen, Bahn mit dem Bajonnete, drangen in den bedeckten Weg und trieben die Feinde aus den Außenwerken der Forts. Ohne Verzug sprangen nun die vordersten Bataillone in den Graben, warfen sich auf den Rücken der Schanzen, erstiegen die Zugbrücken, und bald waren die Forts in ihren Händen. Am hartnäckigsten vertheidigte sich das Galgenfort gegen das Regiment Loudon, dem es erst nach dem dritten Angriffe gelang, Herr desselben zu werden. Von den eroberten Forts richteten die Sieger die gewonnenen feindlichen Geschütze auf die Stadt, die nicht lange mehr Widerstand leistete und mit stürmender Hand gewonnen wurde. Loudon's Entwurf war vollkommen gelungen; mit Anbruch des Tages war die Festung mit allen Werken in seinem Besitz und General Zastrow mußte sich mit der Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben. Außer 3776 Mann an Gefangenen waren 211 Kanonen, große Vorräthe an Kriegsbedarf jeder Art und wohl gefüllte Magazine die reiche Beute dieser glänzenden Waffenthat. Wie tapfer auf beiden Seiten

war gekämpft worden, beweisen die Verluste der Oesterreicher, welche 500 Mann an Todten und 1179 an Verwundeten betrugen. In der gewonnenen Stadt wurde von den Siegern die strengste Mannszucht beobachtet.

Die Eroberung von Schweidnitz war für die kaiserliche Armee darum von so großer Wichtigkeit, weil sie in Folge derselben die Winterquartiere in Schlesien beziehen konnte, was ihr bisher noch in keinem der vorhergegangenen sechs Kriegsjahre gelungen war. Der preußische König war durch Loudon's kühne That vollkommen überrascht worden; sein Plan, noch in diesem Spätherbste in Mähren einzufallen, wurde dadurch vollständig zerrissen. Ende November bezogen beide Heere die Winterquartiere, das kaiserliche von der Oder bei Ratibor an bis über Hirschberg hinaus, das preußische in und um Breslau.

Während Loudon's Feldzug in Schlesien war es Daun's Aufgabe gewesen, die von den kaiserlichen Truppen besetzten Theile Sachsens zu behaupten und die ihm gegenüberstehende 30.000 Mann starke Armee unter dem Befehle des Prinzen Heinrich hier festzuhalten. Unterstützt wurde Daun durch die Reichsarmee, welche unter Feldmarschall Serbelloni die Städte Gera, Zeitz und Naumburg besetzte und dadurch die linke Flanke von Daun's Stellungen deckte. Es kam auf diesem Kriegsschauplatze zu gar keinem irgendwie entscheidenden Ereignisse; nur Vorpostengefechte und Plänkeleien fielen vor. Im Monate December bezogen die beiderseitigen Heere die Winterquartiere, so ziemlich dieselben, welche sie schon im vorigen Jahre innegehabt hatten.

Was den Russen im vorigen Jahre mißlungen war, die Eroberung von Kolberg, war in diesem Feldzuge mit besserem Erfolge neuerdings versucht worden. Die Gewinnung eines festen Punctes an der Ostsee überhaupt, und insbesondere für diesen Krieg als Stützpunct für weitere Unternehmungen und zur Deckung ihrer Winterquartiere, war für die Russen von außerordentlicher Wichtigkeit. Als General Romanzow mit einer 8000 Mann starken Heeresabtheilung in Pommern einrückte, ging der die Preußen dort befehligende Prinz von Würtemberg mit 12.000 Mann in das stark verschanzte Lager vor Kolberg zurück. Die Russen verstärkten sich allmälig auf 15.000, später auf 20.000 Mann und schlossen das preußische Lager ein; eine russisch-schwedische Flotte erschien vor der Stadt, und nun wurden Lager und Stadt von Romanzow belagert, von der See- und Landseite beschossen. Ein Versuch ihrer Gegner, die Festung zu entsetzen und die Russen zum Rückzug zu zwingen, scheiterte. Zwar gelang es dem Prinzen von Würtemberg noch am 14. November durch einen kühnen und gelungenen Marsch, aus dem schon schwer bedrohten Lager abzuziehen und sich mit seinen zwölftausend Mann zu retten; allein seine weiteren Versuche, durch kriegerische Bewegungen im Rücken der Russen diese zum Abzuge zu bewegen, blieben in Folge der harten Witterung, des Mangels an Lebensmitteln und der Uebermacht der Gegner vergeblich. Kolberg mußte sich am 16. December mit 3000 Mann Besatzung den Russen ergeben.

Der Krieg im nordwestlichen Deutschland zwischen den Franzosen unter Broglio und dem hannöverischen Heere hatte schon mit Anfang Februar begonnen. Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte seine Feinde noch in ihren Winterquartieren überfallen, ihnen mehrere siegreiche Gefechte geliefert, sie bis an

den unteren Main zurückgejagt und ihre Magazine in Hessen zerstört. Die Belagerung von Kassel jedoch mißlang dem Herzog, indem Broglio mit einem starken Entsatzheere heranrückte und ihn am 1. April zum Rückzuge in seine früheren Stellungen nöthigte. Erst im Juli begann der Kampf wieder. Broglio und Soubise vereinigten sich und brachten somit ihre Heere auf 100.000 Mann. Bei Vellinghausen kam es am 15. und 16. Juli zum Gefechte; Ferdinand wies mit Tapferkeit und Ausdauer die Angriffe Broglio's ab, worauf sich die beiden französischen Heere wieder trennten und Westphalen, Hessen und das Braunschweigische brandschatzten, bis sie wieder die Winterquartiere bezogen.

Auch der Feldzug der 15.000 Mann starken Schweden unter General Ehrenswärd war für diese ohne Erfolg. Der preußische Oberst von Belling wußte sie mit nur 2500 Mann durch unerwartete Märsche und durch häufige Angriffe, wobei er ihnen nicht unbedeutende Verluste an Todten, Verwundeten und Gefangenen zufügte, so lange hinzuhalten, bis die rauhe Jahreszeit eintrat und ihre Absichten auf die Uckermark und Mecklenburg nicht mehr durchgeführt werden konnten.

1762.

38.

Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland und dessen Folgen.

Das Kriegsjahr 1761 hatte für König Friedrich mit einem schweren Verluste geendet. Durch die Eroberung von Schweidnitz war Loudon Herr eines großen Theiles von Schlesien geworden

und hatte namentlich das Gebirge inne, das ihm bei dem Beginne des nächstjährigen Feldzuges als vortrefflicher Stützpunct für seine weiteren Unternehmungen dienen konnte. Auch Daun in Sachsen stand in günstig gelegenen Winterquartieren; die Russen endlich hatten Preußen, Hinter-Pommern und die Neumark besetzt und konnten von dem jüngst eroberten Kolberg aus Stettin und Küstrin bedrohen.

So war der preußische König, außer einem Theile von Sachsen, nur auf wenig mehr als die Hälfte seiner Erbstaaten beschränkt, aus denen er sich die Hilfsmittel für das siebente Kriegsjahr verschaffen sollte. Sein Heer war auf 60.000 Mann zusammengeschmolzen und die Mittel es zu ergänzen fehlten ihm; der Reiterei, den Geschützen, dem Fuhrwesen mangelte es an Pferden, die Magazine leerten sich ohne Aussicht auf Ersatz.

Auch die politischen Verhältnisse gestalteten sich für Preußen immer ungünstiger. In England trat Pitt-Chatham, welcher die Seele des Bündnisses mit Preußen war, aus dem Ministerium; jetzt erlangte der friedliebende Lord Bute einen so bedeutenden Einfluß, daß der Subsidienvertrag mit Preußen nicht mehr erneuert und dadurch Friedrich II. seine kräftigste Geldquelle entzogen wurde. Auch die von Anfang höchst zweifelhafte Hoffnung auf einen Angriffskrieg der Tartaren in der Krim gegen Rußland, sowie der Türkei gegen Oesterreich erwies sich als eitel. Da war es ein glücklicher Zufall, der jetzt den preußischen König aus seiner höchst bedenklichen Lage rettete.

Am 5. Januar 1762 starb die Zarin Elisabeth von Rußland und Peter III., der maßloseste Bewunderer des Preußenkönigs, bestieg den russischen Thron. Schon als Thronfolger hatte er, trotz der argwöhnischen Wachsamkeit der Kaiserin,

einen lebhaften Verkehr mit Friedrich unterhalten. Und seine Hinneigung zu dem Könige, die Ueberschwenglichkeit, mit der Peter ihm und seinen Thaten huldigte, war keineswegs Geheimniß geblieben. Die Generale, welche an der Spitze der auf Elisabeth's Befehl gegen Preußen operirenden Armeen standen, handelten mehrfach aus Rücksicht für den Thronfolger gegen ihre Instructionen und verfolgten ihre Siege schlecht oder gar nicht, besonders wenn sich der Gesundheitszustand der schon lang kränkelnden Elisabeth bedenklicher gestaltete. Auch auf Rußlands Staatsmänner wirkten diese oder ähnliche Beweggründe entscheidend ein. Dies war schon 1757 bei dem Rückzuge der Fall gewesen, welchen Marschall Apraxin nach dem Siege bei Groß-Jägerndorf auf Bestušew's Befehl angetreten hatte. Aus denselben Gründen hatte 1758 Soltikow die Siege bei Kay und Kunersdorf nicht benützt, wodurch Friedrich in seiner bedrängtesten Lage die Rettung möglich geworden war. Als nun Peter III. den Thron bestieg, war es eine seiner ersten Regentenhandlungen, den seit 1750 unterbrochenen diplomatischen Verkehr zwischen Rußland und Preußen wieder amtlich anzuknüpfen. Es ist unläugbar, daß damit eine bedeutende Aenderung in den Verhältnissen der europäischen Staaten zu einander, ein Umschwung in der politischen Weltlage eintrat, den man zwar bei den allbekannten Ansichten Peter's vorausgesehen, aber durchaus nicht als so rasch bevorstehend betrachtet hatte. Friedrich selbst war von den zu erwartenden Vorgängen durch seine politischen Agenten, die er allerorten hatte, auf das beste unterrichtet. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1761 sah er Elisabeth's Ableben entgegen, und als in den ersten Tagen des folgenden Jahres ihr Tod erfolgte, sandte Zar Peter III. bereits am 6. Januar an ihn einen Vertrauten, der dem Wunsche Ausdruck zu geben hatte, einen preußischen Gesandten am Petersburger

Hofe baldigst empfangen zu können. In Kürze folgten Befehle an die russischen Generale zur Einstellung der Feindseligkeiten und am 16. Februar der Abschluß eines Waffenstillstandes. General Černičew mußte sich mit seiner Heeresabtheilung sogleich von Loudon trennen und den Rückmarsch aus dem Glatzischen nach Polen antreten; alle in russischer Gefangenschaft befindlichen Officiere wurden sogleich in Freiheit gesetzt, und als König Friedrich hierauf alle russischen Kriegsgefangenen ohne Unterschied entließ, erwiederte der Zar diese Freundlichkeit durch Rücksendung aller preußischen Gefangenen und Ueberlassung aller während des Krieges auf preußischem Gebiete angelegten russischen Magazine.

Friedrich II. hatte sogleich nach Peter's Thronbesteigung sein Glückwunschschreiben übersendet und ließ demselben unmittelbar den Obersten Bernhard Wilhelm von der Goltz als seinen Gesandten am russischen Hofe folgen, mit den gemessensten Weisungen, möglichst bald einen günstigen Frieden zu erwirken. Obwohl in St. Petersburg fast nur der Zar, freilich überaus günstig, für Friedrich gestimmt war, hingegen die Feinde Preußens eine starke Partei bildeten, kam der Friede binnen wenigen Wochen zu Stande und wurde am 5. Mai 1762 unterzeichnet. Der Kaiser versprach, alles was Rußland von Preußen erobert hatte, binnen zwei Monaten zurückzugeben und auch den Frieden Preußens mit Schweden zu befördern. In einem zweiten abgesonderten Artikel wurden weitere Verhandlungen über ein abzuschließendes Bündniß zwischen beiden Mächten bedungen. Wenige Wochen später, am 22. Mai, kam es auch zum Frieden zwischen Preußen und Schweden, in welchem sich dieser Staat von dem Bunde gegen Preußen lossagte; die Gefangenen gab man gegenseitig frei; die Grenzen beider Staaten wurden wie vor dem Ausbruche des Krieges hergestellt.

Peter's Hingebung an Friedrich hielt in gleicher Weise an. Er erbat sich und erhielt von Friedrich die Inhaberschaft eines preußischen Regimentes und freute sich fast kindisch, als ihn der König zum Generalmajor und gleich darauf zum Generallieutenant ernannte, ihm die Uniform seines Regimentes und den schwarzen Adlerorden schickte und sich die Inhaberschaft über ein russisches Regiment ausbat. Nun mußte in Rußland, zum großen Aergerniß der nationalen Partei, alles auf preußischen Fuß eingerichtet werden. Der Zar erschien mit großer Vorliebe in preußischer Uniform, trug beständig einen Ring, den ihm der König durch Goltz geschickt hatte, und küßte das in diesem Ringe befindliche Bild Friedrich's. Fast in jedem seiner Gemächer sowie ober seinem Bette konnte man ein Bildniß des preußischen Königs sehen, von welchem Peter III. mit überschwenglicher Begeisterung als von seinem Herrn sprach.

Am 19. Juni 1762 wurde in St. Petersburg das in dem Friedensvertrage vom 5. Mai schon angedeutete Bündniß zwischen beiden Staaten abgeschlossen, worin Rußland dem preußischen Könige alle seine Staaten verbürgte und beide Theile im Falle eines Angriffskrieges einander 15.000 Mann Hilfstruppen zusicherten — doch zwei Wochen später war Peter III. nicht mehr Zar, seine Gemahlin K a t h a r i n a II. hatte ihn am 9. Juli vom Throne gestürzt. In Folge dieses Ereignisses kam zwar jenes Schutz- und Trutzbündniß von Seite Rußlands nicht zur Bestätigung; es war aber durch zwei seiner Artikel bereits der Keim zu jenen Verhandlungen zwischen beiden Staaten gelegt, die später P o l e n's Untergang herbeiführten.

Denn schon jetzt sagten Rußland und Preußen einander zu, sich dafür verwenden zu wollen, daß die Dissidenten (Nicht-Katholischen) in Polen wieder in ihre Rechte eingesetzt würden; sie erklärten ihre Sorgfalt dahin zu richten, daß der Republik

Polen ihr Recht der Königswahl erhalten bleibe, ja nöthigenfalls mit bewaffneter Hand zu verhindern, daß es in ein Erbreich verwandelt würde; endlich kamen sie überein dahin zu wirken, daß nach dem Tode des jetzigen Königs die Wahl seines Nachfolgers auf einen Piasten (polnischen Edelmann) falle.

Es lag diesen Verabredungen unverkennbar die Absicht zu Grunde, den Geist der Unordnung und Willkür, woran die polnischen Verfassungszustände seit Jahrhunderten siechten, bleibend zu machen und dadurch den Staat seinem Untergange zu weihen; wurde vollends ein einheimischer Edelmann auf den Thron Polens berufen, so ließ sich dadurch am leichtesten ein Prinz des Hauses Oesterreich oder eines andern mächtigen Staates fern halten; ein Piast blieb den Nachbarstaaten gegenüber immer machtlos und die Republik unter einem solchen den äußeren Einflüssen jederzeit zugänglich. Die ähnlichen Bestimmungen des Vertrages vom April 1764, der für Polen's Schicksal entscheidend wurde, beweisen, daß dieser Act mehr oder weniger nur als eine Ueberarbeitung des Vertrages vom Juni 1762 anzusehen ist.

Sogleich nach Peter's Sturz hatten sich aber die innigen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen bedeutend gelockert. Katharina II. erklärte zwar, sie wolle mit König Friedrich Frieden halten, wenn er nicht selbst Veranlassung zum Bruche gäbe, indem er etwa den freien Abzug des russischen Hilfsheeres unter Soltikow zu hindern suche; jedoch von einer Bestätigung des Schutz- und Trutzbündnisses vom 19. Juni war keine Rede mehr.

39.

Der letzte Feldzug.

Dem Könige von Preußen gelang es nur durch Anwendung der größten Härte und der schwersten Bedrückungen, besonders in dem unglücklichen Sachsen — in Folge dessen es selbst zu Zwistigkeiten zwischen ihm und seinem Bruder Heinrich kam —, sein Heer auf 120.000 Mann mit 667 Kanonen zu bringen, wozu noch 20.000 Russen unter Černičew, jetzt die Bundesgenossen der Preußen, stießen. Der König stand mit 78.000 Mann in Schlesien, Prinz Heinrich mit 42.000 Mann in Sachsen. Das Heer Maria Theresiens belief sich mit den Reichs- und Kreistruppen auf 155.000 Mann, welche von jenseits der Oder am Nordfuße der schlesischen Gebirge, in der Lausitz und in Sachsen standen, und deren linke Flanke, von dem Reichsheere gebildet, sich nach Thüringen bis über die Saale hinaus erstreckte. Im Oberbefehl ging bei den Oesterreichern eine Veränderung in der Art vor sich, daß Daun selbst in Schlesien, weil man dort den Hauptangriff des Königs erwartete, den Oberbefehl erhielt, während dem Feldmarschall Serbelloni die Vertheidigung Sachsens, dem Prinzen von Stolberg die Führung der Reichsarmee und dem General Haddik der Befehl über die dieser zugetheilten österreichischen Truppen übertragen wurde.

Sehr früh im Jahre, schon im Monat Februar, begann diesmal der kleine Krieg in Sachsen, indem noch während des Winters die Preußen durch vordringende Streifcorps von Pegau nach Leipzig zurückgeworfen und ihnen Merseburg und Halle in gelungenen Ueberfällen entrissen wurden. Der eigentliche Feldzug wurde aber durch den Versuch eröffnet, die Vereinigung der Reichsarmee mit der österreichischen Heeresabtheilung

bei Dresden zu Stande zu bringen. Dies gelang jedoch nicht; denn Prinz Heinrich drängte die Reichstruppen über die Mulde zurück und zwang den österreichischen General Macquire sich von Freiberg nach Dippoldiswalde zurückzuziehen. Da somit die beiden kaiserlichen Armeen weit von einander getrennt waren, wagte Oberst Kleist mit einem preußischen Streifcorps Einfälle über das Erzgebirge nach Böhmen, denen erst der mit 10.000 Mann von Serbelloni nach Teplitz entsandte Fürst Löwenstein ein Ende machte.

Diese ungünstigen Erfolge scheinen Maria Theresia zu einem Wechsel im Obercommando bestimmt zu haben. Feldmarschall Serbelloni erhielt das Generalcommando in der Lombardie, und statt seiner übernahm der General der Cavallerie Graf Haddik den Oberbefehl über die österreichische Armee in Sachsen. In der That gelang es diesem, die Preußen aus ihren Stellungen zu verdrängen. Der Führer der Reichsarmee, Prinz Stolberg, siegte unterstützt von Haddik am 15. October in dem Gefechte bei Freiberg und drängte den Prinzen Heinrich bis an die Mulde zurück. Ehe aber die Reichsarmee in ihren neuen Stellungen sich festsetzen und von Haddik Verstärkungen erhalten konnte, schritt Heinrich am 29. October ganz unerwartet zum Angriff, schlug sie und zwang sie zum Rückzug bis Dippoldiswalde. Gegen die feste Stellung der Oesterreicher bei Dresden vermochten jedoch die Preußen nichts zu unternehmen, obwohl der König selbst, von Schlesien kommend, im November hier den Oberbefehl übernahm.

Während dieser Vorgänge in Sachsen waren sich in Schlesien Daun und Friedrich II. gegenübergestanden. Das preußische Heer zählte 78.000 Mann, zu denen noch Ende Juni 20.000 Russen unter Černičew stießen, während die österreichische Armee in Schlesien nur 88.000 Mann stark war, von denen

28.000 auf die Festungen und die zu schützenden Positionen im Gebirge entfielen. Die übrigen 60.000 Mann bezogen unter Daun's unmittelbarem Befehle zwei Stunden vor Schweidnitz zwischen dem Zobtenberge und dem Schweidnitzwasser ein festes Lager. Erst nachdem sich das russische Hilfscorps mit der preußischen Armee vereinigt und diese dadurch ein bedeutendes Uebergewicht erlangt hatte, begann der König seine Operationen, deren Zweck dahin ging, das österreichische Heer aus seiner Stellung vor Schweidnitz zurück in das Gebirge oder nach Böhmen zu drängen, um sodann zur Wiedereroberung der Festung zu schreiten. In Folge des Vorrückens Friedrich's kam es, während Daun sich näher an Schweidnitz zog, in den ersten Tagen des Monats Juli zu einer Reihe von kleinen Gefechten und Angriffen der Preußen gegen den linken Flügel des kaiserlichen Heeres, wodurch dieses allerdings etwas zurückweichen mußte. Doch des Königs Hauptabsicht wurde dabei nicht erreicht. Daun machte keine Miene, mit der ganzen Armee oder wenigstens mit dem größten Theile derselben zur Deckung Böhmens zurückzugehen; Friedrich II. beschloß daher, sein Ziel durch einen Angriff auf den rechten Flügel zu erreichen.

Die Nachrichten, welche er so eben aus St. Petersburg erhielt, beschleunigten die Ausführung seiner Entschlüsse. Zar Peter III. war, wie früher erzählt, am 9. Juli von seiner Gemahlin entthront worden, und eine der ersten Regierungshandlungen von Katharina II. war der Befehl an Černičew, sich mit seinen Truppen sogleich von der preußischen Armee zu trennen und nach Rußland zurückzumarschiren. Des Königs Entwürfe wären dadurch vollkommen vereitelt worden; es galt daher, diesen Schlag nach Kräften zu pariren; seiner überwältigenden Beredsamkeit gelang es, Černičew zu bewegen, den Befehl seiner Monarchin ignorirend noch drei Tage an der Seite des preußischen Heeres

zu bleiben, jedoch ohne sich in einen Kampf mit den Oesterreichern einzulassen. Und in der That erreichte Friedrich II. in diesen drei Tagen mit Hilfe der zweideutigen Unterstützung, die ihm der russische General zutheil werden ließ, sein Ziel. Als nämlich die Preußen am 20. Juli zum Angriff gegen den rechten Flügel der kaiserlichen Stellungen schritten, marschirte Černičew mit seinem Corps vor dem Lager wie kampfbereit auf und veranlaßte Daun, zwei Brigaden gegen die Russen zur Beobachtung aufzustellen, wodurch die Hauptstellung der Oesterreicher bei Burkersdorf geschwächt wurde. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli gelang es in Folge dessen den Preußen, das Schloß Burkersdorf und die Schanzen bei Leutmannsdorf zu nehmen. Daun mußte, um nicht umgangen und von dem Hauptstützpuncte seiner Unternehmungen abgeschnitten zu werden, zurückgehen und bezog feste Stellungen an der Grenze, um Böhmen und die Grafschaft Glatz zu decken.

Jetzt konnte Friedrich II. zur Belagerung von Schweidnitz schreiten. Es war die letzte Waffenthat des siebenjährigen Krieges, ein Kampf, in welchem sowohl die kaiserliche Besatzung der Festung unter General Guasco, wie die Belagerer unter Tauenzien alles aufboten, was sich an Muth, Entschlossenheit und Ausdauer sowie an Kenntnissen in der Belagerungskunst von den besten Truppen erwarten ließ. In der Nacht vom 7. auf den 8. August wurden die Laufgräben eröffnet, die Arbeiten der Belagerer jedoch häufig durch tüchtige Gegenwehr und kühne Ausfälle gestört. Der König hielt den Fall des Platzes in zehn bis zwölf Tagen für sicher; später am 26. September schrieb er freilich schon: „Ich habe mit zuviel Eigendünkel das Ende der Belagerung auf den 12. angegeben. Wir müssen sechs Wochen verwenden, um einen Platz wieder zu nehmen, welchen wir in zwei Stunden verloren haben." Aber aus sechs Wochen wurden acht und noch hielt sich Guasco in

Schweidnitz. In der größten Ausdehnung wurde der unterirdische Krieg geführt. Die Belagerer wandten alles an, um durch ihre Minen oder durch Sturm die Festung zu bezwingen, aber die Belagerten vereitelten durch Gegenminen jede ihrer Bemühungen und zerstörten oft in kurzer Zeit durch glückliche Ausfälle die schwierigsten und langwierigsten Arbeiten der Feinde. Auch die von dem preußischen Ingenieur-Major Lefebvre erfundenen Druckkugeln, die hier zum ersten Male zur Anwendung kamen, machten nicht die gehoffte Wirkung. Am 23. September übernahm der König selbst die Leitung der Belagerung und noch am 4. October äußerte er sich, daß er das Ende derselben nicht absehe. Da kam ein glücklicher Zufall den Belagerern zu Hilfe. Am 8. October schlug eine Granate in ein großes Pulvermagazin des Jauernicker Forts, das Feuer fing und mit 260 Mann Besatzung in die Luft flog, wodurch der Graben verschüttet und der Zugang offen gelegt wurde. Zwar schlugen die Kaiserlichen trotz dieses Unfalls den von den Preußen in der folgenden Nacht gegen diese Bresche versuchten Sturm zweimal zurück. Da aber die durch die Explosion verwüstete Stelle nicht mehr sturmfrei wiederherzustellen war, und da sich die Besatzung durch 64 Tage mit unvergleichlichem Heldenmuthe in einem Platze, der eigentlich gegen eine regelmäßige Belagerung gar nicht widerstandsfähig war, gehalten hatte, so entschloß sich Graf Guasco, um nicht durch eine nur um wenige Tage verlängerte Vertheidigung das Leben von Tausenden der tapfersten Krieger zu opfern, zur Uebergabe. Am 11. October marschirte die Besatzung, 218 Officiere und 8694 Mann, mit allen kriegerischen Ehren aus der Festung durch die preußischen Bataillone und streckte dann die Waffen. Die Oesterreicher hatten 3000, die Preußen 3500 Mann in dem Kampfe um Schweidnitz verloren.

Der Fall dieser Stadt beendete den Feldzug in Schlesien. Am 24. November wurden zwischen den beiden kriegführenden Theilen Waffenstillstands-Verträge für Schlesien und für Sachsen abgeschlossen und die Armeen bezogen die Winterquartiere.

Die französische Armee im nordwestlichen Deutschland hatte in diesem Jahre nur einen Vertheidigungskrieg geführt und erwartete auch von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig keinen entschiedenen Angriff. Doch dieser rückte ganz unerwartet von der Weser gegen die Diemel vor und nöthigte nach mehreren siegreichen Gefechten die Franzosen zum Rückzuge in das feste Lager bei Kassel. Er setzte darauf den kleinen Krieg lebhaft fort, indem er die Magazine der Franzosen zerstörte, sich ihres Gepäckes bemächtigte, einzelne Abtheilungen überfiel, kleine befestigte Plätze nahm. Seine Absicht ging dahin, durch unablässige Angriffe und Beunruhigungen die Gegner zum Rückzuge zu nöthigen. Die Befehlshaber des französischen Heeres, Soubise und d'Estrées, hatten zwar den ausdrücklichen Befehl, Kassel und Hessen um jeden Preis zu halten; als sie aber nochmals, am 23. Juli, von dem Herzog von Braunschweig mit großer Kühnheit bei Lutternberg angegriffen wurden, verließen sie ihre festen Stellungen bei Kassel. Prinz Ferdinand schritt zur Belagerung dieser Stadt, welche sich ihm nach nur dreizehntägiger Vertheidigung ergab.

1763.

40.

Frieden.

Sieben volle Jahre schon währte das blutige Waffenspiel; fast alle Mächte Europa's, von Rußland an bis nach Spanien und England, waren in diesen aufreibenden Kampf verwickelt worden; Hunderttausende der tapfersten Krieger und Millionen von Gulden waren geopfert worden, die herrlichsten Striche des deutschen Landes mußten unsägliche Heimsuchungen ertragen, die Felder lagen verwüstet und der Wohlstand der Städte war seit langem geknickt.

Wie wäre es da nicht erklärlich, daß alle kriegführenden Mächte sich nach Frieden sehnten, nach Ruhe, um die Wunden, welche der Krieg den Ländern und Völkern geschlagen, zur Heilung bringen zu können!

Vor allen wünschte ihn Frankreich auf das sehnlichste. Seine Finanzen waren erschöpft, Handel und Gewerbe lagen darnieder, seine Flotten waren in dem gleichzeitigen Seekriege von den Briten vernichtet, seine Colonien erobert worden. Spanien, Frankreichs Bundesgenosse, hatte an England die Insel Cuba, die Perle seiner Krone, und andere auswärtige Besitzthümer verloren und war außer Stande den Krieg fortzusetzen. Englands Flotten beherrschten das Meer. Da aber auch Lord Bute aus Parteirücksichten für die möglichst schnelle Beendigung des Krieges war, so führten die zwischen England, Frankreich und Spanien angeknüpften Unterhandlungen zu einem raschen Ergebnisse. Am 3. November 1762 wurden zwischen diesen drei

Mächten die Präliminarien unterzeichnet, denen am 10. Februar 1763 der Pariser Friede folgte. England erklärte, daß es sich von Preußen, und Frankreich, daß es sich von Oesterreich lossagen wolle, wenn diese beiden Mächte den Krieg über den 15. März 1763 hinaus verlängern würden. Frankreich büßte in diesem Frieden seine schönsten Colonien ein, indem es ganz Louisiana mit Ausnahme der Stadt Neu-Orleans, Neu-Schottland, Canada, Cap Breton, Dominique, Tabago, St. Vincent, Grenada und die Grenadinen, die Besitzungen am Senegal und an der Küste Koromandel an England abtreten mußte. Spanien erhielt Cuba zurück, trat aber seinen Antheil an Louisiana an die Briten ab.

Der Friedensschluß zwischen England, Frankreich und Spanien beförderte das Zustandekommen des Friedenswerkes zwischen Österreich und Preußen; denn beide Mächte standen sich nunmehr allein ohne Bundesgenossen gegenüber. Eingeleitet wurde es durch die Unterhandlungen des Abgesandten des Kurprinzen von Sachsen mit dem Könige Friedrich in Meißen und später in Leipzig. Ende December 1762 traten die mit umfassenden Vollmachten versehenen Vertreter von Österreich, Preußen und Sachsen, Hofrath Kollenbach, Legationsrath Hertzberg, der spätere Staatsminister, und Geheimrath Fritsch auf dem Schlosse Hubertsburg unfern Leipzig zusammen, um den Friedensvertrag zu entwerfen. Nur bei drei Puncten desselben ergaben sich Schwierigkeiten. Diese waren die Rückgabe der Grafschaft Glatz an Preußen, der Heimfall von Ansbach und Bayreuth an Brandenburg und die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König. Friedrich gab bei dem letzten Puncte nach, Maria Theresia bei den zwei andern, und so kam es am 15. Februar 1763 zum Abschluß des Friedens. Der Besitzstand der drei vertragschließenden Mächte wurde dadurch so hergestellt,

wie er vor Beginn des Krieges auf Grundlage des Dresdner und Breslauer Friedens gewesen war. Sachsen wurde von den Preußen geräumt; zuvor jedoch mußte es noch einmal, wie schon so oftmals vorher, die Härte des preußischen Joches fühlen. Die sächsischen Einwohner wollten sich in Rücksicht des nahen Friedens mit fernern Lieferungen und Zahlungen nicht übereilen. Allein da ließ Friedrich II. reiche Leute in Verhaft nehmen, Jünglinge aus wohlhabenden Familien mit dem Soldatenstande, ganze Städte mit der Plünderung bedrohen. Selbst die gutmüthigsten Befehlshaber mußten, durch königliche Befehle gedrängt, solche Gewaltmaßregeln anwenden, und so wurde der Zweck wenigstens theilweise erreicht, große Summen, die man nie zu zahlen gedachte, wurden zusammengebracht.

Wie stand es nun mit den Staaten, die endlich wieder die Segnungen des Friedens genießen konnten? welchen Einfluß hatte der Krieg auf sie geübt? wie gingen sie aus demselben hervor?

Rußland, obwohl es mit großen Heeren an dem Kampfe theilgenommen, wurde von demselben in seinen inneren Verhältnissen am wenigsten berührt; denn ferne von des Zarenreiches Grenzen hatte der Krieg getobt. Dagegen stärkte derselbe nach außen hin Rußlands Stellung zu den übrigen Mächten Europa's. Schon bei den diplomatischen Verhandlungen, die dem Kriege vorangegangen waren, trat es zum ersten Male in rein mitteleuropäischen Fragen als berechtigter Theilnehmer auf, blieb auch durch seine Mitwirkung an dem Kriege in dieser Stellung, bahnte dadurch die Erwerbung eines großen Theiles von Polen an und befestigte sich so immer mehr als europäische Großmacht, wozu zwar schon Peter der Große den Grund gelegt hatte, allein erst der zweiten Katharina war es vorbehalten, dies Ziel im Geiste ihres großen Vorgängers zu erreichen.

Schweden verlor und gewann zwar nichts in diesem Frieden; aber dieser arme Staat hatte schwer an den Kosten des Krieges getragen und fühlte ihn lange in seinen inneren Verhältnissen nach.

England war Herrscher der Meere geworden. Keine Flotte konnte neben Britanniens Seemacht bestehen; seine Flagge wehte von da an auf allen Meeren; sein großartiger Colonialbesitz in allen vier Erdtheilen, die Grundlage seiner riesigen Verhältnisse in Industrie und Handel, ward zu einem großen Theile durch die für das Inselreich glücklichen Erfolge dieses siebenjährigen Land- und See-Krieges geschaffen.

Hingegen sank Englands jahrhundertlanger Gegner Frankreich tief herab an Macht und Ansehen. Was Prinz Eugen, der tapfere Ritter, und Lord Marlborough im spanischen Erbfolgekriege begonnen, die Demüthigung Frankreichs, die Niederwerfung des stolzen Staatsgebäudes, das Ludwig XIV. aufgeführt und das der Greis selbst schon in seinen Fugen wanken gesehen hatte, wurde jetzt vollendet, nicht durch schwere Schläge, die ihm zugefügt wurden, nein, durch die Auflösung des ganzen Staatslebens im Innern, durch die Verarmung des Volkes, die Entsittlichung der höheren Classen und durch die Machtlosigkeit, welche in diesem Kriege gleichmäßig Frankreichs Staatsmänner, Heere und Flotten gezeigt hatten.

König Friedrich II. hatte durch sieben Jahre seinen kleinen Staat gegen mehr als halb Europa vertheidigt, als ein großer Feldherr ging er aus diesem Kampfe hervor. Nur sein Kriegsgenie und seine Ausdauer waren es gewesen, welche ihn und sein Reich gerettet hatten; denn auf dem Felde der Diplomatie war er, als Kaunitz das große europäische Bündniß gegen ihn zu Stande brachte und sieben Jahre lang zusammenhielt, von diesem seinem großen Gegner stets überwunden

worden. Seine Siege auf dem Schlachtfelde, sein Ausharren nach Niederlagen fanden ihren Lohn darin, daß er seines Reiches Grenzen wieder herstellte, wie sie vor dem Kriege gewesen, daß Preußen von da an die fünfte europäische Großmacht, der zweite Staat in Deutschland wurde.

Oesterreich hatte dieser Krieg viele Tausende seiner besten Landessöhne, Millionen Gulden gekostet; seine Staatsschuld war in diesen sieben Jahren von 118 auf 271 Millionen Gulden gestiegen; seine Geldkräfte mußten, um die Opfer des Kampfes leisten zu können, auf das höchste angespannt werden. Alle Provinzen des weiten Reiches trugen schwer an diesen Lasten. Böhmen, Mähren und Schlesien hatten mehrmals die Leiden des Krieges in furchtbarer Weise bestehen müssen, Söhne aller Stämme des großen Kaiserreiches hatten auf den Schlachtfeldern geblutet — und dennoch war Maria Theresia's und ihres Volkes Lieblingswunsch, um deßwillen der Krieg begann, das ihr von dem „bösen Manne" entrissene Schlesien wieder zurückzuerobern, nicht in Erfüllung gegangen.

Aber dessenungeachtet ging diese Prüfung nicht ohne segensreiche Folgen für die Zukunft an Oesterreich vorüber. Einem großen langjährigen Kriege hatte es sich gewachsen gezeigt; mit dem größten Feldherrn seiner Zeit hatte es seine Kräfte gemessen und es war öfter als Sieger denn als Besiegter aus dem Kampfe mit ihm hervorgegangen. Denn seit der ersten unentschiedenen Schlacht bei Lobositz hatten die Heere Maria Theresia's nur zwei Hauptschlachten, bei Prag und bei Leuthen, gegen Friedrich verloren, dagegen drei entschiedene Niederlagen ihm beigebracht, unter Daun bei Kolin und Hochkirch, durch Loudon bei Kunersdorf. Zwei Hauptunternehmungen des preußischen Königs, die Bezwingung von Prag und von Olmütz, waren nicht geglückt, wogegen Daun bei Maxen und Loudon

in Schweidnitz zwar nicht unmittelbar gegen ihn, aber unter seinen Augen zwei glänzende Erfolge errangen. Die letzte große Schlacht zwischen Friedrich und Daun, bei Torgau, war für die Oesterreicher mehr ein verlorener Sieg als eine erlittene Niederlage, und von der Wiedereroberung von Schweidnitz sagte Friedrich selbst, er müsse viele Wochen verwenden, um einen Platz wieder zu nehmen, den er binnen zwei Stunden verloren.

Dies waren die militärischen Erfolge Oesterreichs, von nicht geringerer Bedeutung waren die seines innern Staatslebens. Seine Leistungsfähigkeit hatte sich in überraschender Weise gestärkt; die Gefahren, die ihm während des Krieges drohten, und die Nothwendigkeit, um diese zu bestehen, alle Kräfte anzuspannen, gaben seinen Staatsmännern Schärfe des Verstandes und Ernst des Willens, alle die reich vorhandenen Hilfsquellen zu benützen, neue aufzufinden, und belebten so den Staat. Aus dem Erbfolgekriege hatte Oesterreich das Bewußtsein seiner Existenz gerettet, aus dem siebenjährigen Kriege ging es mit dem Gefühle wiedererrungener Macht hervor; es faßte wieder Vertrauen zu sich selbst und mit diesem Muthe auch die Einsicht, die rechten Wege zu seiner ferneren Entwicklung zu suchen und zu finden. Jetzt, nach dem Hubertsburger Frieden, begannen Oesterreichs glückliche Tage. In allen Kreisen lebte es frisch auf von Reformen; Landwirthschaft und Bergbau blühten empor, Gewerbe und Handel wurden gefördert, die Keime geistigen Fortschrittes durch Hebung von Schule und Unterricht und durch die allmälige Entfesselung der Geister gepflanzt, und Wohlstand und Aufklärung wuchsen in früher nie geahnter Weise. Die siebzehn Jahre, die fürderhin noch Maria Theresia's Weisheit die Geschicke Oesterreichs leitete, gehören zu den schönsten und besten in der wechselvollen Geschichte unseres Vaterlandes!

Inhalt.

Die dritte Serie umfaßt die Bändchen:

11. Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg, von Prof. J. B. Weiß.

12. Maria Theresia vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges, von Dr. Ilwof.

13. Maria Theresia vom Hubertsburger Frieden bis zu ihrem Tode, von Dr. Leopold Ritter von Sacher-Masoch.

14. Joseph II. und Leopold II., von Prof. Jäger.

15. Kaiser Franz vom Beginn seiner Regierung bis zur Begründung der österreichischen Kaiserwürde, von Karl Werner.

16. Von der Begründung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausgang des Feldzuges in Rußland, von Prof. Wolf.

17. Die Befreiungskriege, von Dr. Joseph A. Freiherrn von Helfert.

Jedes Bändchen, in dem Umfange von 12—15 Druckbogen und darüber, kostet im Subscriptionswege 80 kr.

Abnehmer von 10 Exemplaren erhalten ein Exemplar gratis.

Jedes Bändchen bildet ein Ganzes für sich und kann daher auch einzelweise gekauft werden.

In dem ersten Bande der „österreichischen Geschichte für das Volk" (Aelteste Geschichte u. s. w.) haben sich folgende sinnstörende Druckfehler eingeschlichen:

Seite 5 Zeile 19 statt grüne lies grimme
„ 90 „ 11 } statt Messalina lies Messalinus.
„ 95 „ 16 u. 23 }

Von der „Oesterreichischen Geschichte für das Volk" ist bereits erschienen:

I.

Aelteste Geschichte

der

Länder des österreichischen Kaiserstaates

bis zum Sturze des weströmischen Kaiserreiches.

Von **M. A. Becker.**

VI.

Die österr., böhmischen und ungarischen Länder

im

letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung.

Von **Prof. Krones.**

XI.

Maria Theresia und der österr. Erbfolgekrieg.

Von **Prof. Weiß.**

Das nächste Bändchen erscheint im Laufe des Sommers.